



ARCHIWUM  
LEGIONÓW  
i N. K. N.

Nr 13

JOSEF  
PIŁSUDSKI

ERINNERUNGEN UND  
DOKUMENTE

ESSENER VERLAGSANSTALT G. M. B. H. ESSEN



# Josef Pilsudski

## Erinnerungen und Dokumente

Von Josef Pilsudski, dem Ersten Marschall von Polen,  
persönlich autorisierte deutsche Gesamtausgabe  
Mit einem Geleitwort von Ministerpräsident  
General Hermann Göring

Band I

Der große Marschall  
(Biographische Einleitung von Dr. W. Lipinski)

### Meine ersten Kämpfe

Nachwort von Prof. Dr. von Armin  
mit 2 Porträts, 1 Faksimile und 3 Karten

Band II

### Das Jahr 1920

(Mit der Abhandlung des bolschewistischen Generalissimus  
M. Tuchatschewsky)

Vorwort von Reichskriegsminister  
Generaloberst von Blomberg

Mit 1 Porträt, 1 Faksimile, 18 einfarbigen Skizzen und  
8 mehrfarbigen Karten

Band III

### Militärische Vorlesungen

Vorwort von Generalmajor von Rabenau

Mit 1 Porträt und 1 Faksimile

Band IV

### Reden und Armeebefehle

Mit 1 Porträt und 1 Faksimile

Jeder Band in Ganzleinen geb. 8,50 RM.

Lieferung kann durch jede gute Buchhandlung erfolgen.

Verlangen Sie dort oder beim Verlag den Sonderprospekt

**JOSEF PILSUDSKI / ERINNERUNGEN UND DOKUMENTE**

**Band III**







# JOSEF PIŁSUDSKI

## ERINNERUNGEN UND DOKUMENTE

Von Josef Pilsudski, dem Ersten Marschall von Polen,  
persönlich autorisierte deutsche Gesamtausgabe

Ausgewählt, bearbeitet und redigiert von Major Dr.  
Wacław Lipiński vom Militär-historischen Büro in  
Warschau und Generalkonsul J. P. Kaczkowski

Mit einem Geleitwort von Ministerpräsident General  
HERMANN GÖRING

*Band III*

Vorwort von

GENERALMAJOR Dr. phil. h. c. F. VON RABENAU

MILITÄRISCHE VORLESUNGEN

Mit einem Porträt, einem Faksimile und einer Karte

---

ESSENER VERLAGSANSTALT / ESSEN

Aus dem Polnischen übertragen von Jean Paul d'Ardeschah

Entwurf des Einbandes: Hermann Schardt, Essen.  
Alle Rechte vorbehalten. Copyright 1936 by Essener Verlags-  
anstalt G. m. b. H., Essen. Druck von Mänicke & Jahn A.-G.,  
Rudolstadt in Thür. Printed in Germany. Verlagsnummer 4.

# Militärische Vorlesungen



# Inhalt

Vorwort von Generalmajor Dr. phil. h. c. F. von Rabenau . . .	XI
Einleitung von Dr. W. Lipiński . . . . .	1

★

## Militärische Vorlesungen

Die Kampfkrisen . . . . .	7
Aus dem Balkankrieg . . . . .	15
I. Die Bulgaren . . . . .	17
II. Die Türken . . . . .	22
III. Die Ursachen der türkischen Niederlagen . . . . .	37
IV. Die Ursachen der türkischen Niederlagen, II. Teil . . . . .	51
Abriss der Militärgeschichte des Januar-Aufstandes . . . . .	61
Das Verhältnis von Wehrmacht und Volksgemeinschaft im Jahre 1863 . . . . .	161
Vom Wert des Legionärs . . . . .	183
Von der Führerschaft im Kriege . . . . .	217
Vom Wesen der Führung . . . . .	251
Die Obersten Feldherren . . . . .	289
Der Oberste Feldherr in Theorie und Praxis . . . . .	335
Demokratie und Wehrmacht . . . . .	355

★

Zur Aussprache . . . . .	371
Register . . . . .	371



# Vorwort

Von Generalmajor Dr. phil. h. c. F. von Rabenau



Der Feldherr ist Feldherr von Anfang an oder er ist es überhaupt nicht. Und dennoch, er muß es auch werden. Die angeborenen Eigenschaften sind immer nur Voraussetzung. Selbst das Genie braucht Arbeit und Fleiß, um die eigene Persönlichkeit zu entwickeln. Moltke hat das deutlich ausgesprochen. Erkennen und Können muß auch von der genialsten Führernatur erworben werden.

Marschall Piłsudski ist eine echte Führerpersönlichkeit. Er ist von der Natur zum Diktator der Seelen geschaffen. Indessen auch diese, man kann wohl sagen geborene, Herrschernatur hat gewußt, daß man lernen müsse, um herrschen zu können. Niemand hat ihm dabei geholfen. Er ist den schweren Weg seines Lebens auch im Lernen allein gegangen. Als Soldat hat Piłsudski sich selbst einen militärischen Autodidakten genannt. Dadurch hat er es bei der aus innerem Drange gewollten und als Zweck sich selber gesetzten Entwicklung zum Führertum teils naturgemäß schwerer, teils aber auch leichter gehabt. Leichter, indem der Suchende ungehemmt von fachlich geprägten Persönlichkeiten und Begriffen sich überwiegend dem zuwendet, was seinem eigenen Wesen wesentlich und wichtig ist. Die Vorträge und Vorlesungen Piłsudskis, die dieser Band der Erinnerungen des Marschalls zusammenfaßt, geben ein getreues Bild, wie er im eigenen Innern, in den Büchern der Geschichte und in der Umwelt, in der er wirkt, nach letzten Gründen, nach der Realität der Ideen, seiner Ideen, forscht. So forscht kein Mensch, der lediglich theoretischen Erkenntnissen nachgeht. So forscht eine Feuerseele, die um das Schicksal des eigenen Volkes kämpft. Hinter den Dingen sucht er in Vergangenheit und Gegenwart Menschen, und wo er die Menschen gefunden hat, forscht er nach ihrer Seele. Alles ist ihm nichts ohne die Seele.

Er will nicht etwa, nein er muß sich mit dem Problem des Führertums bis zur eigenen inneren Klarheit auseinandersetzen. Er kann nicht anders, als das Problem vom Seelischen aus anzupacken. „Wer Seele fordert, muß Seele geben. Wer nach Seelen

greift, muß mit der eigenen Seele bezahlen.“ Wer solche Worte spricht oder schreibt, muß selbst eine große und starke Seele haben.

Nichts Kleines haftet diesem Seelensucher an. Er untersucht stets nur die ganz großen Linien und findet sie oft in überraschender Weise auch in den einfachsten Vorgängen. Wie er dann das Gefundene wiedergibt, wie er die aufgespürten moralischen Werte des Kampfes, die seelischen Qualitäten als Hauptbestandteil des Führungskönnens schildert, das ist ganz offenbar bereits darstellende Kunst, dichterischer Schwung, der mit Farben und glühenden Bildern arbeitet. Gefühl und Empfinden beherrschen Begriff und Wort. Für ihn ist Führen Kunst, der Feldherr ein Künstler. Ganz unverkennbar braucht Piłsudski in den sachlichsten militärischen Vorträgen künstlerische Ausdrucksmittel des Dichters und des Malers. Er hat sich dabei nie geschaut, die Grenzen menschlichen Erkennens einzugestehen. Im Führungsproblem wie in jeder Kunst steckt ein irrationaler Rest, der intellektuell nicht zu fassen ist. Man sollte meinen, daß ein solches Feuer leicht dazu verführen könne, den Boden der Wirklichkeit zu verlassen. Piłsudski kennt diese Gefahr. Ja, noch mehr, er erkennt sie sogar als nützlich und unvermeidlich an. Er weiß, daß zu seinem Führertum des Erneuerers als Kennzeichen und Notwendigkeit einige Übertreibung der Aufgabe gehört. Nur bei seinem eigenen Glauben mitsamt dessen Mängeln wird man selig, will sagen kommt man ans Ziel. Piłsudski weiß aber auch, daß es zweierlei ist, ob man zum Lösen einer neuen Aufgabe den Schwung einiger bewußt tendenziöser Übertreibung hat, oder ob man diese Zusammenhänge übersieht und glaubt, im Umkreis normaler Arbeitsweise geblieben zu sein. Jedem Neuerer sind die Grenzen des Handelns anders gegeben, als dem, der erhalten soll. Aber die weit gezogenen Grenzen haben ihr eigenes Recht nur für die Zeit der Erneuerung. Es liegt viel innere Ehrlichkeit in dieser Erkenntnis. Dies Streben nach Wahrheit und letzter Wahrhaftigkeit lebt auch sonst in Piłsudskis Forschen und Handeln. Ihm sind genau so wie anderen großen Soldaten Irrtümer unterlaufen. Graf Schlieffen zwingt in seinen Schriften Dinge und Ereignisse mit der Macht der eigenen Gedankenfolge in bestimmte Bahnen. So hat auch Piłsudski gelegentlich die Dinge gesehen, wie er sie sehen mußte. Und dennoch ist dies Streben nach innerlicher Ehrlichkeit, das sich manchmal über humorvolle Bemerkungen zu beißender Ironie

steigert, verblüffend. Die innere Ehrlichkeit ist nicht etwa unbewußt. Piłsudski zählt zu den höchsten Tugenden des Feldherrn die, daß er keine Angst davor habe, nachzudenken, also auch unwillkommene Gedankengänge bis zu Ende zu denken. Wer den Lebensweg des Marschalls überblickt, kann eigentlich nichts anderes erwarten, als diese unerbittliche Wahrhaftigkeit im Handeln und im Denken. Wer sie nicht hat, muß im Kriege verlieren.

Gewiß ist uns manches von dem, was Piłsudski in seinen Studien über das Führerproblem feststellt, geläufig oder heute wieder geläufig. Und dennoch findet das meiste eine ganz eigenartige, nur diesem Manne eigene Fassung und Bewertung. Im heutigen Deutschland bringt man dieser Fassung und Bewertung des Führerproblems gewiß besonderes Verständnis entgegen. Wenn Piłsudski den Primat des Willens feststellt, so ist das heute kaum noch umstritten. Handeln ist Wollen und Können. Wollen ohne Können ist sinnlos. Trotzdem steht in jeder Führernatur die Willenskraft über der Einwirkung des Intellektes. Für Piłsudski aber ist darüber hinaus jedes Führerhandeln vielmehr seelische Tätigkeit. Er erkennt die seelischen Anzeichen und Ursachen jeder Führungskrise. „An den Wendepunkten des Kampfes wird der Sieg in den geheimen Tiefen der Seele erfochten, im Herzen, im Willen. In der Ausdauer des Menschen beim kritischen Wendepunkt tritt die Technik vor dem Charakter zurück.“ Der Glaube an das eigene Recht oder Unrecht bringt Sieg und Niederlage. Auch das sind vorhandene Begriffe. Aber es ist ungeheuer eindrucksvoll, welchen Ausdruck der Marschall dieser seelischen Tätigkeit gibt. Er spricht, und zweifellos aus eigener Erfahrung, von einer Qual des Schaffenden. Gewitterstürme rasen durch die Seele dessen, der den Entschluß faßt. Es ist ein ungemein sinnfälliges Bild dieser Qual, wenn er von Seelenknoten spricht, die in der eigenen Brust zu entwirren seien, und die man im Innern des gegnerischen Führers schürzen müsse. Schlieffen schreibt, man dürfe vom Gegner keinen Liebesdienst erwarten. Das hindert ihn nicht, festzustellen, daß ohne einen Terentius Varro kein Cannae möglich sei. Man darf nur den Fehler beim Gegner nicht ohne weiteres erwarten, sondern man muß ihn durch das eigene Wollen herbeiführen. Das ist es, was Piłsudski mit dem Schürzen des Seelenknotens in der Brust des Gegners meint. Im zweiten Bande der Erinnerungen ist deutlich zu lesen, wie sich die Seelenknoten beim Führer des

polnischen Heeres lösen, und wie sie Piłsudski in der Brust seines Gegners Tuchatschewsky entstehen läßt.

Es würde der gewaltigen Seele Piłsudskis durchaus nicht entsprechen, wenn er nur von einer Qual des Führens zu berichten wüßte. Ihm ist Führen gleichzeitig auch eine Lust. Der Wille ist ihm nicht etwa nur die notwendige Voraussetzung, er ist ihm viel mehr. Er spricht von der Lust am Wollen und nennt sie sein größtes Glück. Ein Mensch, der nur dem Gebot der Pflicht folgt, wenn er seinen Führerposten antritt, kann manches leisten. Eine echte Führernatur ist er nicht. Dem echten Führer ist Führen ein urwüchsiges Bedürfnis. Piłsudski hat ein ganz eigenes Beobachtungsvermögen dafür, daß die Kraft großer Männer nicht nur aus der Synthese ihrer Eigenschaften, sondern sehr häufig aus der Antithese entsteht. Lust und Qual, Leidenschaft und kühle Ruhe und vieles andere mehr erzeugen im führenden Mann Spannungen, aus denen erst die Kraft genialer Entschlüsse sich entwickeln kann. Piłsudski vermeidet so den Fehler, die Menschen ohne eigene innere Widersprüche zu sehen.

Er geht in dieser Richtung sogar noch einen Schritt weiter und kommt zu der Erkenntnis, daß nicht nur in der Führerpersönlichkeit Widersprüche kraftpendend sein können, sondern er stellt die Behauptung auf, daß jeder Führerentschluß, vom geringsten im Alltag bis zu den Entscheidungen, die Weltgeschichte machen, an sich einen notwendigen Widerspruch bedeutet. Wer diese Gedankengänge Piłsudskis liest, muß sie fast als eine Erlösung im Irrgarten eines schweren Problems empfinden. Nachträgliche Kritik an staatsmännischen oder militärischen Entschlüssen ist nicht leicht. Clausewitz hat schroff darauf hingewiesen, daß solche Entschlüsse sozusagen subjektiv und nach den Umständen gewertet werden müssen, wobei sich oft das Subjektive und die Umstände der Kenntnis des späteren Kritikers verschließen. Daher bleibt vielfach etwas Unbefriedigendes. Es gibt nur wenige weltgeschichtliche Entschlüsse, bei denen man nicht Meinung gegen Meinung setzen könnte. Piłsudski weist mit großartiger Einfachheit nach, daß dies gar nicht anders sein kann, daß jeder Entschluß einen inneren Widerspruch mit sich bringt. Jeder Führer, der sich zu einer Handlung entschließt, muß eine andere, an sich durchaus auch begründete, unterlassen. Es ist sehr selten in der Politik und in der Kriegführung so, daß es einen objektiv allein richtigen Entschluß gibt. Man mißverstehe diesen Gedanken nicht. Es handelt sich nicht um die be-

kannte Tatsache, daß jede Lage verschiedene Möglichkeiten der Lösung zuläßt und daß es im wesentlichen darauf ankommt, einen Entschluß mit ganzer Kraft durchzuführen. Es handelt sich hier vielmehr darum, daß in jeder Tat die Negation einer anderen unterlassenen liegt. Dem Führenden ist meist die Mehrzahl einander widersprechender Entschlüsse bekannt. Er kann also nicht instinktiv in einer Richtung gehen. Ihm wird der Widerspruch zur seelischen Belastung. Er will das eine und läßt bewußt das andere. Ich glaube, daß diese lösende und erlösende Erkenntnis so klar selten ausgesprochen sein wird, wie hier bei Piłsudski.

Der Marschall verschließt sich ferner keineswegs der nüchternen Wirklichkeit und den brutalen Anforderungen, die die Kriegshandlung an die Nerven des Führers stellt. Auch hier wieder sind es nicht alltägliche Beobachtungen, die er ausspricht. Er schildert von sich selbst, welche ungeheure Nervenprobe der Führer an Krisentagen aushalten muß. Auch das ist an sich natürlich bekannt und nichts Neues. Es hat aber einen eigenartigen Reiz, wenn Piłsudski zweierlei besonders hervorhebt. Er meint, bei aller stürmenden Willenskraft müsse der Führer die Kunst des Wartens können. Mehr noch, ein großer Führer müsse heiter warten und ausharren können. So heiter, daß er Heiterkeit um sich verbreitet. Vielleicht ist diese abwartende Heiterkeit einer der feinsten Züge am Feldherrn Piłsudski. Freilich wird er gerade in diesem Zusammenhang sehr bald recht ernst. Jeder andere Führer kann die Belastungsprobe der Nerven dadurch mildern, daß er sich von äußeren Einflüssen fernhält. Piłsudski ist der Meinung, ein Feldherr könne sich gegen die Außenwelt nicht verschlossen halten. Dann würde er unpersönlich. Er muß sich dem Andrang der Außenwelt und den Einwirkungen der Kriegserrscheinungen offen und bewußt aussetzen. Es ist ein echt Piłsudskisches Bild, in dem er diese Gedanken zusammenfaßt. Ein Feuerbrand ist um den Feldherrn entfacht. Er als einziger verbrennt nicht, sondern bleibt wie der Salamander unversehrt. Vielleicht ist das etwas persönlich gesehen. Sicher ist, daß Piłsudski solche Nervenprobe bestanden hat.

Es war unvermeidlich, daß der Marschall in seinem Forschen, das immer und immer wieder Führer und Führertum zum Ziele hat, eigene Wege ging. Er ist seit langem der einzige, in dem Feldherr und Staatsmann in einer Person vereint sind. Der letzte uns gewohnte Vertreter ist Friedrich der Große. Feldmarschall

v. Hindenburg ist auch beides, ist Feldherr und ist Staatsmann. Aber er ist es nacheinander. Der Marschall Piłsudski ist beides und beides gleichzeitig. So geht er denn an das Problem des Führers und des Führens wohl mit dem Zwecke heran, die Feldherrnfrage zu erforschen, aber er beginnt diese Forschung bewußt als werdender Staatsmann und beendet sie wiederum als Politiker.

Als Staatsmann durchforscht er die Geschichte seines Landes, teilt Lob und Tadel aus. Er weiß, daß jede führende Persönlichkeit in einem bestimmten Verhältnis zur Masse stehen muß. Piłsudski hat sich darüber sehr deutlich ausgesprochen. Ein Führer darf niemals unpersönlich werden. Vor allen Dingen ein Heerführer nicht. Immer muß der Befehlende Mensch sein, der wiederum an Menschen befiehlt. Nicht das Oberkommando befiehlt an die Division, nicht die Division an das Regiment, sondern die einzelnen Kommandeure befehlen an Kommandeure. Man stirbt nicht auf Befehl einer Dienststelle, sondern auf Befehl eines Führers. Man erkennt diese Art Befehlsgewalt, die es nur im Kriege gibt, nicht an, wenn sie unpersönlich wird. Die sittliche Berechtigung, die ganze Kraft eines Staates einzusetzen, läßt sich überhaupt nur aus dem sittlichen Wollen und der sittlichen Kraft des ganzen Volkes ableiten. Der Führer wird zur Verkörperung dieser sittlichen Kraft. Er kann mystisch über sich selbst hinaus gesteigert werden, aber er kann niemals zu einem abstrakten sachlichen Begriff herabsinken. Trotz dieser Erkenntnis hat auch Piłsudski sich jener Tragik nicht entziehen können, mit der große Führer durch ihr eigenes Werk von der Menge hinweg in die Einsamkeit gedrängt werden. Er hat diese Einsamkeit fast als etwas Selbstverständliches hingenommen und anerkannt. Sein war das ganze Werk, nur er konnte es von Anfang an fördern und auch zu Ende bringen. Aus diesem Bewußtsein heraus, ein Alleiniger zu sein, gibt er dem Angriff auf Wilno 1920 einen besonderen und eigenartigen Sinn. Er muß etwas tun, was kein anderer kann, etwas ganz Außergewöhnliches. Er will zeigen, daß er leistet, was andere zu leisten nicht imstande sind, daß er Unerhörtes, Einzigartiges kann. Er türmt die Schwierigkeiten, um gleich darauf zu beweisen, daß ihre Überwindung inzwischen Notwendigkeit geworden ist. Der Glaube an die eigene Sendung ist Voraussetzung jeglicher Größe.

Die polnische Nation hatte leider seit dem Mißerfolg von 1863 zu großen Teilen den Glauben an eine Befreiung durch Kampf

verloren. Das ist es, was den Marschall schon in jungen Jahren über die Allgemeinheit hinaushebt, daß er an die Zukunft seines Volkes glaubt. Er wird hier zum Propheten, den gerade ein nationalsozialistisches Deutschland versteht. Die Erben einer Niederlage können sich aufraffen, wenn ihnen eine ruhmvolle Überlieferung aus dieser Niederlage hinterlassen ist. Die Macht des Gefühls tritt hier in den Vordergrund. Piłsudski, der sich in den Zeiten nach dem Weltkriege so oft ausdrücklich an Vernunft und Verstand gewendet hat, betont dennoch immer wieder diese aus dem Gefühl erwachsene Kraft. Er sucht schon lange vor dem Weltkriege, sein Volk wieder hart und unbeugsam zu machen. Erziehungsmittel soll dereinst der Heeresdienst werden. Notwendig ist dazu allerdings eine Idealisierung des Soldatenstandes. Es ist nicht gleichgültig, wie sich eine Volksgemeinschaft zur Wehrmacht stellt.

Weil in Piłsudski Staatsmann und Feldherr vereint sind, so sinnt er erst recht dem Verhältnis dieser beiden Führungsfaktoren nach. Er geht von der Behauptung aus, daß der Feldherr vom Politiker nicht zu trennen ist. Und wenn eben beides in einer Person nicht vereint ist, so müssen beide Persönlichkeiten in irgendeiner Art zu gemeinsamem Handeln zusammengefaßt werden. Ein leitender Gedanke muß den Soldaten und den Politiker zusammenzwingen. Es ist seltsam, ein besonderes Wechselspiel der Gedanken hierbei zu beobachten. Piłsudski betont in einer fast schroffen Weise die Selbständigkeit des führenden Soldaten. Er lehnt eine politische Einwirkung auf die eigentliche Heerführung völlig ab. „Wenn ich mit jemandem zusammen überlegen sollte, wie ich zu befehlen habe, würde ich lieber gar nicht befehlen, als solche Dummheiten machen. Es ist unmöglich, auf dem Kampfplatz die Macht mit jemandem zu teilen.“

Und trotzdem erkennt er die Notwendigkeit einer Einwirkung des Staatsmannes an, die sich in seiner eigenen Person in der für Polen schlechthin entscheidenden Stunde 1920 zu einem dem Feldherrn übergeordneten Faktor steigert. Er selbst gibt zu, daß das Unternehmen gegen Wilno militärisch in einer Weise mangelhaft vorbereitet war, die den Entschluß nicht rechtfertigte. Gegen dieses soldatische Wissen entschied der Staatsmann. Klarer kann das Übergewicht des Staatsmannes nicht zum Ausdruck gebracht sein. Die politische Aufgabe jeden Krieges stellt der Staatsmann. Wie er sie löst, das ist Sache des Feldherrn allein.

Übrigens läßt grade der Schlag gegen Wilno eine sehr wesent-

liche Feldherrneigenschaft bei Pilsudski erkennen, jene divinatorische Gabe, die Grenze vom Möglichen zum Unmöglichen zu finden. Das Genie sieht Möglichkeiten dort, wo der normale Verstand sie verneinen muß. Leuthen und Tannenberg sind so geschlagen, daß nur höchste Feldherrnkunst solche Kühnheit wagen durfte. Irrtum und Kühnheit liegen hier allerdings gefährlich nahe beieinander. Kunersdorf zeigt, daß die Grenze überschritten, die Mühle von Verdun beweist, daß diese Grenze nicht erkannt ist. Wilno ist ein Sieg, den die Sehergabe Pilsudskis vom Unmöglichen zum Möglichen gewandelt hat.

Pilsudski wußte, daß aus der Zweiheit des Staatsmannes und Feldherrn Reibungen entstehen müssen, einfach deshalb, weil vom Feldherrn absolute Einordnung in die einheitliche Leitung und gleichzeitig absolut selbstverantwortliche Führung der militärischen Operation verlangt wird. Er wußte sogar, daß diese Reibungen selbst dann noch entstehen können, wenn beide Funktionen in einer Person vereint sind, allein aus dem Unterschied der Aufgaben. Sind die beiden Funktionen aber nicht in einer Person vereint, dann sprühen erst recht Funken. Aus diesen Funken kann gefährliches und nützlich Feuer entstehen. Es liegt nun wiederum viel innere Wahrhaftigkeit darin, wenn Pilsudski erklärt, daß die Gegensätzlichkeit zwischen Politik und Kriegführung niemals ganz aus der Welt zu schaffen sei. Wie viele große Männer haben sich bemüht, dies Problem einer tatsächlichen Lösung zuzuführen. Pilsudski hält es für an sich unlösbar. Immer wird eine Gegensätzlichkeit bleiben. Es handelt sich nur darum, das günstigste Verhältnis aufzuspüren. Es ist nicht notwendig, ja es ist nicht einmal nützlich, die Reibung völlig zu beseitigen. Es handelt sich lediglich darum, die Forderungen der Politik und die Forderungen des Krieges gegeneinander einzuschränken. Zu trennen sind sie nicht voneinander. Das Verhältnis, in dem man sie zueinander stellt, das eben ist geniale Führertätigkeit. Man kann diese Tätigkeit erleichtern, indem man einen gesetzlichen Zwang zugrunde legt, indem man schon im Frieden den Obersten Feldherrn Mitglied der Regierung sein läßt.

Aber ein bedingungslos wirksames Mittel, man muß dies betonen, erkennt Pilsudski nicht an. In jedem Kriege wird immer wieder aufs neue die Gefahr emporwachsen. Bekommt der politische Teil das unbedingte Übergewicht, so entsteht ein System, das nach Pilsudskis Ansicht 1920 die sowjetrussische Niederlage

herbeigeführt hat. Daß ein rein militärisches Übergewicht falsch ist, liegt im Wesen der Sache. Es kann nicht ausbleiben, daß man sich, gerade weil die Unlösbarkeit des Problems anerkannt wird, nach einer Aushilfe umsieht. Das alte Rom fand in der zeitlich bemessenen Diktatur einen Weg. Aber dieses System Roms ist leider nicht möglich ohne die römische Seele. Und dennoch bleibt nichts übrig, als eine Persönlichkeit zu suchen, die in der Krisis des Krieges die beiden Machtfaktoren eint. Graf Schlieffen sah ein Triumvirat, von denen mindestens einer etwas vom Salböl Samuels haben muß. Piłsudski läßt die letzte Lösung offen. Einen gesetzlich zwingenden Faktor der Vereinigung dieser immer gegensätzlichen Mächte innerhalb eines Volkes muß es geben. Fehlt er, so besteht Gefahr.

Führen heißt befehlen. Befehlen fordert Gehorsam. Es ist unendlich wohltuend, wie der Marschall die Gefahr vermeidet, sich in komplizierte Theorien über den Gehorsam zu verlieren, und immer wieder den Ausweg zur einfachen Wirklichkeit findet. Er macht es der allgemeinen Auffassung geradezu zum Vorwurf, daß sie unlebendig geworden ist. Überall, wo man den Begriff des Gehorsams festlegt, stellen sich technische Definitionen und Regeln ein, aber man erkennt dahinter nicht immer ausreichend den Menschen. Die beste Kriegsmaschine ist nichts wert, wenn der Mensch sie durch unwillige Arbeit verdirbt. Piłsudski steht bei seinen Darlegungen über die Beziehungen zwischen Führerperson und geführter Menge offensichtlich stark unter dem Einfluß seiner persönlichen Entwicklung, in der er das Eindrucksvolle seines eigenen Menschentums in die Waagschale geworfen hat. Aber er trennt sich trotzdem ganz deutlich von denen, die dem militärischen Gehorsamsbegriff insofern eine Bedingtheit beigegeben, als sie den Gehorsam des einzelnen Truppenverbandes an eine bestimmte Führerpersönlichkeit binden. Piłsudski nennt es ganz offen einen anarchischen Zustand, wenn die Führer ihre Truppe als ihr persönliches Eigentum betrachten. Er vertritt die Unbedingtheit des Gehorsams mit einer unbarmherzigen Härte. Er schreibt ganz deutlich, daß das Soldatsein an sich eine unerträgliche Unterwerfung eines Menschen unter den anderen sei. Erst die Achtung vor dem Führer und die Achtung vor dem Soldaten ganz allgemein mache den bedingungslosen Gehorsamsbegriff, der keinerlei Einschränkung, welcher Art sie auch sei, dulde, erträglich. Dann allerdings, wenn diese hohe Achtung vorhanden ist, dann kann man sogar von einer seelischen Schönheit

des soldatischen Befehlens und Gehorchens sprechen. Diese Schönheit wird geboren aus der Vereinigung von Heroismus und Disziplin. Aus dieser Vereinigung entsteht dann das Höchste, was der Soldat besitzt: die Ehre. Es ist ein gedanklich kühnes Ansteigen von der unerträglichen Unterwerfung des Menschen unter den unbedingten Gehorsamsbegriff über die Schönheit der Seele bis zum soldatischen Ehrbegriff hin. Der Marschall hat es vermieden, den in seiner Härte freilich schwer zu tragenden, in seiner Einfachheit erst wirklich großartigen Gehorsamsbegriff durch unendlich verwickelte und meist recht wirklichkeitsferne Begriffsanalysen zu zerstückeln.

Die Geschichte jeder Wehrmacht ist die Geschichte des Befehlens. Hartes Muß ist der Kern jeden Führungsproblems. Das führt Pilsudski dazu, sich in einer selbst bei ihm ungewöhnlichen Schärfe mit der Einstellung der Vertreter einer betont individualistischen Geistesrichtung zum militärischen Führungsproblem auseinanderzusetzen. Diese Individualisten weichen nach seiner Ansicht zweifellos vor dem Problem zurück und überlassen dem Soldaten die Last des Befehlens und des Müssens. Dabei bleibt das Problem ungelöst bestehen und nur derjenige sieht das nicht, der es nicht sehen will. Ein Individualist in richtigem Sinne, mit Pilsudskis Worten ein freier Demokrat, ist für ihn ein alltäglicher Widerspruch zum Soldaten. Er sagt wörtlich, daß die Kinder des Gebotes und die Kinder der Freiheit in großen Umwälzungen gegeneinander stehen. Wohl erkennt er die großen Leistungen der Schweiz an. Aber das ist eben nur eine Lösung für die Schweiz. In seiner Wahrhaftigkeit bekennt Pilsudski, daß er für den Gegensatz zwischen rein individueller Freiheit und der Unterordnung unter das Gebot keine vollständige Lösung gefunden habe. Für diesen Mann mußte die Lösung vielleicht ausbleiben, weil er, um eine Lösung zu finden, Kräfte in sich selbst hätte verneinen müssen. Gott hatte in seine Brust die Kraft und die Macht des Befehlens gelegt, dazu die Liebe zur Macht und Kraft. Aber er war auch ein Sohn der Freiheit. Ihretwegen suchte er die Macht. Er fand aber Macht nirgends ohne die Gewalt des Gebotes und des Müssens. Die Elemente großen Führertums sind in ihm vereint. Gerade deswegen erkannte er hier für sich ein ewiges Problem an.

Vielleicht brauchte er überhaupt nicht überall Lösungen von Einzelproblemen. Er hatte den einen Leitstern, die Ehre. In drohendem Tone ruft er: „Hütet Euch, Ihr Herren, das Ehrge-

fühl anzutasten!“ Man glaubt Scharnhorst oder Gneisenau zu hören, wenn Piłsudski sagt: „Die Ehre ist der Gott des Soldaten, der ihm das Gebot bringt.“

Ehre ist mehr als ein Rechtsbegriff. Ehre ist seelischer Besitz. So hat dieser Mann alles Handeln und Denken, alle Problematik sein Leben lang seelisch durchglüht. Der Sieg ist für ihn ein seelischer Vorgang. Der Wille beugt die Seele des Gegners. Wer aber willensstark sein will, muß die Wahrheit in der eigenen Seele suchen und die Kraft in der eigenen Seele entstehen lassen.

Piłsudski war ganz gewiß eine Führernatur. Deshalb bewundert ihn sein eigenes Volk, und nicht nur sein eigenes Volk, sondern die Welt. Ein echter Führer ist allein der, der eine große Seele hat. Er hatte sie. Sein Leben war heldisch und leidenschaftlich wie Beethovens Appassionata, von der gesagt ist, man würde jedesmal tapferer, wenn man sie hört. Man wird tapferer, wenn man den Worten und Taten des Marschalls Piłsudski nachsinnt.

piscare paratiz dech.

Dolno - sgrubly i gogrua pccr.  
 bngastopa ixticai i nufc  
 Crai. uor  
 matra . driso - Trovay Jung  
 upacy  
 abonir. Jzave - manca  
 ogfaca  
 spuj iise  
 Ducto - bitilisi ebu  
 bay. lii puru  
 ca . uor  
 zjadz encleri ozkoj lypure.  
 manca upogadca  
 i pccri kaj  
 srad. kady palek dca i dalya  
 Tubnyj . delonyj  
 jesi udradnici - draduan v'ome.  
 co v'iccu iostav.  
 H. u. u.

### Handschrift zu „Militärische Vorlesungen“

Entwurf zu einer Vorlesung über Wilno

(Der Marschall hatte die Gewohnheit, seine Vorlesungen auf diese Weise zu skizzieren, worauf er dann den Vortrag aus dem Stegreif hielt)



Aufn. Jan Rys, Warschau

*J. Piłsudski*

Josef Pilsudski  
bei Abnahme einer Parade in Warschau 1933

# Einleitung

von Dr. W. Lipiński



Die in diesem Band enthaltenen Vorlesungen und militärischen Schriften von Josef Piłsudski lassen sich, obgleich sie aus verschiedenen Zeitabschnitten stammen, zu mehreren besonderen Gruppen verbinden, und zwar in bezug auf ihren gedanklichen und begrifflichen Inhalt.

Die erste Gruppe bilden Vorlesungen und Schriften, die mehrere Jahre vor dem Weltkrieg entstanden sind, als Marschall Piłsudski die militärische Ausbildung der polnischen Jugend im Rahmen der Organisationen des Verbandes des Aktiven Kampfes und der Schützenbünde leitete und zugleich selbst eingehende und gründliche militärische Studien trieb, zunächst über Napoleonische Feldzüge und den polnischen Aufstand gegen Rußland vom Jahre 1863, dann aber auch über zeitgenössische Kriege: den Buren-, den Russisch-Japanischen und den Balkankrieg. Piłsudski erforscht und vertieft sich in dieser Zeit bis in alle Einzelheiten in die taktischen Episoden, in denen die neue Art der Kriegsführung zum Ausdruck kommt. Überall, wie in der geschichtlichen Fernschau, so auch in den zeitgenössischen Ereignissen beschäftigt ihn vor allem die Frage der Führerschaft. Durch seine Studien über die Strategie der Revolution und der Massenbewegungen in Verbindung mit der Erforschung der neuesten Taktik bildet er sich selbständige, durchaus eigenartige Begriffe der Kriegsprobleme.

Gleichzeitig arbeitet Piłsudski als Unterrichtender; er hält ununterbrochen Vorträge und Vorlesungen aus dem Gebiet der strategisch-revolutionären und militärgeschichtlichen Probleme in den höheren Lehrgängen des Verbandes des Aktiven Kampfes in Lemberg, sowie in Krakau. Diese Arbeit, die im geheimen geführt werden mußte, fand einen schwachen Widerklang in den damaligen Publikationen; erst die im Frühjahr 1914 gegründete offizielle Zeitschrift des Schützenbundes „Strzelec“ wird zum Betätigungsgebiet, auf welchem Piłsudski die Möglichkeit findet, seine wissenschaftlichen und sittlichen Grundsätze des für den

Bund maßgebenden Erziehungs- und Schulungssystems darzulegen.

Die zweite Gruppe bilden die Studien, die Piłsudski über die Geschichte der polnischen Aufstände gegen Rußland aus den Jahren 1831 und 1863 durchführt. Die Ereignisse des zweiten Aufstandes üben vor allem einen starken und entscheidenden Einfluß auf die Seele Piłsudskis aus. Piłsudski gehörte der Generation an, die unmittelbar nach der Tragödie jener Aufstandsjahre ins Leben getreten war, und ist mit ihrer Geschichte durch seine persönlichen Schicksale wie auch durch das Los des vorhergegangenen Geschlechtes eng verbunden.

Der schöpferische Intellekt, die geistige Regsamkeit, die Piłsudski unaufhaltsam zur Betätigung drängten, erlaubten ihm nicht, angesichts des Problems des Aufstands vom Jahre 1863 in einer duldenden Haltung zu verharren. Seine Einstellung ist von seiner Jugend auf eine tatkräftige. „Schon früh in meinem Leben“ — schreibt er über sich selbst — „vielleicht zufolge meiner widerspenstigen Natur, wurde ich dazu angetrieben, diesen für mich seltsamen Widerspruch, der in meinem Verhältnis zu den Ereignissen des Jahres 1863 bestand, zu lösen.“ Diese Ereignisse wecken in ihm „tiefe Erlebnisse“ und „ein leidenschaftliches Bedürfnis nach Wahrheit“.

Das Suchen nach geschichtlicher Wahrheit, das Ablehnen der Legende, welche die Geschehnisse des Jahres 1863 umhüllt, wird für Piłsudski eine Frage, der er viel Mühe widmet. Die Frucht dieser Arbeit ist der „Abriß der Militärgeschichte des Januar-Aufstandes“, welcher die Gestalt von Vorlesungen angenommen hat, die er im Frühling 1912 in Krakau zum Vortrag bringt und in der im Jahre 1914 herausgegebenen Schrift „Der 22. Januar 1863“ veröffentlicht.

Die folgenden zehn Jahre, die in dem Verlauf des Weltkrieges das Antlitz der polnischen Wirklichkeit verwandelt haben, gestatten ihm nicht, die Studien über den Januaraufstand wieder aufzunehmen. Erst wieder am Anfang des Jahres 1924 hält Piłsudski, schon als Erster Marschall von Polen, eine Vorlesung in Warschau, betitelt: „Das Jahr 1863“. Gegen Ende desselben Jahres hält er in Wilno auf Einladung einer Anzahl von Professoren der dortigen Universität drei Vorlesungen, unter dem gemeinsamen Titel: „Der Einfluß des Ostens und Westens auf Polen in den Zeiten von 1863“. Er kehrt schließlich ein Jahr später zum fünftenmal zu dem Thema des Aufstandes zurück, als er auf die

Einladung der Offiziere des Generalstabs hin eine umfassende Vorlesung über „Das gegenseitige Verhältnis des Heeres und der Volksgemeinschaft im Jahre 1863“ verfaßt.

In all diesen Arbeiten tritt Piłsudski gegenüber Fragen von umfassender Bedeutung als Geschichtsschreiber auf, der den vollständigen Apparat beherrscht, sich vortrefflich der wissenschaftlichen Methoden bedient und sie mit der treffsicheren Zweckmäßigkeit eines Mannes der Wissenschaft anzuwenden weiß. Den ersten, nämlich den Krakauer Vortrag „Ein Abriß der Militärgeschichte“, stützt er zunächst auf eine Würdigung des Problems selbst sowie auch seiner Quellen, worauf er in einem sachlichen Aufbau die wesentlichsten Kennzeichen des verlorenen Aufstandes darstellt. Er erstaunt durch die Entfaltung der Probleme, durch die Darstellung ihrer Wechselwirkung und durch die in dieser Exposition enthaltene Arbeit der Zergliederung und Zusammenfassung.

Einen ganz eigenen Charakter, wie in bezug auf die formale Arbeitsweise, so auch in Hinsicht auf den inneren Aufbau, weist die fünfte und letzte Arbeit auf, die er den Problemen des Aufstandes widmet. Wenn die ersten Arbeiten den Stempel von wissenschaftlichen Untersuchungen tragen, die vor allem als Forschungs- und Erkenntnisstoff für die Schüler der Offizierslehranstalten der Schützenverbände dienen sollten, so werden die zehn Jahre später zum Ausdruck gebrachten als Betrachtungen gelten, in denen an Stelle der Zergliederung die Zusammenfassung hervortritt und ein durchdringender Tiefblick eines Staatsmannes den Platz einer wissenschaftlich-methodischen Untersuchung einnimmt: eines Staatsmannes, der die Kräfte des Volkes in Stunden schwerer Freiheitskämpfe abwägt.

Die dritte Gruppe der Arbeiten Piłsudskis, die in diesem Band enthalten sind und ein in sich geschlossenes Ganzes bilden, umfaßt Vorlesungen und schriftstellerische Arbeiten, in denen Fragen der Führerschaft im Kriege analysiert werden. In den fünf, an erster Stelle hier aufgenommenen, in Wilno 1923 gehaltenen Vorträgen (die leider nicht stenographiert worden sind), führt Josef Piłsudski eine Untersuchung seiner als Oberster Feldherr, während der Wilnoexpedition im Jahre 1919 vollbrachten Führertätigkeit durch. Die zweite Arbeit bilden zwei Vorlesungen: über taktische und höhere Führung, vereint unter dem Titel „Vom Wesen der Führung“. In diesen Vorlesungen beleuchtet der Marschall die inneren Gesetze eines Entschlusses und die

Pflicht des Befehlens unter Berücksichtigung des Zeitelements, indem er seine Ausführungen durch eine Menge vortrefflich durchdachter Beispiele aus dem Weltkrieg veranschaulicht. In der dritten Arbeit, „Die Obersten Feldherren“, die nicht vorgelesen, sondern niedergeschrieben worden ist, gibt Pilsudski eine tieferschürfende Darstellung der Bedingungen persönlicher Beziehungen, die in der Stellung des Obersten Feldherrn zu beachten sind. In den zwei letzten Vorträgen, betitelt „Der Oberste Feldherr in Theorie und Praxis“ und „Demokratie und Wehrmacht“, entfaltet er eine tief erfaßte und zugleich anschauliche Schilderung der Seele des Führers, der unter der Last gewaltiger Verantwortung arbeiten muß, und untersucht die ewigen Gesetze der Wehrmacht und des Krieges angesichts der wichtigen Soldatenpflichten und der Stellung, welche die Volksgemeinschaft zu ihnen einnimmt.

# Die Kampfkrisen

*Diese Studie „Die Kampfkrisen“ entstand aus einer öffentlichen Vorlesung, die Josef Pilsudski im Jahre 1911 in Lemberg hielt.*

Der Sieg im Kampf der heutigen Zeit ist das Ergebnis großer Anstrengungen, sehr langwieriger Anstrengungen, während derer die Schale des Erfolgs schwankt. Nach langem Ringen folgt schließlich im Kampf ein Wendepunkt, nach dem die eine Partei der anderen unterliegt. Das ist jener krisenhafte Augenblick des Unterliegens, des Eingestehens der eigenen Schwäche, der Anerkennung des Übergewichts des Siegers über sich, ein Augenblick, den man ebenso auch bei einem Kampf der Athleten beobachten kann. In den Kämpfen unserer Zeit, die langwierig sind, haben die seelischen Anzeichen einer Krisis große, gewaltige Bedeutung.

Im Altertum kämpfte man auf diese Weise, daß die streitenden Stämme sich gegenseitig ausrotteten. Der Kampf dauerte damals nicht lange, der Wendepunkt kam schnell. Je weiter die neuzeitlichen Kampfmittel von jenen Zeiten entfernt sind, desto länger währt das Schwanken des Sieges, und desto mehr steigert sich die Bedeutung der seelischen Ursache. Die Feuerwaffe hat die Menschen voneinander entfernt, hat den Kampf verlängert, der mit der Niederringung des Gegners endet. In napoleonischen Zeiten dauern Gefechte vierundzwanzig Stunden; im Laufe eines Tages wird die Sache entschieden. Heute dauert ein Kampf wochenlang. Wenn wir aus dem Glauben des Altertums ein Gleichnis schöpfen wollten, um die Unsicherheit des Ergebnisses unserer heutigen Kämpfe zu kennzeichnen, so

müßten wir sagen: Zeus, der die Waagschalen des Erfolges in seinen Händen hält, wägt heute lange und gebraucht viel feinere Gewichte . . . Die Franzosen haben den ersten Abschnitt eines Kampfes sehr treffend ein Gefecht des Abnützens, „combat d'usure“ genannt.

Da wird tatsächlich die Kraft des Menschen, die Kraft des menschlichen Charakters wie zwischen Mühlsteinen zerrieben. Das Gefecht selbst wird in seinem ersten Abschnitt eigentlich in der Absicht geführt, den Gegner in einen Zustand vollständiger Erschöpfung zu versetzen und darin zur Krise zu bringen. Einen Kampf der Nerven nennt ein zeitgenössischer militärischer Schriftsteller dieses Ringen. An den Wendepunkten des Kampfes wird also der Sieg in den geheimen Tiefen der Seele erfochten. In die Waagschale des Sieges fällt die Entscheidung im Herzen, im Willen, im Charakter, in der Ausdauer des Menschen. Beim kritischen Wendepunkt tritt die Technik vor dem Charakter zurück.

Was nämlich die technische Seite der heutigen Kämpfe und die Verlustergebnisse betrifft, die von den kämpfenden Parteien erlitten werden, so ist es offenbar, daß die heutigen Kriege weniger blutig sind als die früheren. Napoleon bezahlte seine Siege mit der Opferung von 40 bis 50 Prozent seiner Leute. Heute fallen etwa 20 bis 30 Prozent der Kämpfenden. Heute sieht man die Erscheinung, daß die Mordwerkzeuge noch zu einem langen Dienst fähig sind, die Menschen aber verbraucht werden und zurücktreten.

Einige aus den letzten Kriegen geschöpfte Beispiele werden die Stimmungen in den jetzigen Kämpfen treffend veranschaulichen.

Nehmen wir als Beispiel eine Episode aus dem Kampf

um die Befreiung von Ladysmith während des Burenkriegs. Die Buren hatten bei Ladysmith vorteilhafte Stellungen besetzt, die ihnen das Zurückschlagen der Versuche zur Entsetzung der belagerten Festung ermöglichten. Dennoch führte der englische General Buller eine Reihe von Versuchen aus, die Festung zu befreien.

Eine der Schlußepisoden eines solchen Versuchs war die Schlacht um die Höhe vom Spionskopp. Buller kann den Widerstand der Buren nicht brechen. Vier Tage vergehen mit einer zwecklosen Abnutzung der Menschenkräfte. Da beschließt Buller einen Nachtangriff auf den Spionskopp. Zweieinhalb Bataillone gehen zum Angriff vor und verdrängen die Buren aus ihrer Stellung. Ein dreifaches Hurra verkündet der im Tal stehenden englischen Armee den Sieg.

Der Buren bemächtigt sich eine große Entmutigung; alle sind einer Niederlage sicher. Da fand sich jedoch ein Mann, es war der Burengeneral Botha, der — die von den Engländern begangenen Fehler ausnutzend — ein paar hundert Leute sammelte und sich unter Mitnahme von Artillerie an den Gegenangriff machte. Es entspann sich ein Kampf, der einen ganzen Tag dauerte. Der Sieg schwankte hin und her. Hitze, Durst, die Unmöglichkeit, die Gefallenen fortzuschaffen, die unbequemen Positionen verbrauchten die Kräfte und die Willensstärke beider kämpfenden Parteien.

Die Nacht bricht herein. Der Anführer der Engländer, Oberst Thornecroft, befiehlt den Rückzug. Ihm fehlte die Kraft auszuharren.

Auch die Buren verlassen ihre Stellungen. Beide Parteien räumen den Berg. Daß der Sieg auf der Seite der Buren verblieb, war wiederum ein Verdienst des Generals

Botha, der mit Bitten und Drängen etwa 40 Leute zu sammeln vermochte, mit denen er die verlassene Stellung von neuem einnahm. Auf seiten der Buren fand sich ein Mann, dessen Kräfte nicht zersetzt waren, der standhaft blieb — und sie haben gesiegt.

Und der materielle Verlust? Er war unvergleichlich geringer als in früheren Zeiten: 30 Prozent an Toten und Verwundeten. Zwei Drittel der Armee blieben unversehrt. Nach dem verlorenen Kampf blieben zwei Drittel „lebende Kämpfer“ übrig.

Ein anderes Beispiel aus dem Russisch-Japanischen Krieg. Sieben Tage kämpfte man bei Liao-yang, und nach diesen sieben Tagen verdichteten sich auf einmal die Hoffnungen beider kämpfenden Armeen auf einen Berg (Mandschujama). Dieser Berg war von der XV. japanischen Brigade des Generals Okasaki besetzt. 48 Stunden hindurch bestürmten die Russen die Stellung dieser Brigade mit 60 Bataillonen. Die Japaner verteidigten diese Position inmitten der Leichen ihrer gefallenen Kameraden, beim Gebrüll von 152 Kanonen, die ihnen den Begräbnismarsch aufspielten. Ununterbrochen folgten einander die Sturmangriffe der Russen. Die Brigade blieb standhaft.

Man kann diese oder jene Maßnahme der russischen Befehlshaber anfechten. Das verkleinert nicht das Außergewöhnliche dieses Geschehens, daß sechs Bataillone im Laufe von 48 Stunden in ihrer Stellung ausharrten und den fünf-fachen Ansturm des Feindes zurückschlugen. Als diese Brigade ihre Verschanzungen verließ, waren die Menschen Schatten ähnlich. Man mußte besondere Kompanien abkommandieren, ihnen das Essen zu kochen; denn diejenigen, welche die Kampfkrise durchgemacht hatten, waren dazu nicht mehr fähig.

Die Verluste waren auch in diesem Fall im Vergleich zu den seelischen Erlebnissen unbedeutend: sie betrugten etwa ein Drittel der Gesamtstärke.

Solche Kampfkrisen macht jeder Einzelne, jeder Mensch im Laufe des Kampfes durch. Aus den Tagebuchaufzeichnungen eines russischen Hauptmanns kann man ein derartiges Beispiel einer individuellen Kampfkrise anführen.

Dieser Hauptmann erhielt den Befehl, mit seiner Kompanie eine gewisse Stellung einzunehmen. Nach der Einnahme wurde die Kompanie mit einem Hagel von Geschossen überschüttet. Die Lage wurde bedrohlich, verzweifelt. Nicht fähig, selbständig einen Entschluß zu fassen, und bestrebt, seine Verantwortung zu verringern, beschließt er, einen Boten zum Kommandanten zu senden mit der Anfrage, was er beginnen soll.

Angesichts der verzweifelten Lage jedoch, in der sich seine Kompanie befand, angesichts des auf allen Seiten lauernden Todes und Entsetzens brachte er es nicht über sich, einem der Soldaten unmittelbar den Befehl zu erteilen. Er ruft also die Soldaten auf, sich freiwillig zu melden. Schweigen war die Antwort auf die Aufforderung des Hauptmanns. Zitternd, blaß, unbeweglich stehen die Soldaten da. Der Hauptmann beginnt also zu bitten, schließlich sogar zu flehen, daß einer den Mut aufbringe, mit einem Bericht zum Kommandanten zu gehen; denn ihm selbst als dem Anführer ist es unter strengster Verantwortlichkeit verboten, seinen Posten zu verlassen. Nach langem Beschwören meldet sich schließlich ein Freiwilliger. Der Hauptmann berichtet, daß ihn beim Anblick dieses Helden ungeachtet der furchtbaren Lage das Lachen ankam. Der Freiwillige bebte am ganzen Leibe und war einer Ohnmacht nahe. Und dennoch hatte er die Willensanspannung

siegreich vollbracht und war aus der Kampfkrise als Sieger hervorgegangen.

Auch die Feldherren sind nicht von den schweren Augenblicken solcher Krisen verschont geblieben. Solche schweren Augenblicke durchlebte Kuropatkin bei Liao-yang. Anfangs schien sich alles zu einem Sieg für ihn fügen zu wollen, bis auf einmal eine verhängnisvolle Meldung die andere zu jagen beginnt. Die sichersten Korps versagen.

Kuropatkin wägt das Schicksal der Schlacht. Sieben Tage eines furchtbaren Kampfes üben ihren Einfluß auf ihn aus. Soll er sich geschlagen geben oder nicht? Und er entschied, daß die Schlacht verloren war.

Und hier noch — als Gegenstück — das Verhalten des Generals Kuroki in der Schlacht am Scha-he. Kuroki ist umzingelt. Die Zufuhr der Nahrung, jene Herzader, die das Leben der Armee unterhält, ist durchschnitten. Kuroki bleibt standhaft und sendet Truppenteile seiner Armee wie Falken gegen den angreifenden Feind.

Die Garde ist bereits eingesetzt und zurückgeschlagen worden. Dasselbe Schicksal wurde General Mazumaga zuteil. In der Hand Kurokis blieb nur noch der letzte Einsatz: die Brigade des Generals Okasaki, die bekannte „Adler-Brigade“, die später den japanischen Sieg bei Liaolian entschied. Kuroki warf schließlich diese letzte Brigade in den Kampf. Ein schwerer Augenblick der Unsicherheit. Die Brigade ist zum Stehen gebracht. Kann Okasaki nicht vorwärtskommen? Nein. Er wartet nur, bis unter seinem Geschützfeuer der Widerstand des Feindes schmilzt. Er lauert auf den Augenblick der Schwäche. Er hat ihn gewählt — — die Brigade geht zum Angriff über und siegt.

Aus dem Balkankrieg

*Die nachfolgenden Artikel erschienen in der Monatschrift „Strzelec“, die — besonders unter den Mitgliedern der Polnischen Militärischen Organisation — einer Vertiefung der kriegswissenschaftlichen Kenntnisse dienen sollte. Das Ganze hat den Charakter einer einheitlichen und in sich abgeschlossenen Arbeit. Die Aufsätze sind das Ergebnis der Studien Piłsudskis über den Krieg, der im Jahre 1912 auf der Balkanhalbinsel zwischen Bulgaren, Serben und Griechen einerseits und den Türken andererseits geführt wurde.*

## I. Die Bulgaren

Wie es bei Kriegen meistens der Fall ist, geben die ersten Berichte davon über die Einzelheiten der ausgefochtenen Kämpfe keine genügende Übersicht. Darum muß die Beleuchtung der taktischen Seite des letzten europäischen Krieges — leider — noch der Zukunft überlassen bleiben. Aus den allgemeinen Mitteilungen, die man schon in der Literatur finden kann, gewinne ich nicht den Eindruck, daß der Balkankrieg so belehrend wäre und auf taktischem Gebiet so viel Neues gebracht hätte wie der vorhergegangene Japanische Krieg.

Es wurde viel über die verwegenen und raschen Frontüberfälle der Bulgaren auf die türkischen Stellungen berichtet, und wahre Wunderdinge wurden davon erzählt. Nach den Angaben zu urteilen, die wir besitzen — sie sind, wie ich nochmals betonen muß, sehr unzureichend —, ist der Erfolg weit eher der Unzulänglichkeit des türkischen Heeres zuzuschreiben als der Zweckmäßigkeit des von den Bulgaren angewandten Mittels, den Feind zu überwinden. Selbst bei der so ungeschickt geleiteten Verteidigung, wie sie bei den Türken herrschte, selbst bei solcher Mutlosigkeit, wie sie im türkischen Heer in Erscheinung trat, daß ganze Divisionen im Laufe eines Tages mehrmals einfach schändlich aus ihren Stellungen davonliefen, verhinderten doch die gewaltigen Verluste der Bulgaren bei jedem Angriff den Sieger daran, seinen Erfolg einigermaßen auszu-

nutzen. Jedesmal, sowohl in der ersten Schlacht bei Petra und Kirk-Kilisse wie auch in der zweiten bei Lüle-Burgas zog sich das geschlagene Heer des Sultans vor der bulgarischen Verfolgung ruhig zurück und konnte, wo entschlossene Männer an der Spitze standen, sogar große Teile des bei der panischen Flucht zurückgelassenen Kriegsgeräts wie Kanonen, Wagenparks, Munition retten.

Ich muß offen gestehen, daß ich mich bei der Lektüre der entsetzlichen Darstellungen der Panik ganzer türkischer Divisionen und Korps, bei der Nachprüfung der Einzelheiten des regellosen Rückzugs oder eigentlich eher der Flucht der Türken nach jeder Schlacht, bei der Feststellung einer unglaublichen Desorganisation im türkischen Heer, bei dem ein drei oder vier Tage langes Hungern die Regel war und selbst der Oberbefehlshaber einen ganzen Tag ohne Nahrung bleiben mußte, daß ich mich da nicht des Eindrucks erwehren konnte, daß „die slawischen Brüder“ schlecht gefochten haben und eine schlechte Führung hatten. Dagegen gab die türkische Heeresleitung Beweise von ungewöhnlicher Energie und Tüchtigkeit, da sie nach so schändlichen Niederlagen und solcher Flucht schon am Tage nach der Schlacht etwa 40 bis 60 Kilometer hinter den verlassenen Stellungen ihre Truppen zum Stehen bringen und zu neuem Widerstand, zur Wiederaufnahme des Kampfes zwingen konnte\*). Ich kann mir nicht vorstellen, daß bei einer etwas besseren Organisation auf türkischer Seite und einer höheren Moral im Sultanheer überhaupt

---

\*) Von Petra sind es 40 Kilometer nach Wisa und Lüle-Burgas, von dort bis Tschataltscha 60 Kilometer, also  $1\frac{1}{2}$  bis 3 Tagesmärsche. Zum Vergleich diene: Kuropatkin zieht sich nach der Schlacht bei Liaoyang, in der er nur leicht geschlagen wurde, nach Mukden (etwa 80 km weit) zurück, nach der Schlacht bei Mukden (welche Niederlage der bei Lüle-Burgas entspricht) bis Sipinghai (etwa 130 km).

bulgarische Siege in Frage gekommen wären; so stark erschöpften die Bulgaren ihre leidenschaftlichen — eine andere Bezeichnung kann ich dafür nicht finden — Frontüberfälle bis „aufs Messer“, da sie ohne genügende Feuerbereitung ausgeführt wurden. Einer der Beobachter, der Italiener Zoli, oder auch Wagner von der „Reichspost“ hat die treffende Bemerkung gemacht, daß die verfrühten bulgarischen Angriffe nicht eine Folge der Unfähigkeit der Offiziere waren, sondern eines unaufhaltsamen Ungestüms der Soldaten, die dem seit Jahrhunderten verhaßten Feind so schnell wie möglich auf den Leib rücken wollten.

Wenn also die Erfahrungen des bulgarischen Krieges unser taktisches Wissen wahrscheinlich nicht in dem Maße bereichern werden wie der japanische Feldzug, so kann man doch für die psychologische oder — breiter gefaßt: — soziologische Seite des Krieges aus der Balkan-Tragödie sehr viel wertvolles Material schöpfen. Auf der einen Seite haben wir also die Sieger. Ich spreche von den Bulgaren, denn über die Serben und die Griechen habe ich leider bis jetzt fast gar keine Nachrichten.

Selbst bei nur oberflächlicher Durchsicht der Zeitungsnachrichten fällt vor allem die große Begeisterung des Volkes für die Kriegssache auf. Alles zieht in den Krieg, alt und jung. Die Bulgaren haben hinsichtlich der Ausnützung des Menschenmaterials für den Krieg selbst die Franzosen überflügelt, die darin an erster Stelle in Europa stehen, da sie 14 v. H. ihrer Bevölkerung in die Kriegskaders bringen. Die Bulgaren kamen sogar auf 16 v. H. Das ganze Land blieb ohne Arbeitskräfte auf allen Gebieten des täglichen Lebens, doch nirgends wurde eine Klage, wurde Kleinmut laut. Um nationaler Ziele willen, die weit weniger wichtig als unsere polnischen waren, wirft man ohne Zö-

gern buchstäblich die ganze männliche Bevölkerung in die Waagschale des Geschehens. Wenn wir uns ins Bewußtsein rufen, daß beim Aufstand von 1863 im ganzen Gebiet der Wojewodschaften Krakau und Sandomierz mit einer Bevölkerung von 800 000 Einwohnern nur die kleine, 3000 Mann starke Abteilung von Langiewicz unter den Waffen stand, wenn wir uns daran erinnern, daß von der 4 Millionen Seelen zählenden Bevölkerung des Kongreß-Königreichs im Jahre 1863 niemals mehr als 1 v. H. und meistens noch weniger kämpften, wenn wir an unsere spezifisch polnische Angsthysterie vor dem Waffengebrauch gegenüber dem Feind denken, so muß man nicht nur Neid, sondern sogar tiefe Beschämung vor jenen Glücklichen empfinden, die nichts vergessen hatten.

Dasselbe muß man von der sorgfältigen Vorbereitung der bulgarischen Geister und Gemüter auf die Operationsaufgaben des Krieges sagen. Alle jene uns fremd klingenden Namen Koprüli, Koschana, Strunziza, Maritza oder wie sonst diese mazedonischen Flüsse und Städtchen heißen, sind den Herzen der Bulgaren vertraut und teuer geworden durch die langjährigen, dem Krieg vorausgehenden Freischärlerkämpfe in Mazedonien und — durch einen entsprechend geleiteten Unterricht in der Volksschule. Für jeden Soldaten war der Kriegsschauplatz keine seelenlose, der Einbildungskraft unzugängliche Ansammlung fremder geographischer Namen, sondern ein Land voll lebendigen Inhalts, mitempfundenen Streits und bewußter Kämpfe. Auch hierin drängen sich uns dieselben Vergleiche auf. Wer von den Polen in Galizien weiß etwas mehr über das Kongreß-Königreich als ein paar belanglose Dinge über Warschau und noch einige andere Städte in diesem Hauptteil der polnischen Heimat? Wem ist hier das Leben im russischen Teil

Polens so vertraut, daß er im Notfall sich dort als ein bewußter Strategie — im soldatischen, nicht im generalstäblerischen Sinne — bewähren würde und nicht als ein Mensch, der wie ein Blinder geführt werden muß?

Dieses ständige Mitleben des bulgarischen Piemont — des Bulgarenstaates — mit Groß-Bulgarien, das noch unter türkischer Herrschaft stand, zeitigte während des Krieges ausgezeichnete Früchte. So besetzt die schwache Division des Generals Kowatschew binnen einigen Wochen ein Gebiet von 20 000 Quadratkilometern, nachdem sie aus ihm einen doppelt so starken Feind allmählich zurückgedrängt hatte. Das konnte natürlich nur deshalb geschehen, weil die ganze Bevölkerung nicht nur das bulgarische Heer freudig als Stammesgenossen empfängt, sondern ihm auch jedwede Hilfe leistet: es bei der anstrengenden Deckung vertritt, seine Rückenstellungen sichert, Wege ausbessert und ihm die sorgfältigste Fürsorge angedeihen läßt. Leider wird diese, gerade für uns so interessante Seite der bulgarischen Kriegstätigkeit — wie übrigens in den meisten ähnlichen Fällen — nur schwach durch die Quellen erläutert, die mir zur Verfügung standen.

Ebenso stiefmütterlich behandeln die Kriegsautoren einen anderen Teil der militärischen Tätigkeit: die Arbeit der Freischärler-Abteilungen in Mazedonien. Dem Krieg ging ein langjähriger Vorkampf voraus, der von den Bulgaren in Mazedonien hartnäckig geführt wurde, und zwar in ähnlicher Art wie die Revolutions-Methoden im russischen Teil Kongreßpolens während der Jahre 1904—1908. Diese Banden, wie man sie technisch nannte, fanden auch als Hilfswerkzeug während der Kämpfe der regelrechten Truppen Verwendung. Über die technische Seite dieser Zusammenarbeit habe ich bis jetzt nicht das Mindeste gefunden. Wie

einer der Korrespondenten (Wagner) mitteilt, verschwiegen man aus diplomatischen Rücksichten systematisch die Tätigkeit der Banden, weil Europa solchen ungesetzlichen Mitteln feindlich gegenübersteht. Die einzige kennzeichnende Bemerkung, die ich anführen kann, ist die, daß die bulgarischen Offiziere größtenteils Mazedonier von Geburt waren, also Männer, die bereits in der Friedenszeit an der Tätigkeit und den Kämpfen der Banden auf mazedonischem Gebiet teilgenommen hatten. Viele Grausamkeiten, die von den Bulgaren an der muselmanischen Bevölkerung verübt worden sind, suchen die Berichterstatter jetzt gerade diesen Banden zuzuschreiben. Es ist schwer nachzuprüfen, ob das der Wahrheit entspricht. Man muß aber wohl annehmen, daß bei dem jahrhundertealten Haß gegen die Unterdrücker, dessen Äußerungen in diesem Krieg die Bulgaren kennzeichneten, Ausschreitungen gegen die Gesetze der Menschlichkeit ziemlich allgemein waren.

Zur Ergänzung der Charakteristik der Bulgaren will ich noch hinzufügen, daß der Prozentsatz der Analphabeten in ihrer Armee kaum 8 v. H. betrug.

## II. Die Türken

Jeder, der „Bieniowski“\*) gelesen hat, entsinnt sich gewiß der schönen Strophen, welche sich an den mohammedanischen Osten wenden, den der Dichter während einer seiner Reisen kennengelernt hatte. Wie Słowacki bekennt, hat ihm dieses Land „durch die Ähnlichkeit des Todes“ sein Vaterland vor Augen geführt, „sein Herz erfaßt und Tränen entlockt“. Dieses unbewußte Gefühl hat sich auch

\*) „Bieniowski“ ist eine große Dichtung von Julius Słowacki, einem der großen polnischen romantischen Dichter.

meiner bemächtigt, als ich die tragischen Seiten der Geschichte des türkischen Heeres während des letzten Krieges durchblättert und als Kehrreim immerfort die Verse des Dichters zu vernehmen glaubte:

„Vergeblich, o vergeblich! Heimliche Wunden  
Haben den unglückseligen Körper dir zerfurcht.  
Das durch den Tod bereits gebleichte Antlitz  
Hat meine toten Väter mir heraufbeschworen . . .“

Die Leser des „Strzelec“ mögen mir diese etwas gefühlvolle und lyrische Einleitung zu einer trockenen, berichtartigen Notiz über die Kriegshandlungen der türkischen Armee verzeihen. Diese sind aus gewissen Gründen ungewöhnlich lehrreich, und zwar gerade für uns. Und zwar deshalb vor allen Dingen für uns, weil die türkischen Feldherren und Führer die Notwendigkeit kennen, aus dem Stegreif zu organisieren.

Die strenge, unbarmherzige und — disons le mot — deutsche Wissenschaft hat unwiderruflich alles verurteilt, was auch nur ein bißchen an das Organisieren einer für Kriegshandlungen bestimmten Armee aus dem Stegreif erinnert. Sie kann zum Beweis ihrer Lehrsätze auch den türkischen Feldzug anführen. Das türkische Heer befand sich, was die Organisation betrifft, in einem erheblich schlechteren Zustand als die Armee Napoleons III. im Jahre 1870.

Zur Würdigung der Sachlage genügt es, die Geschichte des III. türkischen Armeekorps anzuführen. Der Korpsführer, Machmud-Muchtar-Pascha, langt am 17. Oktober — die erste Schlacht fand am 22. Oktober statt — an, um den Befehl über die Truppen zu übernehmen, die ihn zum ersten Male sehen. Von den Divisionsführern hat nur einer, der Chef der 7. Division, bereits früher das Kommando

innegehabt, die beiden anderen sind neu ernannt. In Muchtar-Paschas Kriegskasse befinden sich 14 türkische Pfund, ungefähr 320 Kronen! Die 8. Division geht in den Kampf in einer Zusammensetzung aus — zwei Bataillonen! Viele der Bataillone zählen im ganzen nicht mehr als 200 bis 300 Mann, so daß sie eigentlich eher eine Kompanie als ein Bataillon darstellen; das 8. Kavallerie-Regiment geht in einer Stärke von 200 Mann in den Kampf, und die selbständige Kavallerie-Division, welche die Zusammenziehung und Mobilmachung der Armee decken soll, zählt insgesamt nur — 1300 Säbel.

Schließlich wird dem Armeekorps noch eine Reserve-Division aus Afiun-Karahissar beigegeben, und es geht mit 38 000 Mann in den Kampf, die in aller Eile versammelt und organisiert waren, gleichviel ob gut oder schlecht organisiert, aber jedenfalls aus dem Stegreif. Nach der ersten Schlacht bei Petra und Kirk-Kilisse zieht sich das Armeekorps am 23. Oktober in völliger Unordnung auf Wisa zurück. Alles wird „perakende“, wie man bei den Türken zerstreute und ohne ihren Truppenteil umherirrende Soldaten nennt. Machmud-Muchtar-Pascha improvisiert eine neue Organisation des Armeekorps, das sich bereits am 29. wieder dem Feind entgegenstellt — kaum fünf Tage, nachdem das Korps völlig in Atome zerrieben worden war. Das ist tatsächlich eine erstaunliche Geschwindigkeit, auf die man neidisch sein könnte!

Mit dieser ganz aus dem Stegreif gebildeten Truppe — die man wohl nur noch aus Tradition das III. Armeekorps nennt — führt Muchtar-Pascha einen schweren dreitägigen Kampf auf dem rechten Flügel der türkischen Armee während der Schlacht, die aus den Zeitungen unter dem Namen der Schlacht von Lüle-Burgas bekannt geworden ist.

Die ersten Kampftage bringen den türkischen Waffen im „III. Korps“ einen gewissen Erfolg, der zwar schwach, aber doch ein Erfolg ist. Und als sich schließlich der linke Flügel und die Mitte des kämpfenden Heeres in Unordnung zurückziehen, hält das Korps noch einen zweitägigen Kampf aus, wobei es vom linken Flügel her durch eine ebenso improvisierte Abteilung unterstützt wird, die — man weiß nicht, aus welchem Grunde — die prunkvolle Benennung „XVII. Armeekorps“ trägt.

Schließlich müssen sich beide Korps zurückziehen. Der Rückzug zieht eine völlige Auflösung aller Abteilungen nach sich. Die türkische Armee weicht bis vor die Mauern Konstantinopels auf die Verteidigungslinie von Tschataltscha zurück. Es folgt eine neue improvisierte Ordnung aller Armeekorps, welche sich inzwischen sämtlich in „Perakende“-Banden verwandelt hatten. Doch noch ehe er Tschataltscha erreicht, bildet Muchtar-Pascha während der Flucht aus dem Stegreif die Organisation seines Korps und formt schon am sechsten Tage nach Beginn des Rückzugs ein aus drei Divisionen bestehendes und 18 000 Mann zählendes Armeekorps. Die improvisierte Neuordnung, die schon in der ganzen Armee durchgeführt worden ist, bringt bei Tschataltscha wenig Neues zu der von Muchtar-Pascha bereits während der Flucht geleisteten Arbeit hinzu.

Es ist unmöglich, wenn man eine in alle Einzelheiten gehende *ordre de bataille* des Armeekorps in verschiedenen Zeitabschnitten des Feldzugs prüft und die Nummern der Truppenteile sowie die Namen ihrer Führer zusammenstellt, zwischen dem einen und dem anderen Bild irgendeine Ähnlichkeit zu finden. Abgesehen von der hartnäckig festgehaltenen Numerierung des III. Armeekorps und der 7., 8. und 9. Division ist alles übrige in jeder neuen *ordre*

de bataille vollkommen anders. Im letzten Befehl — auf der Tschataltscha-Linie — hat man bereits die Numerierung der Regimenter aufgegeben und nennt sie einfach „kombiniertes Regiment der Nizams des und des Majors oder Obersten“.

Die Organisation aus dem Stegreif war für die türkische Armee so notwendig, daß wir selbst während des Kampfes die Merkmale dieser Arbeit finden. Hier haben wir z. B. einen Abschnitt aus dem Bericht des Oberstleutnants Meched-Ai-Bey, den er am dritten Tage nach der Schlacht bei Lüle-Burgas an seinen Kommandanten abgesandt hat:

„Da sich nach dem gestrigen Kampf am gestrigen Abend die Kampfeinheiten sehr stark vermischt hatten, habe ich als Kommandant des linken Flügels aus den Truppen, die in meinen Händen waren, zwei Bataillone gebildet; das eine unter der Führung des Majors Dschemal-Bey aus 270 Mann bestehend, die zu verschiedenen Regimentern des Nizam gehören, das andere aus 208 Mann, geführt durch Major Sia-Effendi vom 23. Regiment. Ich habe beide Bataillone der Führung des Obersten Fenzi-Bey überlassen. Es war mir unmöglich festzustellen, wohin sie eigentlich gehörten, und da der Kampf bereits begonnen worden war, so habe ich die erwähnten Bataillone Euer Exzellenz zur Verfügung gestellt.“

Machmud-Muchtar-Pascha improvisiert mitten im Kampf seinen Stab, sobald er zum Kommandanten der „II. östlichen Armee“ ernannt worden ist, die aus drei Korps, dem III., XVII. und XVIII., besteht. Er nimmt dazu verschiedene Perakende-Offiziere. Daß solche Perakende-Offiziere keine Seltenheit waren, möge der folgende Absatz aus einem Bericht des Divisionskommandeurs Dschemal-Bey bezeugen:

„. . . Ich nehme an, daß es sehr nützlich wäre, um meinen rechten Flügel zu sichern, den drei Bataillonen noch zwei weitere beizugeben und dann alles dem Kommando des Führers der Reserve-Ersatz-Division aus Angora zu unterstellen, welcher von Stellung zu Stellung reitet, ohne daß ihm eine besondere Aufgabe zugeteilt wäre.“

Die Intendantur, die Munitionslieferung, mit einem Wort: der ganze Dienst hinter der Front der Armee und des Korps mußte auf die gleiche Weise improvisiert werden. Derselbe Muchtar-Pascha versucht zweimal, diese für die Kriegführung notwendigen Hilfsmittel zu organisieren. Jedesmal geschieht es durch besondere Ernennung von Perakende-Offizieren, die dem Pascha gerade zufällig in die Hände geraten waren. Mit einem Wort: wohin man blickt, werden Entscheidungen improvisiert, die sehr wenig oder gar nicht mit alledem rechnen, was der Friedenszustand der türkischen Armee war.

Ebenso lag es in der ganzen Armee des Sultans, in allen anderen Korps und Divisionen. Das III. Korps Machmud-Muchtar-Paschas bildete in dieser Hinsicht durchaus keine Ausnahme. Wenn man alle Berichte über die unglückseligen Perakende durchblättert, erhält man entschieden den Eindruck, daß man es nicht mit einer regelrechten Armee eines Staates zu tun hat, sondern mit einem Aufstand oder einer Revolution, mit einem Krieg ohne geregelte und in unumstrittenem Besitz befindliche Grundlage. Nur Frankreich könnte mit den Beispielen aus der großen französischen Revolution und mit der „*défense nationale*“ des Jahres 1870 in dieser Hinsicht mit der Türkei während des letzten Balkankrieges vielleicht verglichen werden. Wenn ich den Dichter Slowacki travestieren dürfte, so würde ich sagen, daß durch diese „Ähnlichkeit“, aber nicht mit dem

Tode, sondern durch die Ähnlichkeit des Lebens, und zwar des Kriegslebens in diesen Bildern aus dem Balkankrieg meine Aufmerksamkeit gerade auf die Türken gelenkt worden ist. Ich glaube, daß ein Studium dieser Improvisationsarbeit der muselmanischen Führer uns sehr viel Belehrung geben kann.

Zunächst einige allgemeine Worte über die Improvisation selbst. Wie ich bereits oben sagte, zuckt die unbarmherzige Wissenschaft mit verächtlichem Lächeln die Achseln über die schweren, in blutigem Schweiß unternommenen Versuche, eine Kriegsorganisation zu improvisieren. Sie weist mit boshaftem Triumph auf die Folgen eines solchen Unternehmens — in Frankreich im Jahre 1870, bei den Improvisationen Kuropatkins im Japanischen Kriege — und wird schließlich die türkischen Niederlagen gerade diesem Umstand zuschreiben. Und dennoch! Dennoch beginnt unsere neuzeitliche Kriegswissenschaft mit den improvisierten republikanischen und napoleoni-schen Armeen, in Zeiten, in denen man weniger darüber nachgrübelte, eine hunderttausendköpfige Armee fast ohne Kadets zu bilden, als jetzt, wenn es gilt, einer mit Mühe geschaffenen Organisation ein einziges Bataillon hinzuzufügen. Damals gab die Improvisation Frankreich den unbedingten Sieg über die Feinde, noch ehe Napoleons Genie in seiner ganzen Herrlichkeit erstrahlte und ehe die große Armee von Jena und Austerlitz, von Wagram und Friedland geschaffen worden war.

Ohne auf die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Anschauungen über eine Stegreiforganisation des Heeres einzugehen, bleibt es eine unbedingte Wahrheit: daß derjenige viel vermag, der unter einem Zwang handelt. Und für alle diejengen, welche gezwungen sind, wird es außer-

ordentlich lehrreich sein, zu betrachten, wie sich andere geholfen haben, die in einer Zwangslage waren, wie in diesem Fall die Türken.

Die erste Improvisation vor der Schlacht bei Petra und Erikler hat es mit einem organisierten Menschenmaterial zu tun, und zwar mit Bataillonen, Brigaden und Divisionen, welche die türkische Armee in Friedenszeiten geschaffen hatte und welche eine schlecht durchdachte Mobilmachung bereitstellte, die nicht mit den Mängeln eines riesigen Verkehrsnetzes in den rückwärtigen Verbindungen des Heeres gerechnet hatte. Die organisatorische Arbeit der türkischen Führer, die eine nicht bis zur Kriegstüchtigkeit entwickelte Armee in den Kampf führen mußten, hatte darauf zu beruhen, schädliche Trugbilder wie die von Divisionen, die aus zwei Bataillonen bestehen, oder von Regimentern aus ein paar Kompanien zu beseitigen und von vornherein das Menschenmaterial aus den Kampfformationen auszuschneiden, das nicht genügend oder gar nicht für den Kampf ausgebildet war. Das haben die türkischen Generäle nicht getan. In ihnen wirkte noch unbewußt der Glaube an die Richtigkeit der Mobilmachungsanordnungen nach, die Überzeugung vom großen Wert der ganzen Organisations-Maschinerie des Staates und der Armee. Die Folgen ihrer Abneigung, die Organisation größerer Truppenteile zu improvisieren, als die Maschinerie versagte, haben aber den Türken viel Schaden zugefügt. Die Schein-Bataillone, -Regimenter, -Brigaden und -Divisionen hielten einen durchaus wirklichen Raum besetzt, der keineswegs der wirklichen zur Verfügung stehenden Stärke entsprach. So hatte man in der ersten Schlacht auf einer Front von über 40 Kilometern etwa 60 000 Mann aufgestellt. In der zweiten Schlacht, bei Lüle-Burgas war eine

Front von 50 Kilometern mit 70 000 Mann besetzt. Erst in der Tschataltscha-Stellung erreicht die Frontlänge ein etwas normaleres Verhältnis zur Kämpferzahl.

Auch das Verhältnis der verschiedenen Waffengattungen war ganz unnatürlich. Als Beispiel will ich die 7. Division anführen, deren Zusammensetzung schwach war und nicht mehr als 6—7000 Mann zählte, aber mit 12 Artillerie-Batterien (72 Geschützen) belastet war. Diese Division mußte über ein schwieriges, aufgeweichtes Gelände vorrücken, um den rechten Heeresflügel zu decken. Von der Fähigkeit, die zur Flügeldeckung notwendigen Bewegungen auszuführen, konnte wohl kaum die Rede sein; die Infanterie war einfach nichts anderes als die gewöhnliche Bewachung der sich kaum vorwärtsbewegenden Artillerie. So hat denn auch die 7. Division ihre Aufgabe nicht erfüllt und überließ beim Rückzug einen Teil ihrer Artillerie im Straßenschmutz dem Feind als Beute. Das folgte auf ganz natürliche Weise daraus, daß bei der fehlerhaften Mobilmachung die Artillerie — wenn man die Zahl der Geschütze und nicht die der Munitionsparks zusammennimmt — zur Kampfbereitschaft der anderen Waffengattungen in entschiedenem Widerspruch stand. Aber niemand von denen, die das Kommando innehatten, hätte den Mut gehabt, das „nicht improvisierte“ Mobilmachungsschema anzutasten, das mit ganz handwerksmäßiger Genauigkeit die Türkei mit 24 Armeekorps aus je drei Divisionen bedacht hatte, deren Wert aber natürlich nur auf dem Papier stand.

Außer den Scheinbataillonen und -korps gab es in den Reihen des türkischen Heeres auch Scheinsoldaten, d. h. solche, deren Leben in Friedenszeiten sie keineswegs zu Soldaten in Kriegszeiten tauglich machte. Von ihnen bezeugt ein türkischer Offizier in seinem Bericht, daß sie

„den Gewehrkolben beim Schießen an die Stirn (sic!) oder an den Bauch anlegten“. Der Glaube an die Mobilmachung auf dem Papier und die Furcht vor Improvisation hatten die türkischen Führer auch in solchen Fällen davor zurückgehalten, in das Mobilisierungsschema irgendwelche Änderungen einzufügen. Man zwängte solche Scheinsoldaten und auch die feindlich gesinnten Griechen und Bulgaren zur Truppe und führte sie in die Schützenlinie und den Graben. Die Zahl dieser Soldaten war schon deshalb verhältnismäßig groß, weil man das bessere Material schon im Kampf gegen den albanischen Aufstand und im Tripolis-Krieg verbraucht hatte und weil man, auf Grund der seelelosen Billigkeit der Gesetze, dieselben Reservisten nicht im gleichen Jahre noch einmal ausheben wollte. Für diese wichtigste Notwendigkeit mußte also in überwiegender Anzahl minderwertiges Menschenmaterial herhalten, das nur infolge der „konstitutionellen“ Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz in die Reservistenlisten eingetragen worden war.

Bei der Organisierung des türkischen Heeres fehlte in den ersten Tagen der Geist der Entschlußkraft und der Improvisation. Gewisse Dinge tat man aus Zwang, aber im allgemeinen war Gehorsam vor den in Friedenszeiten ausgearbeiteten Regeln und Vorschriften zu beobachten. Diese Regeln und Vorschriften haben ihre Fehler und Unzulänglichkeiten vollkommen erwiesen. Die meiste Improvisationsarbeit wurde vielleicht in den allerersten Tagen des Krieges bei der notwendigen Organisierung der Kriegshilfsmittel geleistet, wie z. B. der Intendantur und Heeresverwaltung, also bei Dingen, die sich am schwierigsten improvisieren lassen und die Achillesferse jeder militärischen Stegreifleistung bilden. An allem herrschte Mangel: an

Kleidung und Stiefeln für die zusammengeholten Reservisten, an Wagen und Pferden für die Proviant- und Munitionskolonnen, an Brot für die Menschen, an Hafer für die Pferde und an geschickten und geschulten Verwaltern für alle diese Bedürfnisse.

Mit einer solchen „nicht zu Ende improvisierten“ Armee haben die türkischen Feldherren die erste Schlacht an der Front Timurhali-Erikler in den Tagen des 22. und 23. Oktober geliefert, die mit einer völligen Niederlage der Türken endete. Der überwiegende Teil der Truppen floh auf das schändlichste vom Kampfplatz, selbst ohne daß er vom Feinde verfolgt wurde. Ganz geringe Verluste — von 10 bis 15 Mann — genügten, um ganze Bataillone und Regimenter in panischer Angst und Verwirrung ihr Heil in der Flucht suchen zu lassen, wobei sie sich noch gegenseitig beschossen. Fast die halbe Artillerie blieb auf den Feldern im Schmutz stecken. Die Befestigungen von Kirk-Kilisse wurden ohne einen Schuß geräumt, denn nur der Korpskommandant mit seinem Stab und 150 Perakende-Soldaten aus verschiedenen Regimentern blieben während der Nacht auf dem Posten. Im III. Armeekorps z. B. konnte sogar von der Aufstellung einer Nachhut gar keine Rede sein; denn der General, dem man das aufgetragen hatte, war ganz mutterseelenallein, selbst ohne Adjutanten zurückgeblieben und mußte diese verantwortungsschwere Aufgabe allein durchführen, naturgemäß ohne irgendeinen Nutzen.

Der nächtliche Rückzug — eigentlich die Flucht — in der Nacht vom 22. auf den 23. für die einen, vom 23. auf den 24. für die anderen verwandelte die ganze türkische Armee in ein Menschenchaos, in dem von einer Verbindung zwischen den Truppen keine Rede sein konnte. Zum Glück

für die Türken nahm der Feind die Verfolgung nicht auf und begnügte sich mit der Besetzung der von der geschlagenen Armee verlassenen Stellungen. Das gewährte etwas — übrigens sehr kurz bemessene — Zeit, um eine neue Heeresorganisation zu improvisieren. Diesmal war die Dringlichkeit einer Improvisation so sichtbar, daß selbst der größte Sklave der papierenen Einrichtungen und Verordnungen sie in Angriff nehmen mußte. Sie lag auch tiefer im Wesen der Dinge.

Vor allem war das Menschenmaterial, aus dem man ein Heer zurechtstutzen konnte, diesmal ein ganz anderes. Es überwog nicht — wie vorher — der Soldat, der durch die Zivil- und Militärverwaltung auf Grund der bestehenden Verordnungen aus dem Landesinnern geliefert worden war. Es gab natürlich in den Reihen der Reservisten, die man zu Divisionen und Bataillonen zusammengefaßt hatte, auch solche, aber sie waren in der Minderheit. Die überwiegende Mehrzahl hatte etwas von einer Freiwilligen-Formation an sich. Tatsächlich war bei der Aufreibung der Armee während der Flucht jegliche Kontrolle der Vorgesetzten über die Mannschaften verlorengegangen. Jeder machte halt, wo er wollte; jeder konnte, wenn es ihm beliebte, den weiteren Heeresdienst vermeiden, indem er sich den Menschenmassen der vor den Schrecken des Krieges nach der Landeshauptstadt Konstantinopel flüchtenden Landbevölkerung anschloß. Die übriggeblieben waren, waren also solche, die mehr Widerstandskraft und mehr Lust hatten, das Vaterland zu verteidigen, schließlich auch solche, die in dieser Sintflut nicht den Rest ihrer soldatischen Erziehung, nicht die innere Disziplin verloren hatten. Die Improvisation bedeutete zwar eine um so schwierigere Aufgabe, als sie fast mit Einzelpersonen rechnen mußte, die vorher nicht in

Gruppen organisiert waren; das Menschenmaterial war aber entschieden besser und für militärische Zwecke geeigneter. Es verschwand z. B. das christliche Element aus der Armee, das naturgemäß zum Feind hinneigte, es verschwanden auch die geistig und körperlich Schwachen.

Wie weit diese, wenn ich so sagen darf, natürliche Auslese reichte, kann man aus den folgenden Zahlen beurteilen: Das III. Armeekorps stellte sich zum Kampf bei Erikler-Petra in einer Stärke von vier Divisionen, welche insgesamt 38 000 Mann ausmachten. Am Abend des 27. Oktober jedoch, am vierten Tage nach der Beendigung der Schlacht, berichtete Machmud-Muchtar-Pascha dem Kriegsminister, er habe unter seinem Befehl 10 000 Mann und nur noch zwei von den vier Divisionskommandeuren, aber keinen einzigen Intendanturbeamten. Die Verluste in der Schlacht waren nicht groß, höchstens 1000 Mann. Der Rest war auf der Flucht verlorengegangen, ein Verlust des schlechteren Menschenmaterials auf Grund einer natürlichen Auslese. In den anderen Armeekorps ereignete sich selbstverständlich das gleiche wie im III. Korps.

Außerdem begann man nun das Menschenmaterial je nach seinen Befähigungen für diesen oder jenen Zweck einzuteilen. Wie ich oben bemerkte, befanden sich in den türkischen Reihen zahlreiche Menschen, die in Friedenszeiten keine militärische Ausbildung erhalten hatten. Das waren eben diejenigen, die beim Schießen den Gewehrkolben an die Stirn legten und die nicht die blasseste Ahnung davon hatten, welchen Zwecken die Spaten, die sie trugen, und andere ähnliche Dinge dienen sollten. Diesmal suchte man überall, wo es durchführbar war, bei den Bataillonen besondere Kompanien aus ungeübten Leuten zu bilden, die für Transportdienste und alle anderen Hilfsarbeiten bereit-

gestellt wurden. Das verminderte allerdings die Zahl der in den Kampf gebrachten Gewehre — die Bataillone zählten bisweilen nur zwei schwache Kompanien —, aber man hatte dafür den Vorteil, daß die Gewehre nicht nur scheinbar waren.

Wenn wir noch die notwendigen Bemühungen hinzurechnen, mit Hilfe der Perakende-Offiziere eine Heeres- und Etappenverwaltung zu improvisieren — eine Arbeit, die dadurch etwas erleichtert wurde, daß die Verbindungslinie um zwei bis drei Tagesmärsche verkürzt war —, müssen wir die Organisationsarbeit der türkischen Heeresleitung als sehr schwer und interessant bezeichnen, und dadurch noch um so schwerer, als sie fast unter dem feindlichen Kugelregen vollbracht werden mußte. Fürwahr, die Widerstandskraft der türkischen Art ist seltsam, wenn fünf Tage nach der Aufreibung der Armee der Oberkommandierende einen Befehl erlassen kann, der auf der ganzen Front den Angriff anordnet! Selbstverständlich war in diesem Zeitpunkt die Organisationsarbeit nicht beendet.

Und nun die zweite Schlacht bei Lüle-Burgas. Die Türken kämpfen drei Tage lang an der ganzen Front, fünf Tage lang auf dem östlichen, rechten Flügel. Diese Schlacht ist die blutigste des ganzen Krieges. Sie erinnert in keiner Hinsicht an die Schlachten im Norden von Adrianopel und Kirk-Kilisse. Die Improvisation hat ihre Feuerprobe bestanden. Zwar haben die Türken die Schlacht verloren, aber sie brachten den Bulgaren so schwere Verluste bei, daß von einer Verfolgung durch sie keine Rede sein konnte. Der Rückzug vollzieht sich in größter Ordnung und mit sehr geringen Verlusten an Kriegsmaterial: Artillerie, Munition und Wagenparks.

Die dritte Improvisation fand während des Rückzugs

nach der Schlacht bei Lüle-Burgas und in den befestigten Stellungen von Tschataltscha statt. Sie unterscheidet sich hinsichtlich des Menschenmaterials nicht grundsätzlich von den vorhergehenden. Dafür wird aber eine durchgreifende Veränderung in der gesamten Heeresorganisation eingeführt: endlich verschwinden die papierenen Scheinkorps und -divisionen mit ihren unnützen und schädlichen Beständen an Offizieren und Generälen, „die keine eigenen Aufgaben zu erfüllen haben“. Die ganze Armee ist jetzt in drei, diesmal wirkliche Armeekorps mit tatsächlich vorhandenen Divisionen, Regimentern und Bataillonen eingeteilt. Die administrative Organisation wird vorzüglich durch die Nähe der Hauptbasis — Konstantinopel — mit ihren gewaltigen Transportmitteln und Verwaltungsmöglichkeiten erleichtert. An dieser Front leistet die türkische Armee dem Feind endlich erfolgreich Widerstand und macht von ihr aus im geeigneten Augenblick einen Ausfall, um wenigstens einen Teil des vorher Verlorenen zurückzugewinnen.

Wie wir sehen, ist im Laufe eines einmonatigen Feldzugs der Aufbau des türkischen Heeres einer gründlichen Umgestaltung unterzogen worden. Von der vorherigen Organisation auf dem Papier ist fast kein Stein auf dem anderen geblieben, und die entschlossene Improvisationstätigkeit der türkischen Heerführer hat das Reich vor der völligen und endgültigen Zerschlagung gerettet. Über die tatsächlichen Ursachen der Niederlagen wird ein anderes Mal die Rede sein.

### III. Die Ursachen der türkischen Niederlagen

Das Schicksal, das blind genannt wird und das doch klug genug ist, die Klügsten zu betrügen und irrezuführen, hat uns manchmal Beispiele von Zusammenstößen zwischen Staaten und Völkern gegeben, bei denen alle menschlichen Berechnungen getäuscht wurden. Die Franzosen und das verbündete Europa während der Großen Revolution, dieselben Franzosen und die Deutschen im Jahre 1870 mit seinen blitzschnellen deutschen Siegen, die Russen und die Japaner, und schließlich jetzt die Türken und die Bulgaren — das sind Beispiele dieses vermeintlich blinden Schicksals. Wenn man dann nachträglich untersucht, was den siegreichen Helden den Siegeskranz auf die Stirn gedrückt hat, so wird den Forscher stets die zwangsläufige, eiserne Notwendigkeit fesseln, eine Notwendigkeit des Schicksals, die allen Fehlern selbst der Sieger zum Trotz, dem Mut auch eines Hektor zuwider immer und immer wieder die Fahnen der vom Schicksal Begünstigten mit dem Siegeslorbeer schmückt. Nach einer gewissen Zeit kommen dann die technischen Analytiker und grübeln, ohne auf diesen Fatalismus zu achten, sehr ernst darüber nach, ob Bazaine infolge der deutschen Fehler hätte Frankreich retten können, ob Kuropatkin bei Liao-yang hätte Kuroki besiegen können, ob — — — man könnte diese Beispiele beliebig vermehren. Die einzige richtige Antwort darauf wären die Verse des Dichters, die ich in meinem vorigen Aufsatz angeführt hatte:

„Vergeblich, o vergeblich! Heimliche Wunden

haben den unglückseligen Körper dir zerfurcht.“

Was für eine „heimliche Wunde“ ist es denn, der das Schicksal eine ebenso „heimliche Tugend“ entgegenstellt?

Es ist nichts anderes als die immaterielle Stärke, die in der militärischen Sprache die Moral der Truppen genannt wird.

Der wesentlichste Teil der „Moral“ der Truppen ist das leidenschaftliche Streben nach dem Sieg, nach Zermalmung und endgültiger Überwindung des Feindes sowie der Glaube an den Erfolg der eigenen Waffen und ein daraus fließendes soldatisches Selbstvertrauen. Diese Gefühle — denn es sind freilich Gefühle — schaffen in den Massen der Soldaten eine Grundlage für die Entfaltung aller soldatischen Tugenden, wie Mut, Ausdauer, gute Laune im Ertragen der Mühen der Kämpfe und des Krieges überhaupt. Sie verleihen eine schicksalsstarke Kraft, die zum Siege führt, besonders wenn sie beim Feind auf jene „heimlichen Wunden“ stößt, d. h. auf die gerade entgegengesetzten Empfindungen. In unserem „technischen“ und zugleich „pazifistischen“ Jahrhundert läßt sich ein starkes Streben wahrnehmen, diese urgewaltigen Gefühle durch technische Werte zu ersetzen, also durch gute Organisation, durch Disziplin, Zucht und Ordnung. Ich wage die Behauptung, daß die technischen Vorzüge oder Fehler nur ein Ersatz für die genannten elementaren Grundlagen der Moral des Soldaten und der Truppe sind, ein Notbehelf, der für die Kriegsarbeit meistens unzureichend bleibt.

So unterstreicht die Kritik der Ersatz-Techniker gegenüber den Türken mit großer Genugtuung die Tatsache einer ungewöhnlichen Desorganisation bei den Truppen des Sultans, eines außerordentlichen Mangels an Disziplin bei den Märschen, den Kämpfen und allen anderen Kriegshandlungen. Sie sieht darin die Hauptursache für die türkischen Niederlagen und nennt es einen Mangel an sittlichen Werten in der Armee, bei den höheren wie bei den niederen

Stufen. Man muß tatsächlich zugeben, daß bei der türkischen Armee in dieser Hinsicht erschreckende Dinge geschahen. Ich wähle aufs Geratewohl einige Beispiele aus den Tatsachen, die mir zur Verfügung stehen.

1. Alle diese Menschen — es ist hier von Reservisten die Rede — wurden nach der Einberufung schnell eingekleidet und nach wenigen Tagen, ohne Nachprüfung, ob sie mit den Waffen umgehen können, zum Bahnhof gebracht und in die Kampftruppen eingereiht. Manche wurden sogar uneingekleidet verschickt, weil man darauf rechnete, auf den weiteren Stationen würden Uniformlager vorhanden sein. Darauf wurden 10 000 Mann uneingekleidet wieder zurückgesandt, um erst uniformiert zu werden.

2. Bei jedem Regiment stand ein Wagenpark mit Uniformen und Waffen, die zur Ausrüstung der zu den Truppen stoßenden Soldaten bestimmt waren. Kaum waren diese armen Menschen bei ihrer Kompanie angelangt, so kleideten sie sich in der kalten und regnerischen freien Luft aus und suchten sich vom Wagen ihre Kleidung zusammen. Man drückte ihnen ein Gewehr in die Hand, und die Unteroffiziere gaben ihnen Anweisungen, wie man diese Waffe handhaben und laden mußte. Viele von diesen seltsamen Soldaten zogen, wenn sie keine passende Uniform gefunden hatten, wieder von dannen, wie sie gekommen waren, und manch einer von ihnen war bereits am folgenden Tage totgeschossen, auch ohne vor dem Tode die Genugtuung genossen zu haben, daß er eine Soldatenuniform hatte tragen dürfen.

3. Die größte Sorge des Kommandanten war der Proviantmangel. Die hungrigen Soldaten, die nur kärglich mit einigen Stücken Kommißbrot versehen wurden, verließen jeden Abend die Stellungen, um hinter der Front nach ir-

gendwelcher Nahrung zu suchen. Man konnte bei dieser Sachlage nichts tun, um die Leute auf ihren Posten zu halten.

4. Die Soldaten hatten oft im Verlauf von 36 Stunden nur eine Handvoll getrockneten, ungekochten Reis im Mund. Sie hatten auch kein Wasser, denn die kleinen Feldflaschen waren schon gleich im Anfang leer getrunken. Die Toten und Verwundeten wurden erst nach längerer Zeit weggeschafft. So taumelten die Soldaten beim Gehen und hatten nicht einmal Kraft genug, um etwas warmes Essen für sich abzukochen; andere mußten dazu befohlen werden, um es für sie zu tun.

5. Bei der Armee befand sich die Versorgung der Verwundeten in sehr schlechtem Zustand; eigentlich gab es sie überhaupt nicht. Das hatte auf die Geistesverfassung der Soldaten einen sehr nachteiligen Einfluß. Hunderte dieser Unglücklichen, die nirgends Zuflucht fanden, lagen vollständig erschöpft mitten im Straßenschmutz oder in den Städtchen vor den Haustüren auf dem Boden und erfüllten die Luft mit ihren Klagen.

6. Um die Verwundeten kümmerte man sich wenig. „Ich weiß, daß niemand mehr an mich denkt“, läßt sich einer der verwundeten Soldaten vernehmen, „ich bin zu nichts mehr nütze. Wir Verwundeten sind nur eine Last. Sie möchten, daß wir sterben.“ Ein Arzt rühmte sich, daß er einen falschen Alarm veranlaßt hätte, damit die Leichtverwundeten — und deren waren über 1000 Mann — davonliefen. „Ich kenne kein besseres Geheimmittel“, sagte er, „um ein überfülltes Feldlazarett zu entlasten!“

7. Der Anblick der flüchtenden Soldaten war so erschütternd, daß nur die Feder eines Zola einen Begriff davon hätte geben können. Es gab keine Ordnung. Die Ver-

wundeten flohen mit den Gesunden zusammen; jeder machte halt, wo er wollte und wie es gerade kam, und umging die mitten auf dem Wege ohne Gespann und Bemannung stehenden Wagen oder Geschütze. Das war keine geordnete Armee mehr, sondern eine hungrige, verzweifelte Masse von Schiffbrüchigen, ohne Ordnung und Regel.

8. „Wir liefen links, dann rechts vor uns hin, zuweilen auch zurück. Oft begriffen wir nicht, wohin und wozu wir uns weiterbewegten. Jemand zündete abseits ein Feuer an, einzelne blieben bei ihm stehen, andere stießen sie beiseite, um selbst wiederum von den Nachfolgenden verdrängt zu werden. Ein gewaltiges Durcheinander von Menschen auf dem Wege und auf den umliegenden Feldern.“ Es ist keine Rede von Regimentern oder Bataillonen, von geregelten Feldlagern oder Ruheplätzen, nicht einmal von irgendeinem Zufluchtsort. All das ernährt sich, man weiß nicht wovon. Das Armeekorps schmilzt unterwegs derart zusammen, daß es schließlich kaum noch dreitausend und ein paar hundert Mann zählt.

9. Bei den ersten besten Truppenbewegungen in den Stellungen entstand sogleich ein unbeschreibliches Durcheinander und eine beispiellose Unordnung. Nach dem geringfügigsten Kampf mußte eine Pause angeordnet werden, um die Einheiten, Bataillone und Kompanien wieder in Form zu bringen.

10. Ein Regiment, das zu spät den Marschbefehl erhält, rückt aus, ohne den Soldaten Essen gegeben zu haben. Die hungrigen Leute werden bald schlapp und beginnen eine gewisse Nervosität zu zeigen. Kaum waren sie ein paar hundert Meter in der Dunkelheit marschiert, so kamen die einzelnen Einheiten, die Kompanien, derart durcheinander,

daß man halt machen mußte, um etwas Ordnung hineinzubringen. In noch stärkerem Maße wiederholte sich das Durcheinander beim Passieren eines Fließchens und eines jenseits gelegenen Dorfes. Es fielen Schüsse, und der Oberst wie auch sein Stellvertreter wurden verwundet. Das Durcheinander wurde noch größer.

Diese Reihe von Beispielen genügt wohl, um die vollständige Desorganisation und eine beachtliche Auflösung zu bezeugen, nicht wahr? Hier muß ich aber sogleich gestehen, daß ich mit diesen Beispielen den Leser absichtlich irregeführt habe. Sie betreffen nämlich nicht alle die türkische Armee im letzten Feldzug. Ich habe sie nebeneinander gestellt, weil sie eine völlige Übereinstimmung aufweisen. Und ich bin überzeugt, daß selbst der schärfste Beurteiler nicht erraten wird, welches Beispiel sich auf die Besiegten bezieht und welches auf die Sieger. Jawohl, auf die Sieger! Und nicht auf die ersten besten.

Alle ungeraden Beispiele sind Berichten aus der türkischen Armee während des letzten Krieges entnommen. Wir wollen uns aber die Beispiele, die mit einer geraden Zahl versehen sind, einmal näher ansehen. Ich fange also an.

Nr. 2 — ist das Bild der Aufstellung der Armee durch Napoleon vor der siegreichen Schlacht bei Ligny im Jahre 1814.

Nr. 4 — ist die Brigade des Generals Okasaki nach dem sechsunddreißigstündigen Kampf gegen zwei russische Armeekorps um die Mandschujama. Nachdem sie sechs Angriffe mit aufgepflanztem Bajonett abgeschlagen und die feindliche Übermacht siegreich zurückgewiesen hat, verläßt sie nun ihre Stellungen, um durch eine andere Brigade ersetzt zu werden.

Nr. 6 — sind Bilder der siegreichen Armee Napoleons nach der Schlacht bei Friedland.

Nr. 8 — stellt den Aufmarsch des furchteinflößenden Marschalls Davoust dar, der auf Napoleons Befehl in Eilmärschen auf Wien, nach den berühmten Schlachtfeldern von Austerlitz marschiert, um dort die am stärksten gefährdete Stellung einzunehmen, nämlich die Verbindungslinie der französischen Armee zu decken, die von einer gewaltigen österreichisch-russischen Übermacht bedroht wird.

Nr. 10 schließlich — das ist keine Perakende, kein unglückseliges türkisches Regiment! Es ist das tapfere 10. japanische Regiment vor dem glänzenden Sieg bei dem Nachtangriff auf Sankei-seki-sau in der Schlacht am Scha-he.

Wenn ich die hier zusammengestellten Beispiele aus dem Kriegsgeschehen anführe, so will ich damit selbstverständlich nicht behaupten, daß der Sieg mit solchen Beweisen von Unordnung, mangelhafter Vorbereitung und dergleichen mehr verbunden sein muß, wie man es bei Niederlagen und Zusammenbrüchen sieht. Weder der Vormarsch des Marschalls Davoust, noch das Durcheinander im 10. japanischen Regiment beim Angriff, noch auch die zynischen Worte des Feldlazarettarztes aus napoleonischer Zeit sind für mich Vorbilder, und ich halte sie nicht für förderlich für den Sieg. Ich habe diese Auszüge, die aus meinen kriegsgeschichtlichen Studien stammen, nur dazu zusammengestellt, um die wirklichen Grundlagen der soldatischen Moral oder — besser gesagt — der Moral im Kriege hervorzuheben und zu unterstreichen, daß Ordnung und Regel, eine feste Organisation, gute und rechtzeitige Vorbereitung der Einzelheiten, eine gute Versorgung der Truppen usw.

nicht grundsätzlich die Vorbedingungen jener schicksalschweren Moral sind.

Der grundsätzliche Unterschied zwischen den Beispielen mit gerader und denjenigen mit ungerader Nummer beruht gerade auf dieser „Moral“. Während sie nach dem geistreichen Ausdruck eines französischen Militärschriftstellers eine Zerrüttung der Organisation nach hinten („une déroute en arrière“) hervorruft, bewirkt sie in den geraden Beispielen eine ebensolche Zerrüttung, aber nach vorwärts („une déroute en avant“).

Dasselbe könnte ich mit Beweisen für die militärische Disziplin in der preußischen Armee während des französischen Feldzugs belegen, was die Leser vermutlich besonders interessieren würde. Ich könnte auch Beispiele entgegengesetzter Art über die seinerzeit bestdisziplinierte russische Armee während des Japanischen Krieges anführen. Das würde mich aber in einem Aufsatz, der ohnehin schon viele Abschweifungen enthält, allzu weit führen. Ich nehme an, daß der Leser mir auch so glauben wird, daß die Schicksalsmacht, die im Kriege den einen Niederlagen, den anderen Siege bereitet, die Moral der Truppen ist. Die Moral ist aber Leidenschaft und Glauben, obwohl jene nichts mit Sittlichkeit und dieser nichts mit Verstand und Klugheit zu tun haben.

Dem, der den Krieg richtig begreifen will, empfehle ich, jene Vorgänge zu studieren, bei denen die Sieger eines Krieges in einer bestimmten Schlacht oder einem Kampf besiegt werden, oder umgekehrt: wo die Besiegten des Krieges zeitweise siegreiche Überwinder sind. Da kommt wohl am deutlichsten der Wertunterschied zwischen den kämpfenden Parteien zum Vorschein. Hier wird am klarsten sichtbar, mit welcher gewaltiger Reibung bei den einen die

Kriegsmaschinerie, selbst bei ihren Erfolgen arbeitet, umgekehrt aber, mit welcher Leichtigkeit die anderen jede Niederlage überwinden\*).

Um den moralischen Stand der türkischen Truppen zu veranschaulichen, wähle ich also Augenblicke, in denen sie siegreich waren und mehr Selbstvertrauen haben konnten und mußten, Augenblicke, in denen festgestellt wurde, daß sich der Feind geschlagen vor ihnen zurückzieht.

Das erste Beispiel entnehme ich der großen „bataille de rencontre“, der ersten während des Feldzuges, die am 22. Oktober stattfand. An der riesigen Front begegneten sich, ganz unabhängig voneinander und infolge des beiderseits schlechten Kundschafterdienstes unerwartet, die Vorhuten der beiden Heere. Trotz aller Schwierigkeiten, welche ein derartiger Kampf den Truppen bietet, blieb am Abend das Übergewicht auf der Seite des schlechter organisierten Gegners, also auf der türkischen Seite. Um die Moral der Truppen zu beleuchten, halte ich mich nicht bei der ganzen Kampffront auf, sondern wähle jenen Abschnitt aus, auf dem der Zusammenstoß — die „rencontre“, um es „polnisch“ auszudrücken — mich am meisten an unsere kleinen Geplänkel auf den Feldern von Zamarty-nów\*\*) erinnern, wo die Schützen bei einem plötzlichen

\*) Trotz meiner eigenen Anklage über die Abschweifungen will ich mir doch noch erlauben, aus dem Gefühl begreiflicher „Schadenfreude“ ein Beispiel von der Einnahme des Fleckens Hei-kau-tai durch die Russen anzuführen. Man stelle sich vor, daß ein ganzes Armeekorps, und zwar eines der besten, mit seiner Artillerie im Laufe eines ganzen Tages einen Dorfleck zu erobern sucht, der von drei Schwadronen Kavallerie und einem halben Bataillon Reserve-Infanterie verteidigt wird. Schließlich weichen diese Truppen; denn, wie der japanische Major über dieses Unglück berichtet, „konnte die japanische Kavallerie, da sie keine Seitengewehre hatte, nicht den Endkampf aufnehmen“. Man kann sich in den russischen Sieg hineinendenken und muß bei diesem Triumph die Worte des Dichters wiederholen:

„Vergeblich, o vergeblich! Heimliche Wunden . . .“

\*\*) Übungsplatz der Schützen bei Lemberg.

Zusammenstoß auf kaum 50 Schritt Abstand beiderseits mit unerhörter Kühnheit zum Angriff übergangen und auf einen Raum von 30 bis 50 Schritt eine „taktische“ Umgehung ausführten.

In der Umgegend von Getschenkla erobert die aus einem Bataillon des 1. Regiments und aus dem 6. Regiment bestehende bulgarische Vorhut in einem Gefecht unter großen Verlusten zwei türkische Batterien. Die Türken gehen mit einer schwachen Reserve-Division aus Ismid zum Gegenstoß vor. Die Seitendeckung der Bulgaren — drei Bataillone und ein Regiment — stößt gleichzeitig auf die anrückende Vorhut der 3. türkischen Division, die ungefähr ebenso stark ist wie die Bulgaren. Das mit hohen Sträuchern bewachsene Gelände hat bei dem unzureichenden Erkundungsdienst eine für beide Teile unerwartete Begegnung bewirkt. Die beiden Batterien der Vorhut, die sofort durch Gewehrfeuer beschossen wurden, erlitten große Verluste. Die Bulgaren entfalteten schnell ihre Bataillone, stürzten mit lauten Zurufen in breiter Front und mit aufgepflanztem Seitengewehr zum Angriff vor — und im Nu lagen über 1000 Mann am Boden, von dem aus nächster Entfernung abgegebenen mörderischen Feuer der Türken niedergemäht. Die Bulgaren zogen sich in Unordnung um einige Kilometer zurück. Dasselbe ereignete sich auch bei Getschenkla. Die Division Ismid führte auf den durch die großen Verluste geschwächten Feind einen kühnen Überfall aus, nahm ihm die eroberten Batterien wieder ab und warf ihn dann ebenfalls einige Kilometer weit zurück.

Von den türkischen Soldaten sah also jeder den auf diesem Abschnitt geschlagenen Feind, der sich in Verwirrung zurückzog. Jeder mußte die großen Verluste wahrgenommen haben, welche die bulgarischen Regimenter bei den

vorangegangenen Angriffen erlitten hatten. Hunderte von toten Feinden bedeckten das Schlachtfeld, und ein Vorgehen der ganzen türkischen Armee war zweifellos festzustellen. Also ein Sieg, gleich bei der ersten Begegnung mit dem Feind! Also Selbstvertrauen bei dem Soldaten, der besser und schlagfertiger als der Feind ist? Nein, nichts davon! Die „heimlichen Wunden“ tun das Ihre . . .

In der gleichen Nacht, nach dem am Abend erfochtenen Siege flüchtet die Division Ismid in wilder Verwirrung und Panik, ohne von irgend jemand angegriffen zu sein. Die Soldaten beschießen einander in der Dunkelheit. Nun werden mir die „Techniker“ sagen: Ja, das ist eine Reserve-Division! Aber nein, die benachbarte 2. aktive Division handelt genau so. Nach einer schneidigen Zurückweisung des Feindes bei dem Zusammenstoß von Süliolu zieht sie sich zurück, oder besser gesagt: nimmt sie mit derselben Kopflosigkeit Reißaus wie die Kameraden von der Reserve. Diesem schönen Beispiel folgend, führt die ganze Armee eine „déroute en arrière“ aus und verwandelt die glänzenden „Armeekorps“ und „Divisionen“ in Perakende-Banden, die in der Nacht umherirren, ihre Generäle, Geschütze und Fahnen verlassen und ihre Gewehre dazu benutzen, die eigenen Kameraden zu beschießen; denn der Feind, der am Abend schwere Verluste erlitten hatte, zog sich einige Kilometer weit zurück und fing inzwischen an, sich aus großer Vorsicht einzugraben, da er — einen türkischen Angriff erwartete!

Kann man ein krasserer Beispiel für eine Niederlage infolge des Tiefstandes der militärischen Moral bei einer Truppe finden? Kampf, Sieg und Niederlage geschehen nicht im materiellen Gelände, nicht mit Hilfe der wirklichen Kugeln und Seitengewehre oder der neuesten tech-

nischen Erfindungen — all das hatte nicht den geringsten Einfluß. Der Kampf fand vielmehr im unstofflichen menschlichen Geist statt; dort stießen die schwachen „heimlichen Tugenden“ des türkischen Soldaten mit seinen schweren „heimlichen Wunden“, seiner „Moral“ zusammen, und es ergab sich eine fabelhafte Niederlage der ersten. Die weiteren, bereits materiellen Ergebnisse sind nur eine gewöhnliche Folge der lebhaften geistigen Erregung, die in diesem immateriellen Kampf durchlebt worden war.

Nehmen wir ein anderes Beispiel, wiederum aus einer Zeit, da die Türken über die Bulgaren gesiegt hatten. Wie ich bereits in meinem vorigen Aufsatz ausführte, hatten die türkischen Führer ihr Heer nach der ersten Niederlage in besserer Zusammenstellung erneut in den Kampf geführt. Die Zusammenstellung war auch in moralischer Hinsicht besser, denn bei der allgemeinen „déroute en arrière“ blieben die Menschen von größerer seelischer Kraft bei den Fahnen. Ein Sieg, allerdings nur ein zeitweiliger und unbedeutender, war den Türken diesmal beim III. Armeekorps unter dem Befehl Machmud-Muchtar-Paschas beschieden. Ich entnehme die Beschreibungen seiner „Siege“ seinem im Ton durchaus aufrichtigen Büchlein:

Schon am ersten Tag, dem 29. Oktober, berichtete der Divisionskommandeur Dschemal-Bey u. a.: „Die Infanterie begann unter der Wirkung des feindlichen Artillerieschußes sich von selbst, ohne ausdrücklichen Befehl zurückzuziehen. Ich vermochte den Flihenden den Weg zu verlegen und zwang die Leute unter Bedrohung mit dem Revolver, wieder vorzugehen.“

Am selben Tage versuchte eines der Regimenter während des Kampfes in Unordnung zu flüchten; aber die vorsichtshalber in seinem Rücken aufgestellte Kavallerie

brachte das Regiment unter ähnlichen Drohungen zum Stehen.

Trotz dieser unangenehmen Vorfälle wurden die Bulgaren mit vereinten Kräften nicht nur zurückgeschlagen, sondern sie zogen sich, in ihrer linken Flanke von Umfassung bedroht, etwas zurück. Machmud-Muchtar-Pascha ritt die Front der Regimenter ab und beglückwünschte die Truppen zum erfochtenen Sieg.

Am folgenden Tage, dem 30. Oktober, dauert der Kampf fort. Die Türken greifen an. Beim Angriff zieht sich die Division Dschemal-Beys viermal „in der größten Unordnung“ zurück, und zwei Divisionskommandeure führen die zurückweichenden Truppen jedesmal mit Gewaltanwendung wieder in den Kampf. Einer von ihnen berichtet, daß er infolge dieser Anstrengung „nicht mehr die Kraft besäße, sich im Sattel zu halten“. Auch diesmal werden die Bulgaren gezwungen, in eine neue Verteidigungsstellung zurückzugehen.

Am 31. Oktober herrschte schwache Kampftätigkeit, von der sich aus den Berichten eines der Generäle nur eine Zusammenfassung der Eindrücke entnehmen läßt:

„Wenn das III. Armeekorps in dreitägigem schweren Kampf mit Gottes Hilfe Erfolg hatte, so mußten doch die Divisionskommandeure und der Stab des Armeekorps an den gefährlichsten Stellen Posten fassen, um eine Flucht der Truppen zu verhindern. Aber so können die Dinge nicht weitergehen! Es ist nicht möglich, die Leute ununterbrochen mit Säbel und Revolver zu bedrohen oder die Korpskommandanten zu zwingen, sich unablässig in den ersten Reihen aufzuhalten, um die Soldaten anzufeuern.“

Einen Tag später, am 1. November, mußten zwei Korpskommandanten folgende Aufgabe erfüllen: Einige Batail-

lone versuchten, einen Hügel zu besetzen, als unweit von ihnen ein paar Granaten platzten. Entsetzt wandten sich die Bataillone sofort zur Flucht. „Wir bestiegen mit dem ganzen Stab unverzüglich die Pferde und ritten mit blankgezogenen Säbeln auf die Fliehenden ein. Unter Drohungen und scharfen Zurufen zwangen wir sie, haltzumachen“, erzählt Machmud-Muchtar-Pascha.

Schon in dieser Nacht war die ganze moralische Kraft des türkischen Soldaten erschöpft, und auch die körperliche Kraft der Generäle und Obersten ging infolge des Hin- und Herfuchtelns mit dem Säbel und der ständigen Bedrohung der Untergebenen mit dem Revolver zur Neige.

Es folgte, was kommen mußte, was man während der fünf vorangegangenen Tage nur mit übermenschlicher Kraft vermieden hatte: eine allgemeine, regellose Flucht der Regimenter und Divisionen setzte ein, abermals ohne Verfolgung durch den Feind, der nach fünf Tagen kleiner Niederlagen von allem genug hatte.

Beweisen all diese Beispiele nicht überzeugend genug, daß der türkische Soldat den Sieg nicht leidenschaftlich suchte? Bekunden diese Dinge nicht, daß er selbst bei sichtbaren Erfolgen seiner Waffen an ihren Sieg nicht glaubte? Einen Sieg z. B. so zu erfechten, wie das unsere polnischen Politiker in ihren Debatten über mögliche und unmögliche Kriege verlangen: nachdem man einige Blutstropfen — bei Gott nur gar nicht mehr! — vergossen hat, ja, das wäre dem türkischen Soldaten schon lieb gewesen! Wenn ihm dabei noch jemand hätte garantieren oder beweisen können, daß der Sieg auf seiner Seite bleiben würde, so hätte er wohl anständig kämpfen können. Aber aus eigenem Entschluß wollte er weder kämpfen, noch

glaubte er an den Erfolg seiner Anstrengungen. Und das ist die Grundursache der türkischen Niederlagen.

Eine gründlichere soziale und geschichtliche Deutung dieser Erscheinung würde andersartige Untersuchungen erfordern als diese, die in den Spalten des „Strzelec“ ihren Platz finden sollen. Hier will ich nur meinen Eindruck in dieser Hinsicht zusammenfassen. Mir scheint, daß bei den heutigen Türken durch ihre Mißerfolge auf allen Gebieten ihres Gottesstaates die moralische, gefühlsmäßige Lehre abgestorben ist, die sie einst zu leidenschaftlichen Kämpfen um die wirtschaftliche und politische Vormachtstellung über die Ungläubigen trieb. Die Berührung mit Europa brachte ihnen an Stelle dieser moralischen Doktrin nur eine verstandesmäßige, die importiert, aber nicht erlebt war und dem Gefühl nichts gab. Von den Schäden, die gerade diese europäische Doktrinenreiterei bei den Türken auf militärischem Gebiet anrichtete, werde ich ein andermal sprechen.

#### IV. Die Ursachen der türkischen Niederlagen

##### *Zweiter Teil*

In meinem letzten Aufsatz habe ich versucht, die grundsätzliche Ursache für die Niederlage der muselmanischen Truppen darzustellen. Für mich ist es der Tiefstand der militärischen Moral, d. h. der Mangel an leidenschaftlichem Willen zum Siege und an einem berechtigten oder unberechtigten Glauben an den eigenen Waffenerfolg. Da die Eigenschaften der bulgarischen Soldaten genau entgegengesetzt waren, so waren die Niederlagen nicht abzuwenden. Das brachte die Armee des Sultans von vorneherein in eine schwere Lage, die gewissermaßen nur durch Ersatzeigenschaften für die grundsätzliche „Kriegsmoral“,

durch Ordnung und Regel, innere militärische Zucht, durch gute technische Ausrüstung und schließlich durch die Stärke der aufgestellten Truppen erleichtert werden konnte. Die Kriegsgeschichte kennt eine Menge solcher Beispiele, in denen solche Ersatzeigenschaften für einen Endsieg genügten. Man erinnere sich nur an den englischen Burenkrieg in der neuesten Kriegsgeschichte, um für diese Behauptung einen Beleg zu haben.

Das Unglück der Türken wollte aber, daß der Krieg ihr Heer in der Zeit seiner Reorganisation überraschte. Da hatten ihm die neu importierten Grundsätze das noch nicht geben können, was ihnen an guten Eigenschaften innewohnte, hatten aber doch schon den wirklichen Wert dessen zerstört, was vor den Reformen vorhanden gewesen war. Überdies war der Eifer in der Neugestaltung — auf allen Gebieten des türkischen Lebens — so groß, daß er in den Köpfen eine Art von schulmeisterlichem Besserwissen erzeugte, das sich meistens mit eingebildeten, unwirklichen Vorstellungen von den Dingen verbindet. Vermutlich wurde diese Einstellung noch dadurch verstärkt, daß die Lehrmeister der Türken Deutsche waren, die auf jedem Gebiet verschiedene Lehrsätze und Regeln für den Export bereit halten. Ich glaube, daß die türkische Erfahrung in dieser Hinsicht für uns Anfänger auf dem Gebiet des Militarismus recht lehrreich sein kann. Man kann nicht bereitstehende Muster blind nachahmen, die den Bedingungen der bei uns notwendigen Kriegführung gar nicht angepaßt sind. Vor allen Dingen handelt es sich dabei um den Organisationsplan selbst.

In der Türkei hatte man das deutsche, oder sagen wir besser: das europäische System unverändert übertragen. Auch bei uns sind ja ständig Neigungen vorhanden, eine

regelrechte Armee nachzuäffen, obwohl die Grundsätze der Bildung eines Freiwilligenheeres nichts mit dem gesetzlichen Zwang gemeinsam haben, der in der regelrechten Armee besteht. Wie in dem einen so werden auch in dem anderen Fall anstatt der Wirklichkeit nur Trugbilder das Ergebnis sein. Wehe dann denen, die — wie die Türken — auf ihre papierenen Armeen, Kriegsbereitschaften, Korps und selbst Kompanien vertrauen!

Man hatte also in der Türkei vor allen Dingen in Übereinstimmung mit den europäischen Grundsätzen die allgemeine Wehrpflicht eingeführt und das ganze Reich in Gebiete eingeteilt, die der Zahl der Armeekorps entsprechen sollten. So kamen 24 solcher Bezirke heraus, obwohl es im ganzen türkischen Heer, wie ein Schriftsteller sehr witzig bemerkte, vielleicht kaum vier Generäle gab, die ein Armeekorps zu befehligen fähig waren. Dabei hatte man auch nicht an das Fehlen eines Wegenetzes gedacht und gar nicht damit gerechnet, daß der europäische Teil des türkischen Imperiums eine starke christliche Bevölkerung besitzt, die in ihrer Gesinnung als unzuverlässig gelten muß und zum Militärdienst bisher nicht herangezogen wurde. Ein solches System erfordert eine langjährige Arbeit, um gute Ergebnisse zu zeitigen (man denke an Japan), um Tausende und Abertausende von Reservisten, wie das in Europa üblich ist, auszubilden und vorzubereiten, die dann bei der Mobilmachung die Kaders ausfüllen sollen. Zu einer solchen Organisation hatte man einen Teil der aktiven Truppen in Kader-Bataillone, -Regimenter und -Divisionen eingeteilt, die aber angesichts der finanziellen Nöte naturgemäß nicht zahlreich waren. Schwache Kaders und starke Reserven sind aber keine gute Grundlage für die Kriegführung und geben den Organisations-Einheiten nicht die

notwendige Beständigkeit. Wie mußten diese Dinge erst aussehen, als der Krieg in einem Augenblick ausbrach, da diese Reserve noch sehr schwach und oft ungenügend geschult und ausgebildet war. Inzwischen hatte man aber das allerdings nicht europäische Heer, das wie die früheren Armeen mit langfristigem Militärdienst immer an gewissen bedrohten Punkten konzentriert war, völlig desorganisiert.

Wenn wir noch die große Langsamkeit der Mobilmachung hinzunehmen, die durch den Mangel an Verkehrsstraßen im Innern des Landes und durch die sprichwörtlich ungeschickte Zivilverwaltung in der Türkei bedingt war, so erhalten wir das Bild einer völlig auf dem Papier stehenden Militärorganisation. Als man diese Maschinerie in Bewegung setzte, kamen anstatt der erwarteten Armeekorps, Divisionen und Bataillone ganz unwirkliche Einheiten heraus: Armeekorps von der Stärke einer Division, Divisionen von der Stärke eines Regiments, Bataillone die eigentlich Kompanien waren. Das alles war auf außerordentlich schwachen Kadern aufgebaut, die oft durch ein wertloses Mengengemisch verwässert waren. Das waren die Leute, die den Gewehrkolben beim Anlegen an die Stirn hielten und nicht begreifen konnten, wozu man ihnen einen Spaten an die Seite gehängt hatte, da sie doch keine Gärtner, sondern echte und rechte Soldaten wären.

Wenn in dieser zahlenmäßigen Entwertung der militärischen Einheiten eine gewisse Regel geherrscht hätte, wäre die Not lange nicht so groß gewesen. Mag eine Kompanie den stolzen Namen sogar einer „Armee“ annehmen, wenn das ihren Mut steigert. Aber die türkischen Armeekorps, Divisionen und Regimenter waren von so verschiedener Stärke, daß jede Möglichkeit eines Überblicks verlorengehen mußte. Unbewußt oder voll einfältigen Glaubens

bürdete man diesen militärischen Einheiten Pflichten auf, die wohl ihren Benennungen, aber nicht ihrem effektiven Stand entsprachen. In der ganzen diesbezüglichen militärischen Korrespondenz habe ich keine Spur davon gefunden, daß man sich bemüht hätte, den Schein von der Wirklichkeit zu trennen. Eine Division nannte man einfach Division, auch wenn sie weniger Soldaten als ein Regiment zählte. Nur in einem einzigen Fall setzt der Kommandant des II. Armeekorps, der anscheinend vorsichtiger als die anderen war, in einer Mitteilung an seinen Kollegen vom III. Armeekorps über die Bewegung einer seiner Divisionen die Zahl der Soldaten — zweitausend — in Klammern hinzu.

Die Selbsttäuschung über die Begriffe war so stark, daß sie sogar die fähigeren unter den türkischen Führern ansteckte. Zu diesen ist zweifellos der Oberbefehlshaber des III. Armeekorps, Machmud-Muchtar-Pascha, zu zählen. Das Kavallerie-Regiment, das seinem Korps zugeteilt wurde, betrug — nach Abkommandierung einer Anzahl von Reitern zum Stabe — sage und schreibe 80 Mann. Diesem „Regiment“ übertrug man die Aufgabe, den rechten Flügel zu decken und nach den rückwärtigen Stellungen des Feindes hin Aufklärungsdienste auszuführen. Im Laufe der Schlacht aber, als sich mitten in der türkischen Stellung zwischen den Divisionen eine Lücke von mehreren Kilometern gebildet hatte, sandte man ihm noch einen ergänzenden Befehl, die Verbindung zwischen den Divisionen aufrecht zu erhalten! Derselbe Machmud-Muchtar-Pascha wurde nach dem errungenen — ich will nicht sagen: Sieg, aber immerhin — Erfolg über die Bulgaren in der Schlacht von Lüle-Burgas zum Oberbefehlshaber der „östlichen Armee“ ernannt, die aus dem III., XVII. und XVIII. Armeekorps be-

stand, zusammen aber höchstens einige 20 000 Mann zählte. Sofort ging der Pascha daran, einen neuen „Armee“-Stab zu bilden, denn seinem früheren III. Korps wollte er nicht den Stab wegnehmen.

Die „Ähnlichkeit des Lebens“ erinnert mich mit diesen Erscheinungen an die „toten Väter“ und die „Brüder, die am Leben sind“. Hier wie dort dieselbe Neigung, die tatsächliche Schwäche mit wohlklingenden Namen zu verdecken, das gleiche Spiel mit „Armeekorps“ und „Armeen“, dazu ein Leben des Scheins, ohne die Fähigkeit, der schweren, nackten Wirklichkeit klar und fest ins Auge zu schauen, die doch nicht mit bunten Kleidern verummumt ist.

Eine ebensolche schulmeisterliche Organisation, oder besser: Desorganisation herrschte auch beim Offizierkorps. Es war unmöglich, eine genügende Anzahl europäisch ausgebildeter Offiziere zu finden, welche die Stäbe jener 24 Armeekorps und ihrer entsprechenden Zahl von Divisionen hätten besetzen können. Um wieviel weniger war es für die Truppen selbst der Fall! Trotzdem hatte man aus dem Heer eine Anzahl wenig gebildeter Offiziere — oft waren sie sogar Analphabeten! — zu entfernen begonnen, die sich doch in der Armee eingelebt und ein besonderes Element gebildet hatten, wie es eine gewisse Einheit der Begriffe und des Lebens zwischen Offizieren und Soldaten bedingte. Zweifellos haben zur Zerrüttung und zum Mangel an innerer Zucht im Heer die ständigen türkischen Revolutionen und Gegenrevolutionen sehr stark beigetragen, die immer wieder Angehörige der Armee, weil sie Anhänger dieser oder jener Richtung waren, auf die Straße setzten oder des Landes verwiesen. Vor allem aber hat der Armee, wie ich glaube, geschadet, daß man aus ihr ent-

fernt hatte, was über die Einheitlichkeit und den Zusammenhalt des Heeres, über die Verbundenheit und das gemeinsame Leben von Offizier und Soldat entschied.

In dieser Hinsicht waren dem türkischen Volk, das doch die Armee bildete, zweifellos die europäischen liberalen Theoretiker — die Jungtürken — am meisten fremd. Wenn ihre Lehren, anstatt rein theoretisch zu sein, dem überwiegenden Teil des Volkes eine sittliche Losung vermittelt hätten, Gefühl und Leidenschaft, wie es z. B. in der französischen Revolution der Fall war, so wäre die Sache anders gewesen. So aber konnte die Europäisierung des Heeres nur nach längerer Zeit Ergebnisse zeitigen, wenn sich der Soldat — der Sohn des ungebildeten Volkes — an die Zusammenarbeit mit dem Offizier — dem europäisch gebildeten geistigen Menschen — hätte gewöhnen können, wie es bei den meisten europäischen Heeren der Fall ist. Da aber der Krieg ganz zu Anfang des Umbaus der alten Türkei ausbrach, mußte der Soldat ganz ohne ein gefühlsmäßiges Verhältnis zu seinen Offizieren bleiben. Da er die unaufhörlichen Veränderungen um sich herum nicht verstand und nicht erfaßte, so ging ihm die natürliche Grundlage des Denkens verloren, als welche ihm bisher der überlieferte östliche Fatalismus der Söhne des Propheten genügt hatte. Ich weiß nicht, ob die türkische Armee in ihrer alten Zusammensetzung gesiegt hätte. Ich bin aber sicher, daß sie mehr Zusammenhalt und Ausdauer im Unglück bewiesen hätte, wenn die Hand Europas sie nicht berührt und ihr jene theoretischen Scheinbegriffe zum Geschenk gemacht hätte, an die man mit bewunderungswürdiger Einfalt glaubte.

Daß die Reformen lebensfremd und nicht den besonderen Bedingungen des türkischen Daseins angepaßt waren,

trat auch bei der Ausgestaltung aller zum Krieg gehörigen Hilfsobliegenheiten in Erscheinung. Bei der Artillerie z. B. hatte man getan, was am leichtesten war: man versah jene 24 Armeekorps mit einer entsprechenden Anzahl von Geschützen. Man vernachlässigte, was schwieriger war: die Munitionskolonnen und die gute Zufuhr von Munition. Das Ergebnis lag auf der Hand: zahlreiche Batterien konnten nur für beschränkte Zeit in den Kampf eingreifen, danach stellten sie eher ein Hindernis als eine Hilfe dar, und bei Rückzügen suchte man sie loszuwerden und überließ sie dem Feind als Beute. Bei der am schwersten zu bildenden Verwaltungsorganisation, der Intendantur, den Etappen, allen den rückwärtigen Verbindungen einer in Kriegshandlungen begriffenen Armee, vertraute man auf die Eisenbahnen, die man aber nicht sachgemäß zu verwalten verstand. Die einfacheren Verkehrsmittel, die mit den Lebensbegriffen der Asiaten mehr im Einklang standen, vernachlässigte man indessen. So hatten die Bulgaren z. B. für den Heeresbedarf alle Zugochsen mobilisiert und spannten sie ebensogut vor schwere Belagerungsgeschütze wie vor Munitions- oder Proviantwagen. Die Türken dagegen, die ihr Transportwesen auf der „europäischen“ Eisenbahn aufgebaut hatten, erlebten es, daß Kanonen und Gewehre laut nach Munition verlangten und gleichzeitig zahlreiche Waggons mit ihrer Ladung irgendwo einige zehn oder zwanzig Kilometer weiter weltverloren auf Nebengleisen standen. Während die Soldaten vor Hunger und Entbehrungen zugrunde gingen, hatten sich die „europäischen“ Konserven im Wirrwarr des Eisenbahnwesens irgendwo derartig verloren, daß sie zu guter Letzt den Bulgaren in die Hände fielen oder auf den Rückzügen vernichtet werden mußten.

Auf taktischem Gebiet werden wir bei den Türken dieselbe törichte Buchstabengläubigkeit, verbunden mit allerlei Täuschungen über die Kriegstätigkeit finden. Wer von noch so unfertigen Anfängern in militärischen Dingen kennt nicht die Lehre von der Überlegenheit des Angriffs über die Verteidigung, der Offensive über die Defensive. So treibt also der Oberkommandierende Nazim-Pascha die ungeordneten türkischen Horden, die keinen sicheren Stützpunkt hinter sich haben, zum Angriff vor. Die Türken verlassen ihre befestigten Stellungen, um mit Mühe und ungeordnet einen eintägigen Vormarsch zu unternehmen, nur damit ihnen die Bulgaren nicht mit der Offensive zuvorkommen und damit sie nicht, Gott behüte, in der befestigten Linie Kirk-Kilisse-Adrianopel in der Defensive bleiben. Zwei Tage sind so für die Organisationsarbeit, die jetzt der türkischen Armee am notwendigsten wäre, verloren. Schon durch den kriegsmäßigen Vormarsch sind die Truppen desorganisiert, die Lieferung aller erforderlichen Dinge ist erschwert, das Selbstbewußtsein der Soldaten, die vielleicht in ihren Schützengräben viel tapfer gekämpft hätten, ist verschlechtert. Alles das sind die Folgen eines Buchstabenglaubens. Wenn man dann in den Berichten der verschiedenen Generäle und Obersten vom ständigen Entscheiden über Aufgaben im Geist der Offensive bei immerwährendem Rückzug und Flucht vor dem Feind liest, so tun sie einem leid. Aber zugleich muß man über diese unglückseligen Anführer von Perakende-Armeen lachen, die in ihrer Einfalt leeren Worten Glauben schenken und sich mit ihnen hartnäckig die traurige Wirklichkeit zu verschleiern suchten.

Wenn ich die Lehren kurz zusammenfassen soll, die sich für uns aus den türkischen Niederlagen ergeben, so möchte

ich sagen: Fort mit allen organisatorischen Täuschungen, fort mit jeglichem militärischen Buchstabenglauben! Kämpfen und siegen kann man unter den schwierigsten Bedingungen; selbst einer sehr schweren Lage kann man sich entziehen. Aber man muß es leidenschaftlich begehren und sogar der schwärzesten Wahrheit scharf ins Auge blicken, ohne sie durch Täuschung oder Einbildung verschönen zu wollen.

**Abriß der Militärgeschichte  
des Januar-Aufstandes**

*Diese in der Schule der Sozialpolitischen Wissenschaften in Krakau gehaltenen Vorlesungen waren für die Schüler des Offizierskurses des Krakauer „Strzelec“ (Schützenbund) bestimmt.*

*Sie wurden von Piłsudski im Jahre 1914 in Buchform bei Rzepecki in Posen unter dem Titel „Der 22. Januar 1863“ in populärer Fassung herausgegeben.*

*Die vorliegende Fassung ist das Ergebnis der herausgeberischen Arbeit des Chefs des Militärhistorischen Büros, des unlängst verstorbenen Generals J. Stachiewicz und des Hauptmanns Stefan Pomarański.*

*Die Herausgeber setzten sich als Ziel, alle Umarbeitungen zu vermeiden, um die Niederschrift so wenig wie möglich von den tatsächlich gehaltenen Vorlesungen abweichen zu lassen.*

*Das Original-Stenogramm der Vorlesungen wird im Archiv des „Instituts zur Erforschung der neuesten Geschichte Polens“ aufbewahrt.*

## Erste Vorlesung

(13. Februar 1912)

Meine Vorlesungen muß ich mit einigen Anmerkungen versehen.

Die erste betrifft den Inhalt. Ich habe die Vorlesungen „Die Militärgeschichte der polnischen Aufstände“ betitelt. Das ist ein so umfangreicher Gegenstand, daß ich nicht in der Lage wäre, ihn ganz zu erschöpfen. Das hat mich dazu gezwungen, meine Vorlesungen auf einen einzigen Zeitabschnitt zu begrenzen. Ich habe das Jahr 1863 gewählt. Ich bin bei diesem Jahr stehengeblieben, denn es naht seine fünfzigjährige Wiederkehr, und ich möchte meinerseits etwas zur Ehrung dieses Jahrestages beitragen. Außerdem besitzen wir, was alle anderen Aufstände anlangt, viele wertvolle Werke, welche die militärische Seite in erschöpfender Weise behandeln, während über diesen Stoff eigentlich keine Arbeit vorliegt. Der Gegenstand lockte mich daher, und ich wollte auf diese Weise eine Lücke ausfüllen, die in der Geschichte jenes Aufstandes besteht.

Nach diesem Jahr war nämlich die Ansicht vorherrschend, deren Leitspruch die Worte Kaiser Alexanders II. bildeten: „Keine Träume!“ Unter dem Eindruck einer solchen Anschauung wuchs die polnische Volksgemeinschaft nach dem Aufstand auf. Im Sinne dieser Losung wurde alles von der Volksgemeinschaft abgelehnt, was mit bewaffnetem Kampf zusammenhing. Infolge einer solchen Ein-

stellung wurde in der Geschichte des Jahres 1863 die militärische Seite gänzlich vernachlässigt.

Als ich über den riesigen Umfang dieser Aufgabe nachdachte, kam ich zu der Überzeugung, daß die Erfassung des Ganzen von der militärischen Seite eine Unmöglichkeit ist angesichts der kurzen Zeitspanne und gewisser Quellenmängel, von denen noch später die Rede sein wird. Infolgedessen habe ich mich darauf beschränkt, den Kriegsverlauf, wie er bei den Kämpfen des Jahres 1863 in die Erscheinung getreten ist, und ihre Entwicklung unter diesen oder anderen Umständen darzulegen. Ich möchte meine Kritik möglichst sachlich halten und bin bestrebt, mich in die Lage derjenigen zu versetzen, die damals gewirkt haben. Ihr werdet bei mir keine Ausfälle oder Kritik hinsichtlich der Beschlüsse finden, die dem Aufstand galten. Ich nehme sie als Tatsache an. Alle, die von mir eine andere Auffassung erwarten sollten, werden somit enttäuscht werden.

Die zweite Anmerkung betrifft die Quellen, die uns bei der Behandlung des gegebenen Stoffes zur Verfügung stehen.

Jede Geschichtsschreibung muß sich auf Quellen stützen, und ihre kritische Betrachtung bildet die Unterlage für die historische Bearbeitung. Leider liegen für jenes Teilgebiet, das den Inhalt meiner Vorlesungen bilden soll, sehr wenig Quellen vor. Jeder, der die Geschichte des Jahres 1863 bearbeitet, muß sich über einen fühlbaren Mangel an Dokumenten beklagen, und was die militärische Seite betrifft, ist dieser Mangel besonders erschreckend. Gewöhnliche, unmittelbare Quellen fehlen fast gänzlich. Das sind immer die Befehle, Berichte, mit einem Wort: die ganze Kriegskanzlei. Solche Quellen bestehen für die polnische Seite aus begreiflichen Gründen eigentlich gar

nicht, für die russische aber sind sie jedem nicht amtlichen Forscher unzugänglich. Darum ist ihre Darstellung und kritische Beurteilung unmöglich.

Wenn ich mich nun den Quellen zuwende, die wir besitzen, so teile ich sie in russische und polnische ein. Infolge der Eigenart dieses Krieges haben die russischen Behörden und kleinen Unterführer die Geschichte in furchtbarer Weise gefälscht. Sie beschrieben Schlachten, die gar nicht stattgefunden hatten; manchmal wiederum stellten sie Überfälle auf fast wehrlose Menschen als Kämpfe mit bewaffneten Banden dar, verschwiegen ihre Verluste und überschätzten diejenigen ihrer Feinde.

Von diesen Quellen will ich folgende Werke anführen: 1. dasjenige von Sergius Gesket, welches die anständigste Behandlung der Anfänge des Aufstandes ist, und 2. jene von Nicolas Berg und Nikolas Pawlischtschew. Diese beiden letzten, die auch vielen polnischen Verfassern als Grundlage für die Behandlung der Geschichte des Jahres 1863 gedient haben, stützen sich vornehmlich auf Angaben, die von Verrätern vor den Untersuchungskommissionen gemacht worden sind. Man muß staunen, wie man von polnischer Seite solche Quellen benutzen konnte. Der allgemeine Mangel daran erklärt es.

Berg stützt sich auf Angaben 1. von Oskar Awejda und 2. von Karol Majewski. Diese beiden Herren waren freche Angeber. Und auf die Bände ihrer Bekenntnisse stützt sich auch einer der polnischen Geschichtsschreiber, und zwar Przyborowski. Wir wissen gut, daß Menschen, die Angebereien machen, in ihren Geständnissen lügen. Kann man aber sein Urteil auf Lügen aufbauen?

Wenn ich mich polnischen Werken zuwende, so muß ich vor allen Dingen feststellen, daß sie die militärische Seite

nicht umfassen. Von diesen Bearbeitungen erwähne ich die Geschichte von Bolesław Limanowski, die für die allgemeine Kenntnis der Zeit wichtig ist, obgleich sie der militärischen Seite wenig Beachtung schenkt, sowie das Werk von Walery Przyborowski, das sich viel eingehender mit der militärischen Seite der Frage befaßt. Da das letztgenannte Werk die am breitesten angelegte und der Geschichte dieses Aufstandes gewidmete Arbeit ist, bildet sie ein notwendiges Hilfsmittel, das jedermann benutzen muß. Sie besitzt jedoch zwei Fehler: sie stützt sich auf Angaben von Verrätern und entnimmt ihnen die Grundlage zur Beurteilung verschiedenster Erscheinungen. Was die militärische Seite betrifft, so hat Przyborowski sie überwiegend auf Grund russischer Werke und polnischer Memoiren bearbeitet. Den zweiten sehr großen Mangel dieser Arbeit bilden ihre politischen Gesichtspunkte, die das Jahr 1863 vor der polnischen Volksgemeinschaft anklagen. Darin spiegelt sich jene öffentliche Meinung wieder, die dieses Jahr aus dem Gedächtnis und den Herzen der Polen auszutilgen suchte. Deswegen sind viele seiner Behauptungen, Darstellungen und Urteile mit dem größten Vorbehalt aufzunehmen. Der dritte Mangel beruht darin, daß der Verfasser dieses Werkes, der das Glück hatte, beim Aufstand unter Führung von Langiewicz zu kämpfen, diesen Feldherrn mit besonderer Vorliebe behandelt und die Handlungen anderer Männer durchaus ungerecht beurteilt, um seinen Liebling um so schöner herauszustreichen.

Eine besondere Gattung von Quellenmaterial sind die zahlreichen Memoiren. Sie zeichnen sich jedoch einerseits sehr oft durch große Ruhmredigkeit und Übertreibung aus, so daß sie dadurch unwillkürlich ein gewisses Mißbehagen erwecken; andererseits sind sie zu sehr der öffentlichen

Meinung unterworfen, als wären sie nicht um der geschichtlichen Wahrheit willen geschrieben, sondern um Jugendfehler und Jugendvergehen zu rechtfertigen. Darum müssen viele von diesen Memoiren ebenfalls mit großer Vorsicht behandelt werden.

Schließlich gibt es für mich noch eine besonders wichtige Quelle: die Erfahrungen unserer kurz verfloßenen revolutionären Zeitläufte. Hätte ich diese Revolution nicht erlebt, so besäße ich nicht den Schlüssel zu sehr vielen Fragen aus dem Jahre 1863. Da alle Revolutionen einander gleichen, kann jemand, der nicht selbst die Revolution erlebt hat, die Revolutionäre kaum gebührend einschätzen. Als ich vor der Revolution verschiedene Bücher über das Jahr 1863 zur Hand nahm, waren mir sehr viele Dinge unverständlich; ich konnte mir nicht vorstellen, wie diese oder jene Geschehnisse stattfinden konnten. Und darin sind auch die Ursachen dafür zu suchen, daß die Kritiker bisweilen verschiedene Erscheinungen jener Epoche einseitig auffassen: sie beurteilen die Zeiten der Revolution vom Gesichtspunkt der Friedenszeiten aus und andererseits den unregelmäßigen Krieg vom Gesichtspunkt der regulären Wehrmacht.

Als drittes müssen die Angaben erwähnt werden, welche die historische Geographie und Statistik betreffen. Vor allem ist die Einteilung des Landes sowohl von feindlicher Seite wie auch seitens der Revolution wichtig. Die Revolution teilte das Kongreß-Königreich in Wojewodschaften ein; es gab deren acht. Vier entsprachen vollkommen der Einteilung in Gouvernements: 1. die Wojewodschaft von Sandomir entsprach dem Gouvernement Radom; 2. die Wojewodschaft von Lublin dem Gouvernement Lublin; 3. die Wojewodschaft von Podlasie dem Gouvernement

Siedlce; 4. die Wojewodschaft von Masowien fast gänzlich dem Gouvernement Warschau. Die anderen vier Wojewodschaften entsprachen nicht ganz dieser Einteilung. Die Gouvernements von Łomża und Piotrków\*) verschwanden. 5. Die Wojewodschaft von Krakau entsprach dem Gouvernement Kielce und dem südlichen Teil des Gouvernements von Piotrków. 6. Zur Wojewodschaft Kalisz wurde das Gouvernement Kalisz und die übrigen Teile des Gouvernements Piotrków einbezogen. Von den nördlichen Wojewodschaften umfaßte 7. diejenige von Augustów das spätere Gouvernement Suwalki und Teile des Gouvernements Łomża; 8. die Wojewodschaft von Płock vereinigte den anderen Teil des Gouvernements Łomża und das Gouvernement Płock.

Die Bevölkerungsziffer des Kongreß-Königreichs betrug damals viereinhalb Millionen; es wohnten somit auf demselben Raum über zweimal weniger Menschen als gegenwärtig. Warschau zählte 170 000 Einwohner, das heißt so viel wie Krakau heutzutage.

Die Zusammensetzung der Bevölkerung war von der heutigen etwas verschieden. Die Landbevölkerung überwog, auch die Lebensweise der Bewohner war landwirtschaftlich. Die Industrie befand sich kaum in den Anfängen der Entwicklung; Zuckerfabriken, Eisengießereien und an einzelnen Plätzen Webereien herrschten vor. Warschau war zu jener Zeit das größte Industriezentrum Polens.

Wichtig ist auch in allen Kriegen das Verkehrsnetz. Hier bestanden 1863 große Unterschiede zu heute. Die Eisenbahnen befanden sich noch ganz im Anfang ihrer Entwicklung und spielten keine hervorragende Rolle. Es gab damals die folgenden drei Eisenbahnlinien: die Strecke

\*) Petrikau.

Warschau—Wien, Warschau—Bydgoszcz\*) und Warschau—St. Petersburg. Unter solchen Umständen hatten die gepflasterten Heerstraßen um so größere Bedeutung. Die Hauptwege waren: auf dem linken Weichselufer die Krakauer Heerstraße über Radom und Kielce und zwei Heerstraßen in der Richtung von Berlin; auf dem rechten Ufer die Lubliner Heerstraße über Garwolin, die St. Petersburger quer durch die Wojewodschaften von Płock und Augustów und schließlich die Chaussee nach Brześć. Außerdem ist noch das kleinere Wegenetz zu beachten, das sich von den Hauptstädten in Kongreßpolen in verschiedenen Richtungen ausbreitete, also von Lublin, Radom, Kalisz, Płock usw. An diesen Wegen entlang zogen sich Telegraphenlinien.

Und nun noch etwas Geschichte.

Vor dem Aufstand ereignete sich in der Zeit des Krimfeldzugs im Jahre 1855 ein wichtiger Vorfall: der Tod Nikolaus' I. Sein Sohn, Alexander II., zeichnete sich am Anfang seiner Regierung durch einen sogenannten Liberalismus aus und begann verschiedene große Reformen einzuführen. Das erweckte in Rußland eine gewaltige liberale und revolutionäre Bewegung. Sie war so stark, daß sie sich selbst in die entlegenen Winkel des amtlichen Lebens Eingang verschaffte. Keine Kanzlei war mehr vor einem gewissen Einfluß und der Einmischung der Liberalen sicher. Ich mache deshalb darauf aufmerksam, weil dieser Zustand auf alle Berechnungen des Jahres 1863 einen außerordentlich großen Einfluß hatte. Der Glaube und die Hoffnung, daß russische Beamten- und besonders Militärkreise nicht nur an der polnischen, sondern auch an der russischen Revolution Anteil nehmen würden, bildete am An-

\*) Bromberg.

fang des Aufstandes längere Zeit hindurch die Grundlage für verschiedene militärische Pläne.

Dem Ausbruch des Aufstandes in Polen ging eine Art Gärung in Gestalt patriotischer Kundgebungen voraus. Die Regierung schwankte in ihren Entschlüssen, so daß sie den Eindruck der Schwäche erweckte, was bei den Menschen eine Zuversicht hervorrief, die das Entstehen einer Revolutionspartei sehr begünstigte. An die Spitze dieser Partei stellte sich das sogenannte Nationale Zentralkomitee, welches sich um die Mitte des Jahres 1862 endgültig gebildet hatte.

Wie wenig die Volksgemeinschaft vorher an einen bewaffneten Aufstand gedacht hatte, kann man daraus schließen, daß, als im März 1861 die Regierung in Warschau infolge gewisser Kundgebungen eine Anzahl von Machtbefugnissen der sogenannten Städtischen Delegation übertrug, diese mit ihren Beamten, die damals Konstabler hießen, sich hauptsächlich damit befaßte, unter der Bevölkerung nach Waffen zu suchen und diese zu beschlagnahmen. Wie sollte das also eine Herausforderung der Regierung sein? Der Kampfgedanke bestand somit damals in der polnischen Volksgemeinschaft nicht. Von militärischen Vorbereitungen können wir also erst von der Mitte des Jahres 1862 an sprechen, als aus der Mitte der „Roten“ das schon erwähnte, aus sieben Personen bestehende Zentrale Komitee entstand. Diesem Komitee traten als Mitglieder auch Offiziere der revolutionären, halb polnischen, halb russischen Organisation bei, die sich im Offizierskorps der Armee gebildet hatte. Die Hervorragendsten unter ihnen waren Jarosław Dąbrowski, der während der Pariser Kommune sein Leben ließ, und Zygmunt Padlewski, der während des Aufstandes hingerichtet wurde; beide gehörten dem Komitee an. Sie wa-

ren die einzigen Berufssoldaten im Zentralen Komitee und die einzigen wirklichen Gewährsmänner, auf denen die Verantwortung für die Vorbereitungsarbeiten und den Plan des Aufstandes von 1863 ruhte.

Um die Kräfte vorzubereiten, ging man damals zur Organisation der Verschwörung über. Sie war auf einem System von Zehnergruppen aufgebaut. Aus den Zehnergruppen bildeten sich Hundertschaften. An der Spitze je einer Organisation standen in jeder Wojewodschaft Bevollmächtigte des Zentralen Komitees.

Diese Verschwörung breitete sich sehr rasch aus und erreichte im Januar 1863 vor dem Ausbruch des Aufstandes einen Umfang, dessen Zahlen Bewunderung für die Tatkraft und die große Verschwörerkunst abnötigen, die man an diese Arbeit gewendet hatte. Die auf diesem Gebiet angegebenen Zahlen scheinen etwas verdächtig, denn sie stammen aus den Aussagen von Awejda. Kurz vor dem Aufstand nahm man als Unterlage für die Berechnung: in der Wojewodschaft Plock 5000 Mann, in der Wojewodschaft Lublin 5000, in Masowien 4000, in Podlasie 4000, in der Wojewodschaft Kalisz 2000, in der Wojewodschaft Sandomir 2000, in der Wojewodschaft Krakau 1000 und in Augustów 700.

Ein anderes damaliges Mitglied des Komitees, Bronisław Szwarcze, ein Mann, der kein Verräter war und lange Zeit in Zwangsarbeit verbracht hatte, führt an dieser Zahlenaufstellung gewisse sehr glaubhafte Änderungen durch, die durchaus dem Eindruck entsprechen, den ich beim Studium dieser Angelegenheit gewonnen habe. Aus Rücksichten auf die Verschwörung konnte man nicht die Reihen der eigentlichen Kämpfer kontrollieren und mußte sich mit den Führern begnügen, so daß die Zehnergruppen nur in der Ein-

bildung verblieben. Das schreibt ein Mann, der einen Monat vor Ausbruch des Aufstandes verhaftet worden war. Tatsächlich bestanden die Zehnergruppen vermutlich nur in der Einbildung. Diese Meinung bekräftigt die Tatsache, daß in derselben Januarnacht die Anzahl der Aufständischen beträchtlich kleiner war, weiter aber auch der Umstand, daß während des Aufstandes niemals mehr als 30 000 Mann auf dem Kampfplatz waren.

Die Verschwörer-Verbände, die vor dem Ausbruch des Aufstandes gebildet waren, beschäftigten sich vornehmlich mit ihrer Ausbreitung, das heißt mit der Werbearbeit und dem weiteren Ausbau der Verschwörung. Die Kräfte dieser Menschen verschlang in überwiegendem Maße die große Menge von Agitationsarbeiten.

Auch die Zeit der Organisationsleiter wurde hiervon in Anspruch genommen. Sie mußten notwendigerweise mit allerhand organisatorischen Sorgen und mit allerlei Kundgebungen wie Aufmärschen und ähnlichen Mätzchen belastet werden, so daß auf die militärische Bereitschaft sehr wenig geachtet wurde. Nur an einzelnen Plätzen wurden gewisse Anfänge im Exerzieren gemacht, und man führte gewisse Kriegsvorbereitungen durch.

Eine zweite notwendige Sache für einen Aufstand sind die Waffen. Diese besaß das Kongreß-Königreich nicht, denn seit dem im Jahre 1861 verhängten Standrecht wurde es mehrmals entwaffnet, wobei der Bevölkerung alle Arten von Bewaffnung abgenommen wurden. Waffen waren also in sehr geringem Maße vorhanden. Also war es eine Notwendigkeit, die Bewaffnung vorzubereiten. Das Zentralkomitee begann nun darüber nachzudenken. Man sandte dazu Abgesandte ins Ausland, die dort ihre Einkäufe machen und dann die Waffen nach Polen schaffen sollten. In

Paris jedoch verhaftete man unsere Abgesandten und übergab sogar die bei ihnen gefundenen Papiere den russischen Behörden. Das geschah im Dezember 1862, so daß die russischen Behörden fast am Vorabend des Ausbruches von den Vorbereitungen benachrichtigt wurden. Trotzdem wurden mannigfache Waffen erstanden — hauptsächlich in Lüttich und in London —, und man setzte die Wege fest, auf denen sie nach Polen gelangen sollten. Außerdem war man bemüht, im Lande selbst alles zusammenzuraffen, was an Waffenstücken zu erlangen war, aber die Ergebnisse waren in dieser Hinsicht sehr unansehnlich. Bis zur Januarnacht hatte man, nach den damaligen Berichten, kaum 600 Jagdflinten aus den verschiedenen Teilen des Landes zusammengebracht; dazu kamen noch eine Anzahl von Pistolen und Revolvern und schließlich eine gewisse Menge blanker Waffen, und zwar Sensen.

So viel hatte man für die Bewaffnung vor dem Ausbruch des Aufstandes getan.

Wir wollen zu guter Letzt noch die Reihe der Anführer betrachten, die man vorbereitete, um ihnen im Aufstand leitende Stellungen anzuvertrauen.

Ein solcher Hauptkommandant war Zygmunt Padlewski, ein verhältnismäßig gut ausgebildeter Offizier, welcher sich durch eine Eigenschaft auszeichnete, die er in seiner ganzen Tätigkeit bezeugte: durch Mangel an Eigensinn. Dieser Mann ließ sich sehr schnell enttäuschen und war Einflüssen leicht zugänglich. Die zweite Persönlichkeit, die sich an die Spitze der Ereignisse schob, war Jarosław Dąbrowski, ein Mann, der viel energischer, kühner und unternehmender war. Er wurde leider vor Ausbruch des Aufstandes verhaftet und saß während des ganzen Aufstandes in der Stadtfestung gefangen.

Außerdem hatte man Kommandanten für einzelne Landesteile bestimmt. Es wurden deren mehrere ernannt. Für die Wojewodschaft Sandomir war es Langiewicz, der aus Warschau am 12. Januar in ein ihm völlig fremdes Gebiet gesandt wurde, zu dem er vorher keinerlei Beziehungen gehabt hatte. Für die Wojewodschaft Podlasie wurde Walerj Lewandowski bestimmt, der Anfang Januar dorthin abreiste. In einer glücklicheren Lage befand sich der Kommandant der Wojewodschaft Krakau, Apolinary Kurowski, ein ortsansässiger Bürger.

Die anderen Unterführer, die wir noch in Betracht ziehen wollen, begaben sich alle erst im Januar auf ihre Posten. Antoni Jeziorański z. B. reiste am 16. Januar in den Landkreis Rawa, Josef Oxiński am gleichen Tage in die Kaliszer Wojewodschaft. Nur Roman Rogiński arbeitete in der Wojewodschaft Podlasie schon etwas längere Zeit.

So bot sich in allgemeinen Umrissen vor dem Ausbruch des Aufstandes der Zustand der Vorbereitungen auf polnischer Seite dar.

## Zweite Vorlesung

(14. Februar 1912)

Um mit den Vorbereitungen zum Aufstand abzuschließen, muß ich noch zwei Einrichtungen erwähnen, die in hohem Maße zur besseren Ausführung des Vorhabens beigetragen haben und einen gewissen Stolz der Aufstandsbewegung bildeten. Die erste war die Schule in Genua und später in Cuneo, die aus besonderen politischen Gründen dorthin verlegt wurde. Sie war durch einen Kreis von Offiziers-Emigranten und jungen Polen aus Paris gegründet worden. Die Schule bestand ein ganzes Jahr und wurde

im September 1862 von der italienischen Regierung geschlossen. Sie hat etwa 200 Menschen ausgebildet und ihnen die Schulung der niederen Offizierschargen gegeben. Bei dem Mangel an militärischer Ausbildung hat diese Schule in hohem Maße zur Besserung der entsprechenden Verhältnisse in Polen beigetragen. Sie bildete auch in politischer Hinsicht einen gewissen Mittelpunkt der Erziehungsarbeit. Aus dieser Schule sind denn auch in großer Zahl Vorkämpfer des Aufstandes hervorgegangen, die fast alle durch ihr Blut auf den Schlachtfeldern oder durch Gefangenschaft in Sibirien ihre Schuldigkeit getan haben. Nur wenige von den Zöglingen dieser Schule sind nicht denkwürdige Gestalten in der Geschichte des Aufstandes geworden.

Ein zweites besonderes Verdienst des Zentralen Komitees ist die Organisierung der späteren bürgerlichen National-Regierung, die es vor Ausbruch des Aufstandes ausbaute. Diese Organisation zeichnete sich durch gewisse Eigenschaften aus, die man wohl in keinem anderen Lande in Revolutionszeiten antreffen konnte. Sie reichte bis in die entlegensten Landesteile und war so tatkräftig und stark, daß sie als Muster für solche revolutionären Organisationen gelten darf. Für die Zwecke des Krieges war die Organisation des Verkehrswesens sehr wichtig, die während der ganzen Dauer des Aufstandes der Kriegssache ungewöhnliche Dienste leistete. Diese bürgerliche Organisation verbrauchte jedoch eine Menge von Menschenkräften, die man aus den Reserven der Verschworenen entnehmen mußte. Das verminderte beträchtlich das für den Waffenkampf auf den Schlachtfeldern benötigte Menschenmaterial zugunsten einer bürgerlichen Organisation, die während des ganzen Aufstandes tätig blieb.

Das ist in großen Umrissen der Stand der Vorbereitungen, den die Verkehrsorganisation unter Leitung des Zentralkomitees für die militärische Seite des Aufstands erreicht hatte. Es ist nun an der Zeit, daß ich euch eine Kritik der Handlungsweise verschiedener damaliger Vorkämpfer gebe, eine Kritik, die — wie gesagt — möglichst unbefangen sein soll und von der Voraussetzung ausgeht, daß man sich in die Lage derjenigen versetzen muß, die damals gewirkt haben.

In erster Linie lenkt die unzureichende Vorbereitung des Menschenmaterials, dessen sich der Aufstand bediente, die Aufmerksamkeit auf sich. Dieses Menschenmaterial bestand hauptsächlich aus Städtern und Arbeitern, ziemlich zahlreichen Vertretern der sogenannten Intelligenz und endlich aus ländlicher Bevölkerung, privaten Angestellten bei Grundbesitzern und in Fabrikbetrieben. Das Hauptelement bildete das Bürgertum, in dem damals das Handwerk überwog. Betrachtet man die Herkunft der Verschwörer, so bildeten die Bewohner der Städte und Städtchen die Hauptmacht. All diese Menschen waren in militärischer Hinsicht nicht für irgendeinen Krieg vorbereitet, denn die militärische Ausbildung wurde dazumal anders als jetzt gestaltet. Die Armeen jener Zeiten wurden nicht auf Grund der allgemeinen Dienstpflicht gebildet, sondern durch Rekrutierung, und der Rekrut wurde im Kongreß-Königreich für zehn Jahre zum Militär eingezogen. Seine militärischen Erfahrungen ließen sich durch die Bevölkerung durchaus nicht nutzbar machen.

Außerdem bewirkten einerseits eine längere Zeit der Ruhe und andererseits die Entwaffnung Polens, daß die Bevölkerung mit dem Waffengebrauch nicht vertraut war. Die Waffe, selbst die einfachste wie die Sense, bedeu-

tete insbesondere für das Bürgertum etwas vollkommen Neues.

Ich finde nun in den Memoiren keine Tätigkeit der Hauptleiter erwähnt, welche die Bevölkerung für den nahenden Krieg vorbereitet hätte. Wenn auch einzelne zuweilen etwas von den Versuchen erwähnen, eine Schulung der Soldaten durchzuführen, so müssen das anscheinend so seltene Dinge gewesen sein, daß die Memoirenschreiber diese Arbeit einfach übergehen. In den Erinnerungen der führenden Mitglieder des Zentralkomitees finden wir nicht einmal den Gedanken, daß man Menschen zum Krieg vorzubereiten hätte. Sie waren von der Arbeit an der weiteren Ausbreitung der Verschwörung und an der Ausbesserung der entstehenden Organisationslücken in Anspruch genommen, hatten viel mit inneren Angelegenheiten wie etwa Kundgebungen zu tun, befaßten sich mit bürgerlichen Dingen, mit dem Aufbau einer bürgerlichen Verschwörung, und waren von den Ereignissen, die in schneller Folge auf sie einstürmten, vollständig erfüllt — aber an technische Fragen, die mit der Kriegführung verbunden sind, dachte man fast gar nicht. Ich sage aus Gewissenhaftigkeit „fast“, denn ich glaube, daß nur bei einem der Memoirenverfasser dessen Erwähnung getan wird.

Um so unangenehmer berührt mich der Umstand, daß ich beim Lesen von Memoiren, welche den Aufstand beschreiben, in den Erinnerungen von Belina aus dem Kreise Łęczyca, die Nachricht fand, daß der neue Kommandant, als er im Mai oder Juni 1863, also schon nach dem Ausbruch des Aufstandes dorthin kam, als erstes eine Unteroffizierschule gründete. Wäre es nicht an der Zeit gewesen, solche Schulen früher anzulegen? War es nicht notwendig, sich rechtzeitig damit zu befassen, was später, wenn die

Flinten losgingen, gemacht werden mußte? Wenn man den bürgerlichen Dienst, das Verkehrswesen und verschiedenes andere mehr so gut einzurichten vermocht hatte, wäre es da nicht um so leichter gewesen, die Aufmerksamkeit denjenigen Vorbereitungen zuzuwenden, die für die Kriegführung unentbehrlich waren?

Zweifellos muß jede Verschwörerorganisation, die unter den Lebensverhältnissen der russischen Gewaltherrschaft lebte und sich entwickelte, also den ständigen Druck der Verfolgung auszuhalten hatte, vor allem auf die eigene Sicherheit bedacht sein. Die Umgestaltung einer solchen Organisation in eine offene ist nicht leicht und erfordert Zeit zur Ausführung. Aber diese Zeit wäre später gewonnen gewesen, wenn man früher die Vorbereitungen durchgeführt hätte, um die Menschen für den Krieg zu erziehen. Die kriegsmäßige Ausbildung dieser Elemente hätte überdies zweifellos zur Gesundung der militärischen Verhältnisse geführt. Sie hätte den Menschen Beschäftigung gegeben und hätte sie manchmal vor verschiedenen Handlungen bewahrt, die damals geschahen. Die Menschen hätten dann mehr mit den technischen Schwierigkeiten gerechnet, und das würde den Leichtsinns vermindert haben, mit welchem man den Krieg vom Zaune brach. Ich will mich hier auf die Meinung eines Mannes berufen, dem man in diesem Fall am meisten Glauben schenken darf, nämlich auf die Worte von Szwarcze, der nicht aus politischen Gründen oder um sich vor den russischen Gendarmen herauszureden, zu lügen brauchte. Er behauptet nämlich, daß eine allseitige Vorbereitung des Aufstandes unter solchen Umständen unmöglich war. Es ist auch nicht verwunderlich, daß es mit der Organisation sehr beträchtlich haperte.

Eine zweite Angelegenheit von nicht geringerer Wichtigkeit ist die Frage der Bewaffnung. Die Angriffe wegen des Mangels an Waffen und an genügender Vorsorge in dieser Richtung sind bekannt und berechtigt. Doch sehen wir einmal zu, woher die Waffen genommen wurden. Man kaufte sie in London, Paris, Belgien, Italien — also in Ländern, die nicht Nachbarn des Kongreß-Königreichs sind, und setzte sich dabei den verschiedensten Schwierigkeiten und Hindernissen bei den Transporten aus. Die nächstliegenden Länder beachtete man nicht, und doch waren sie vor allem dazu berufen, unsere Waffenlieferanten zu werden. Von dort her brauchte man die Waffen nicht über verschiedene Grenzen zu befördern. Diese Situation aber war das Ergebnis der noch frischen Überlieferung von der Heiligen Allianz der drei Großmächte, die Polen geteilt hatten, das Ergebnis der Unsicherheit, welche die Verschwörer hinsichtlich Österreichs und Preußens empfanden, sie war schließlich auch die Folge der damaligen Sachlage, daß die Revolution damals ihre Stützpunkte in Kongreßpolen und in der Emigration hatte. In Galizien oder Preußen war das polnische Element viel stärker als im Westen Europas gefesselt. Nicht unwichtig war auch die Verbundenheit unserer Irredenta mit der Freiheitsbewegung der ganzen Welt, die in Westeuropa stark, in Deutschland und Österreich aber schwach war.

Zugleich muß ich die Aufmerksamkeit darauf lenken, daß die Waffenlieferung zentralisiert war und ausschließlich in den Händen des Zentralkomitees lag. Die örtlichen Behörden und Wojewodschaften waren davon ganz ausgeschlossen. Das entsprach der Politik des Zentralkomitees, nicht Öl ins Feuer zu gießen. Es ist wohl möglich, daß eine sehr weitgehende Vorsicht das Komitee lei-

tete, als es die Zentralisation der Waffenlieferungen durchführte.

Es muß aber zugegeben werden, daß eine solche Maßnahme bei breit angelegten Vorbereitungen unter konspirativen Verhältnissen ungünstige Ergebnisse zeitigen mußte, zunächst schon wegen des beträchtlichen Wagnisses, das jede Zentralisation mit sich bringt. Man hätte dann die Vorbereitungsarbeit vielleicht nicht verschiedenartigen unvorhergesehenen Umständen ausgesetzt, die zu solchen Katastrophen wie der erwähnten vom Dezember 1862 führten. Die örtlichen Kräfte der einzelnen Wojewodschaften hätten, mit den Platzbedingungen rechnend, die Waffen viel besser und sicherer sammeln und aus den nahen Grenzgebieten Preußens und Österreichs herausziehen können, wenn sie dort auch nicht so reichlich vorhanden gewesen wären. Einzelne dieser örtlichen Vertreter entzogen sich denn auch der starken Hand des Zentralkomitees, einige Anführer unternahmen selbständige Bemühungen um die Beschaffung von Waffen, was — wie sich später zeigte — der Sache genützt hat.

Ich nehme aber an, daß man in dieser Hinsicht das Zentralkomitee nicht anklagen kann. Seine vorsichtige Politik war bei den bestehenden Verhältnissen geboten. Das Zentralkomitee hat meiner Meinung nach einen Fehler begangen: daß es keine entsprechenden militärischen Organisationen in der Provinz geschaffen hat. Überall hatte es dort bürgerliche Organisationen gebildet, aber Kriegsorganisationen besaß es nicht. Ich wundere mich aber nicht, daß das Zentralkomitee zögerte, den bürgerlichen Organisationen Waffen anzuvertrauen.

Was von den Waffen gilt, trifft unbedingt auch für alles übrige zu, was mit der Ausrüstung der Soldaten zusammen-

hängt. Überhaupt nichts war vorbereitet. Man hatte nicht daran gedacht. Einer der hervorragendsten Männer jener Zeiten, Langiewicz, sagt nach der Besichtigung der ihm zugewiesenen Wojewodschaft von Sandomierz mit Recht, er hätte den Eindruck gewonnen, als ob der Aufstand ein Jagdvergnügen von wenigen Stunden sein sollte. So sahen die Vorbereitungen aus.

Ich stelle das als unzweifelhafte Schuld des Zentralkomitees fest. Es war ein Mangel der militärischen Organisation und der Vertrauensmänner auf diesem Gebiet, und zwar der Kommandanten in der Provinz. Diese Anführer waren aus Warschau erst im Januar abgereist, in manchen Fällen kaum einige Tage vor dem Ausbruch der Revolution. Meistens kannten sie ihr Terrain nicht. Jeder verlor sich, auf seinem Posten angelangt, in Tausende von Einzelheiten; jeder brauchte Zeit, um sich mit seiner neuen Lage vertraut zu machen. Diese Zeit wurde ihm nicht gewährt. Das Nichtvorhandensein dieser Kriegskommandanten an Ort und Stelle ist eine der schwersten Sünden, die das Zentralkomitee hinsichtlich der Kriegsbereitschaft begangen hat. Wären diese Kommandanten wenigstens einige Monate an Ort und Stelle gewesen, so hätten auch die Ergebnisse ihrer Arbeit unbedingt andere sein können.

Jeder Plan, der in dem einen oder anderen Gehirn entstanden ist, erfordert ausführende Helfer. Kein Plan kann alle Einzelheiten umfassen. Diese Einzelheiten, die über das Gelingen des Plans entscheiden, muß irgend jemand vorbereiten und in die Wirklichkeit umsetzen. Das war die Aufgabe der Kommandanten in den Wojewodschaften. Ihre Pflicht war es, an Ort und Stelle zu überlegen, wie das Material auszunutzen und wie diese oder jene Pläne des Zentralen Komitees auszuführen wären. Es ist sicher,

daß Männer, die sich längere Zeit an ihrem dauernden Platz solchen Aufgaben gewidmet hätten, auch hinsichtlich des Krieges sehr viel hätten vorbereiten können. Ihre Arbeit hätte Abänderungen und Beratungen beim Zentralen Komitee zur Folge gehabt und hätte seine Pläne der tatsächlichen Verwirklichung nähergebracht.

Wenn ich mit der Anklage hervortrete, daß sie gar nicht an den Krieg gedacht haben und einen Krieg erklärten, ohne sich auf ihn vorbereitet zu haben, so muß ich, wenn ich diese Sache analysiere, und auf Grund meiner Kenntnis der Geistesart der Revolution zugeben, daß man ihnen viele ihrer Sünden verzeihen kann, wenn man sie als Revolutionäre betrachtet. Was schafft die Kraft der Revolution vor ihrem Ausbruch, die Technik oder etwas anderes? Nein, die Macht der Revolution bildet das, was in den Köpfen der Menschen vorgeht; sie bilden die Grundlage, ohne die keine Revolution entstehen könnte. Bei solchen geschichtlichen Erscheinungen mag man die herrlichste Technik bereitstellen, und es fehlte an Leidenschaften, so gäbe es keine Revolution; schlechtere technische Ausrüstung jedoch bei starker Leidenschaft, und die Revolution wird da sein. Darin liegt ihre Macht, darauf beruht die Grundlage jeder Revolution. Und bei dieser Leidenschaft, bei dem Willen, Kräfte aufzubauen, wenn man sieht, daß die Kraft der Leidenschaft in allem Bestehenden einen Umsturz hervorruft, wundere man sich nicht, wenn der Wille vorherrschend ist, diese Grundlagen zu festigen, und wenn darauf die Anstrengungen der Führer gerichtet sind.

Es verlohnt, einmal darüber nachzudenken, wer diese Revolution leitet. Ein Student, ein junger Offizier, ein kleiner Beamter — Menschen, die in der Regel keinen Einfluß haben, deren Stimme nichts bedeutet. Und diesen Men-

schen gehorcht auf einmal das ganze Land. Dieser fabelhafte Aufstieg, diese wunderbare Entfaltung einer Rolle, die diese Menschen zu spielen beginnen, diese märchenhafte Verwandlung, welche aus Menschen, die nichts bedeuteten, eine Macht schafft, diese Metamorphose muß den Menschen den Kopf verdrehen. Die Menschen glauben an die Kraft. Das langsame, schrittweise Aufwachsen der Technik neben der elementaren Leidenschaft erweckt den Eindruck, daß dort die Kraft ist, daß man sich auf die Macht der Leidenschaft stützen muß. Es ist nämlich eine bezeichnende Eigenart in allen vorrevolutionären Zeiten, daß die Regierungen sich vor der Revolution zurückziehen. Die Menschen beobachten das und sind davon überzeugt, daß es unter dem Einfluß dieser fabelhaften Kräfte geschieht.

Das sind die seelischen Umstände der Revolution, die Farbenblindheit erzeugen und einen übertriebenen Glauben an jene Kräfte wachrufen, die wir in uns tragen. Daraus entsteht eine Art von Verblendung, die uns dazu verführt, alles das, was später notwendig und unerläßlich sein wird, wenn der Kampf zu wüten beginnt, noch weiter auf den zweiten Plan zurückzustellen. Wenn wir jedoch weiter die Bedingungen in Betracht ziehen, unter denen irgendeine Revolution siegreich ist, so müssen wir feststellen, daß keine siegen könnte, wenn sie ihre Berechnungen nur auf technischen Fragen aufbauen würde.

### Dritte Vorlesung

(15. Februar 1912)

In der vorhergehenden Vorlesung versuchte ich zu erklären, warum die Leitung der geplanten Revolution im Kongreß-Königreich nicht in genügender Weise an tech-

nische Vorbereitungen gedacht hat. Ich war bestrebt, darzulegen, daß die Grundlagen einer jeden Revolution die menschlichen Leidenschaften sind. Es wäre ein Fehler der Revolutionsleitung, wenn sie diese Unterlage und ihre entsprechende Durcharbeitung außer acht ließe, um so mehr, da der Zustand der Erregung und der Revolutionierung im vorrevolutionären Zeitabschnitt ein sichtbares Ergebnis in Gestalt des Zurückweichens der bisherigen Regierung zeitigt. Die bereits erfochtenen Siege berechtigen zur Einschätzung der Kraft und der Macht einer Bewegung. Der Aufstand vom Jahre 1863 war in dieser Hinsicht vielen Revolutionen sehr ähnlich, oder besser gesagt: allen Revolutionen, die irgendwann auf Erden stattfanden. In ruhigen Zeiten glauben die Menschen nicht an Revolution, und darum bereiten sie sich nicht darauf vor. Wenn aber die Revolution da ist, hat man dazu keine Zeit mehr.

Die genannte Vernachlässigung entschuldigt auch die Tatsache keineswegs, daß der Aufstand früher ausbrechen sollte; denn das Zentralkomitee sah eine Verzögerung von kaum einigen Monaten voraus. Eine solche Verzögerung konnte also die erwähnte Nachlässigkeit auf dem Gebiet der technischen Vorbereitungen nicht rechtfertigen. In dieser Hinsicht teile ich vollkommen das Urteil des Vertreters eines fremden Staates, der sich während des Krieges von 1863 als eine Art von Beobachter und Militärattaché beim polnischen Heer eingefunden hatte. Es war der Major des Schweizer Generalstabs Erlach, welcher ein Büchlein hinterlassen hat, das seine Eindrücke aus jenen Zeiten wiedergibt. Verschiedene seiner sehr günstigen Urteile werden häufig in den geschichtlichen Bearbeitungen des Aufstandes angeführt. Er unterstreicht jedoch mit großer Überzeugungskraft in seinen Schlußfolgerungen, daß der Aufstand

nicht vorbereitet war, und er behauptet, für die Schweiz wäre daraus die Lehre zu ziehen, daß die Ergebnisse eines Volkskrieges um so günstiger sein werden, je besser und länger er vorbereitet wird.

Wenn ich mich jetzt dem Aufstandsplan des Zentralkomitees zuwende, so halte ich es für ratsam, zunächst die Frage aufzuwerfen, was eigentlich einem Plan unterworfen sein muß. In regelrechten Kriegen plant man nicht den Krieg vom Anfang bis zum Ende. Nur sein Anfang unterliegt einem Plan: die Mobilisation und die strategische Konzentration. Die weiteren Dinge und der Verlauf des Krieges selbst können nicht nach einem Plan aufgebaut werden, denn sie hängen zum großen Teil vom Gegner ab. Der Krieg wird also nur in seinem Anfang auf einen Plan gestützt. Für die weiteren Abschnitte gibt es nur maßgebende Leitgedanken. Der Ablauf der Ereignisse verliert sich im Nebel des Unbestimmten. Nur für den Anfang können die Armeestäbe vor dem Krieg Pläne entwerfen.

Wenn wir aber zu den Umständen einer Revolution zurückkehren, bei denen eine feindliche Regierung vorhanden ist, welche über das ganze Gebiet herrscht und darauf wirtschaftet, so werden wir sofort erkennen, daß selbst der Plan, der aufgestellt werden könnte, stets größeren Unsicherheiten unterworfen ist als derjenige für eine regelrechte Armee. Die Armee besitzt immer die Kenntnis und die Sicherheit des Geländes, das sie innehält, sowie genaue Berichte, was ihre eigenen Kräfte und ihre ersten Absichten anlangt. In der Revolution stehen selbst diese Grundlagen unter einem Fragezeichen.

Schon die Mobilisation ist den Beobachtungen des Feindes ausgesetzt und auch der Einwirkung seines schlechten

Willens unterworfen, und die Konzentration selbst wird unsicher und in ihren Berechnungen schwankend. Daher sind auch alle revolutionären Pläne für einen ruhigen und verständigen Blick wahnwitzige, verwegene Vorhaben, die ein bedachtsamer Verstand als unausführbar ansieht.

Die Revolution kann ebenfalls nur ihren Anfang planen, den ich den Vorkampf nenne, welcher geliefert werden muß, um Möglichkeiten zu haben, die Revolution weiterzuführen. Einen Plan für diesen Vorkampf aufzustellen, ist die Pflicht des revolutionären Stabes. Er ist eine psychologische Notwendigkeit, er ist, wenn ich so sagen darf, ein Geschwür, das platzen muß; ein seelisches Anwachsen, eine seelische Notwendigkeit, auf die die eine wie die andere Seite hinsteuert. Kluge Regierungen sind bestrebt, die Revolution zu einem verfrühten Ausbruch herauszufordern, wenn die Regierungskräfte noch nicht durch jene elementare Erscheinung des revolutionären Geistes demoralisiert sind. Aber auch die Revolutionäre streben danach unter dem Einfluß eines Drucks von unten: es entscheiden die unteren Schichten, die nicht überlegen, nicht berechnen und nicht nachdenken.

Eine Revolution, welche nicht zum offenen Ausbruch eines körperlichen Ringens gelangte, ist keine Revolution. Und dabei ist es ganz gleich, ob der Ausbruch nur an einer Stelle erfolgen wird, wie das sehr oft der Fall war; oder ob es ein Kampf sein wird, den man am Hauptsitz des Feindes oder irgendwo anders führt; ob es eine „hereinflutende“ Revolution wird, die an verschiedenen Stellen offen hervorbricht, wie es bei nationalen Revolutionen meistens geschieht; ob sie sofortige Ergebnisse zeitigt oder dann wieder einen langen Zeitraum hindurch mit der Macht ringen wird, das ist ganz gleichgültig. In jedem Fall besteht die

Notwendigkeit, einen Vorkampf auszufechten, für den man einen Plan entwerfen muß.

Dieser Vorkampf ist immer eine Überraschung, nicht nur für die Regierung, gegen die der Ausbruch erfolgt ist, sondern auch für die Umgebung, für alle, die an der Verschwörung nicht unmittelbar beteiligt sind. Nun ist es einer der üblichen Fehler, daß die Revolutionäre nicht mit der Überraschung rechnen, die der Ausbruch der Revolution für die Allgemeinheit mit sich bringt. Das ist wiederum jene seelische Farbenblindheit bei den Revolutionären, die den breiten Massen nicht die notwendige Zeit gönnen wollen, sich mit dem Kampf vertraut zu machen.

Von der Art, in welcher diese erste Schlacht geführt wird, und von ihren Ergebnissen, von der Wirkung, die sie ausübt, hängt meistens das weitere Schicksal der Revolution ab. Wenn der erste Kampf verloren ist, dann ist zumeist die Revolution eine verlorene Sache, und umgekehrt: wenn er gewonnen wird, dann wird dadurch der großen Revolution ein Schwung versetzt, der zum Siege führt. Darum ist es die Pflicht der revolutionären Leiter, den Vorkampf vor dem Ausbruch möglichst gut auszuarbeiten und sich bestens darauf vorzubereiten; dieser Vorkampf muß nach Möglichkeit siegreich gestaltet werden. Und in dieser Hinsicht sind die allgemeinen Gesetze der Strategie und Taktik verbindlich. Man muß alles in die Schale der Ereignisse werfen, damit dieser Vorkampf für den Bestand der Revolution die Grundlagen erkämpft, damit er die Mobilisation und die Konzentration der revolutionären Kräfte ermöglicht.

Ein solcher Vorkampf ist besonders bei den Bedingungen, unter denen sich Kongreßpolen befindet, sozusagen Pflicht, und zwar deswegen, weil Kongreßpolen als ein

Land in Abhängigkeit keine eigene Regierung besitzt, welche die Revolution verhältnismäßig leicht stürzen könnte. Darum sind alle Bemühungen der Revolution in Kongreßpolen viel schwieriger als anderswo durchzuführen. Der Vorkampf muß daher hier auf einem breiten Plan aufgebaut werden. Ein Schlag an einer Stelle wird keinen Erfolg haben.

Wenn wir nun zu den Plänen übergehen, welche die Führer des Aufstandes entworfen haben, so gibt es deren zwei. Der erste Plan — der von Jaroslaw Dąbrowski stammte — war noch am Anfang des Jahres 1862, vor der Entstehung des Zentralkomitees aufgestellt, als die verschiedenen revolutionären Gruppen sich noch nicht zu einer einzigen Organisation zusammengeschlossen hatten, als sie noch sozusagen föderativ miteinander verbunden waren und das Zentralkomitee noch nicht aus ihnen hervorgegangen war. Damals trat Dąbrowski als Vertreter der städtischen Organisation und der militärischen Verschwörung in der russischen Armee mit folgendem Plan hervor: Die Verschworenen, deren Zahl 7000 Mann betragen sollte (in Warschau 2500), versammeln sich (am 26. Juni) bei der Warschauer Zitadelle mit den Waffen, die sie gerade haben. Die eingeweihten Offiziere öffnen ihnen die Tore der Zitadelle, durch welche die Aufständischen ins Innere der Festung dringen; sie entwaffnen die Besatzung und besetzen die Magazine. Ein gewisser Teil der Verschworenen zerstreut sich inzwischen, um in der Stadt die höheren Truppenführer und Offiziere zu verhaften oder zu töten. Die Glocken werden geläutet, und man ist bemüht, sich des Arsenal zu bemächtigen. Unterdessen sollen sich die im Lager von Powązki stationierten Truppen möglichst gleichgültig verhalten. Die zur Verschwörung gehörenden Offi-

ziere sollen die Zelte der Kommandoführer umzingeln. Im äußersten Falle sollen sie vorzutäuschen suchen, vom Generalstab wäre ein Befehl eingetroffen, die Truppen einige Meilen hinter Warschau zurückzuverlegen. Ungefähr dasselbe sollte sich bei der Festung Modlin zutragen, wo 70 000 Gewehre aufgestapelt waren. Die Offiziere und Fähnriche sollten dort durch Öffnung eines Tores die Verschwörer einlassen. In der Provinz, in den Gouvernements- und Kreisstädten werden Überfälle auf die Garnisonen ausgeführt, und man ist bemüht, diese Plätze in seine Gewalt zu bekommen. Dąbrowski drängte darauf, den Zeitpunkt auf den 26. Juni festzusetzen, aus Rücksicht darauf, daß bei einem späteren Termin der Aufstand der wichtigen Hilfe der verschworenen Offiziere verlustig gehen würde; denn die Regierung wäre entschlossen, in der Voraussicht eines Revolutionsausbruchs zu einer massenweisen Versetzung der Offiziere polnischer Nationalität aus Kongreßpolen ins Innere Rußlands überzugehen. Dabei behauptete er, daß nicht allein die Offiziere, sondern auch Soldaten der Sache der Revolution verbunden wären und forderten, man solle ihnen nach Ausbruch der Revolution erlauben, eine revolutionäre Legion gegen das zaristische Rußland zu bilden.

Dieser Plan kam aus sehr verschiedenen Gründen nicht zur Ausführung; hauptsächlich darum, weil es sich erwies, daß sich die russische Armee durchaus nicht in einer für die Revolution so günstigen Geistesverfassung befand, wie das Dąbrowski geglaubt hatte. Nichtsdestoweniger müssen wir diesen Plan prüfen. Dąbrowskis Plan sieht einen sehr gewagten Vorkampf vor, der aber im Falle des Gelingens für die weitere Entwicklung der Revolution eine breite Unterlage bietet. Zweitens stützt er sich auf Verschworene, wo

sie wirklich vorhanden sind. Er macht keinen komplizierten Aufmarsch oder dergleichen erforderlich. Der einzige Fall einer Verschiebung der Verschwörer wäre die Überrumpelung der Festung Modlin gewesen. Das sind die guten Seiten des Planes. Hier gibt es keine unnötigen Manöver, zu denen neue Menschen meistens nicht fähig sind. Die dritte gute Eigenschaft des Planes liegt darin, daß man alles unmittelbar auf eine Karte setzt, daß in ihm genug Schwung vorhanden ist, der die Art und die Kraft der Revolution kennzeichnet. Wenn dieser Plan hätte ausgeführt werden können, so hätte sich der Aufstand sofort kräftig auf eigene Füße gestellt, oder er wäre mit einemmal erloschen.

Die schwache Seite dieses Planes — wie übrigens bei allen Revolutionsplänen — bildet seine Stützung auf „Kunstgriffe“. Das ist nicht offene Kraft, sondern das Mittel der List. Das Rechnen mit Möglichkeiten, Schlauheiten und schnellen Entschlüssen, das Handeln ohne Reserven — das sind die schwachen Punkte, die stets bei allen solchen Plänen auftreten müssen. Ein noch schlimmerer Nachteil ist dabei der Umstand, daß sich dieser Plan nicht auf tatsächlich vorhandene, sondern auf vermeintliche Kräfte stützt, die erst fremde Menschen verleihen können. Er stützt sich auf die Hilfe der russischen Soldaten und Offiziere. Daher ist es auch nicht verwunderlich, daß den anderen Mitgliedern des Zentralkomitees diese ganze Hilfe unausführbar erschien. Obgleich Dąbrowski sehr stark darauf drängte, seinen Plan anzunehmen, forderte man, daß er zuvor die Vertreter der militärischen Organisationen zusammenberief, um sich mit ihnen zu verständigen. Auf dieser Versammlung wurde es offenbar, daß Dąbrowski sich von seinem Fanatismus hatte hinreißen lassen.

Weder gab es viele revolutionäre Offiziere, noch waren

sie ihrer eigenen Untergebenen sicher. Nur ein einziger rechnete bestimmt auf seine Kompanie, die anderen waren dagegen selber überzeugt, daß die Soldaten gegen die Revolution kämpfen würden.

Trotzdem war Jaroslaw Dąbrowski ein ausgezeichnete Revolutionär. Zu einem solchen Schluß berechtigen verschiedene Tatsachen. Zum Beweis, wie breit die revolutionäre Strömung in der Armee war, will ich Ihnen eine scheinbar anekdotisch klingende Geschichte erzählen, die einer der militärischen Organisatoren des Aufstandes in der Provinz, und zwar in der Wojewodschaft Kalisz, Oxiński, erlebte. Vor seiner Abreise zum „Aufstand“ am 16. Januar sprach er einen Offizier, der die Verschwörung leitete. Da dieser die Adressen der zur Verschwörung in der Wojewodschaft Kalisz gehörenden Offiziere nicht zur Hand hatte, so wies er ihm nur die Männer an, an die er sich wegen weiterer Informationen wenden sollte. Er sagte ihm nur, daß die meisten Verschwörer in der Artillerie zu finden wären. Oxiński kommt nach Warta. In der Konditorei erkundigt er sich nach dem Artillerie-Kommandanten und begibt sich zu ihm. Er läßt ihn das Zeichen sehen, welches das Abzeichen der Verschwörer war. Der Offizier ist bestürzt, nimmt jedoch ein gleiches Abzeichen aus der Tasche und zeigt es Oxiński. Die allgemeine Gesinnung berechtigte anscheinend zu solchen Methoden.

Der schlimmste Fehler in Dąbrowskis Plan war aber der, daß er infolge seiner Täuschung über die Stärke der revolutionären Bewegung in Rußland voraussetzte, die Revolutionsangelegenheiten in Polen ließen sich mit denen in Rußland zu einem Ganzen vereinen, und die polnische Frage könnte somit die Sache der inneren Umwälzung für das ganze russische Reich werden. Darum besitzt sein Plan

auch die wesentlichen Merkmale einer inneren Revolution, sieht aber den Krieg nicht einmal voraus.

Der zweite Plan für den Revolutionsausbruch wurde von Zygmunt Padlewski vorgelegt. Dieser Plan ist ganz anderer Art: er ist nebelhaft und im Stil eines großen Krieges gedacht. Padlewski berücksichtigt in erster Linie die Verkehrsverbindungen zwischen Warschau und dem übrigen Land. Der Plan erforderte, daß der Aufstand mit größter Kraft im Osten zum Ausbruch käme, damit die Revolution so die Verbindungen Warschaus und des Kongreß-Königreichs mit dem übrigen Rußland in ihre Gewalt bekäme. Im Falle eines Mißerfolges der ersten Überfälle könnte dann in weiterer Folge ein Druck nach Osten und Norden, auf Litauen zu ausgeübt werden. So wäre dem von der Revolution erfaßten Gebiet eine möglichst große Ausdehnung zu sichern und wären die Verbindungen für die Regierungstruppen unsicher zu machen. Unterdessen sollte Langiewicz im Süden, gewissermaßen unter dem Schutz jener Kampflinien im Osten und Norden eine Armee formieren und mit ihr gegen Warschau anrücken.

Der Vorkampf ist in diesem Plan zurückgestellt; er fehlt eigentlich ganz. Es gibt nur einen allgemein gehaltenen Entwurf für einen Feldzug, der jahrelang dauern könnte. Er enthält keine Angaben darüber, wie man die günstigen Bedingungen für einen solchen Feldzug erkämpfen sollte. Hier liegen gewisse Selbsttäuschungen vor. Auch der Gedanke taucht darin auf, die Festungen Modlin und Zamość dank den Beziehungen zur russischen Armee zu besetzen, wozu man — wie ich bereits erwähnte — ein großes Fragezeichen setzen muß. Aber schließlich waren hier die Überfälle auf die Garnisonen als etwas Nebensächliches berücksichtigt, was nicht so sehr zum Plan selbst gehörte.

Das sind die beiden Pläne, die vor Ausbruch der Revolution bestanden. Der eine — ein revolutionärer Plan, der andere dagegen — ein Kriegsplan ohne Grundlagen, um ihn zu führen. Eine der ernsthaftesten Lücken im zweiten Plan ist besonders die völlige Nichtbeachtung der Grenzen. Die Grenzen bleiben geschlossen. Und wenn man Dąbrowski noch damit entschuldigen kann, daß er dies vergißt, weil er allein die innere Revolution berücksichtigt, so kann man Padlewski in dieser Hinsicht keineswegs rechtfertigen.

Es bleibt endlich eine Frage übrig, die bis zuletzt nicht entschieden wurde: die Frage des Oberbefehls. Sie spielt im Kriege eine sehr große Rolle. Diese Frage verursachte öfters starke Reibereien und Meinungsverschiedenheiten, und ich werde wohl der Wahrheit nahe sein, wenn ich behaupte, daß die Diktatur als das einzige Mittel betrachtet wurde, diese Frage zu lösen.

Auf diese Einzelheit möchte ich also die Aufmerksamkeit lenken, denn sie hat in der Militärgeschichte des Aufstandes eine sehr schwerwiegende Rolle gespielt und hat in hohem Maße dazu beigetragen, die schwachen Seiten des Aufstandes von 1863 zu vermehren. Wir wissen aus der Geschichte, daß die Kriegsdiktatur unter solchen Umständen, wie wir sie damals hatten, eine Selbsttäuschung ist. Es gab zwei Führer, die diesen Titel trugen: Mierosławski und später Langiewicz. In beiden Fällen konnte ein Diktator, welcher Polen regierte, nur die Hundertschaften befehlen, die sich in seinem Lager befanden. Und zu einer solchen Tätigkeit wollte man sowohl Mierosławski wie auch Langiewicz zwingen! Die einzige wirkliche Diktatur, die hätte bestehen können, war mit Warschau verbunden. Dort liefen die Fäden aus dem ganzen Lande zusammen; dorthin führten alle Verbindungslinien, kamen alle Nachrich-

ten, zuweilen vielleicht verspätet, aber sie kamen doch dort zusammen. Von dort aus konnten neue Befehle erteilt werden. Dort allein war der geeignete Platz für einen Diktator. Das hat man zu spät erkannt.

Inzwischen war die Revolution nur ein Krieg der Feldherrn. Sie vergaßen, daß erst die Revolution vollzogen sein mußte, um Krieg zu führen, daß nur dann ein Krieg geführt werden kann, wenn die Vorbedingungen für ihn erkämpft worden sind. Sie aber bewiesen mit ihrer Auffassung der Diktaturfrage, wie falsch sie sich die Sache der Revolution vorstellten.

## Vierte Vorlesung

(16. Februar 1912)

Ich habe beim vorigen Mal die beiden Pläne charakterisiert, die vor dem Ausbruch des Aufstandes entstanden waren. Ich habe erwähnt, daß der Begriff eines großen Krieges allgemein geläufig war, daß sich infolgedessen der Plan der Militärdiktatur erklären läßt — als ob diese ohne Erkämpfung ihrer Möglichkeiten überhaupt zu verwirklichen wäre. Der Zauberstab, der alle zahlenmäßigen, technischen und anderen Schwierigkeiten bannen könnte, sollte das allgemeine Aufgebot der Bauern sein.

Ein bezeichnendes Merkmal aller revolutionären Bewegungen ist, daß in der Einbildung ihrer Führer solche Zauberstäbe vorhanden sind. Im Jahre 1905 sollte es die elementare Macht der Volksmassen sein, die alle technischen Schwierigkeiten des revolutionären Kampfes lösen müßte. Ebenso sollten im Jahre 1863 alle technischen Hindernisse durch das allgemeine Aufgebot aus dem Wege geräumt werden.

Es ist nicht meine Aufgabe, diese oder andere diesbezügliche politische oder soziale Anschauungen umzustürzen, die in den Köpfen der damaligen Führer lebten. Meine Sache ist es aber, darauf hinzuweisen, daß eine Tatsache übersehen worden ist: eine magische Kraft müßte nämlich, um das bewirken zu können, was man von ihr erwartet, vor allem durch eine Gruppe richtig durchgearbeitet werden, die sich ihrer Ziele und Mittel bewußt ist. Die Mobilisierung des allgemeinen Aufgebots beruht auf der Verwendung und der Erfassung von Menschen, die zu keiner Organisation gehören. Daher wäre es Pflicht gewesen, darüber nachzudenken, wie eine ihrer Ziele und Mittel bewußte revolutionäre Organisation die Revolution vorbereiten könnte, um mit einem solchen Zauberstab, mit der nichtorganisierten und vorerst nichts Wirkliches bedeutenden Masse, die Erreichung der revolutionären Ziele zu erkämpfen.

Ich gehe jetzt zu dem dritten Plan über, der verwirklicht und in der Januarnacht zur Tatsache wurde. Um ihn zu begreifen und richtig einzuschätzen, muß man sich in die Lage der Menschen versetzen, die ihn geschaffen haben. Das geschah während einer unerwarteten Aushebung in Warschau. Die Regierung hatte die Aushebung verkündet, aber der Zeitpunkt ihrer Durchführung war nicht bekannt. Infolge der Erregung der niederen Schichten verband sich nun in den Köpfen das Datum des Revolutionsausbruchs mit dem der Aushebung. Die Allgewalt des Zentralkomitees und seiner Organisation gab den Verschworenen die Hoffnung, daß das Komitee das Land vor der Aushebung bewahren und als Antwort darauf den allgemeinen Aufstand erklären würde. Schon kurz vor der Aushebung hatte das Zentrale Komitee, dem bereits die Verhaftung seiner zum

Waffenankauf ins Ausland gesandten Agenten bekannt war, im Kreise seiner Mitglieder Beratungen begonnen, wie man sich verhalten sollte, wenn die Aushebung vorzeitig angekündigt würde. Man hatte beschlossen, eine Massenversetzung der Verschwörer durchzuführen; man nahm an, daß es möglich sein würde, rechtzeitig von der Aushebung unterrichtet zu werden und so die Menschen davor zu bewahren.

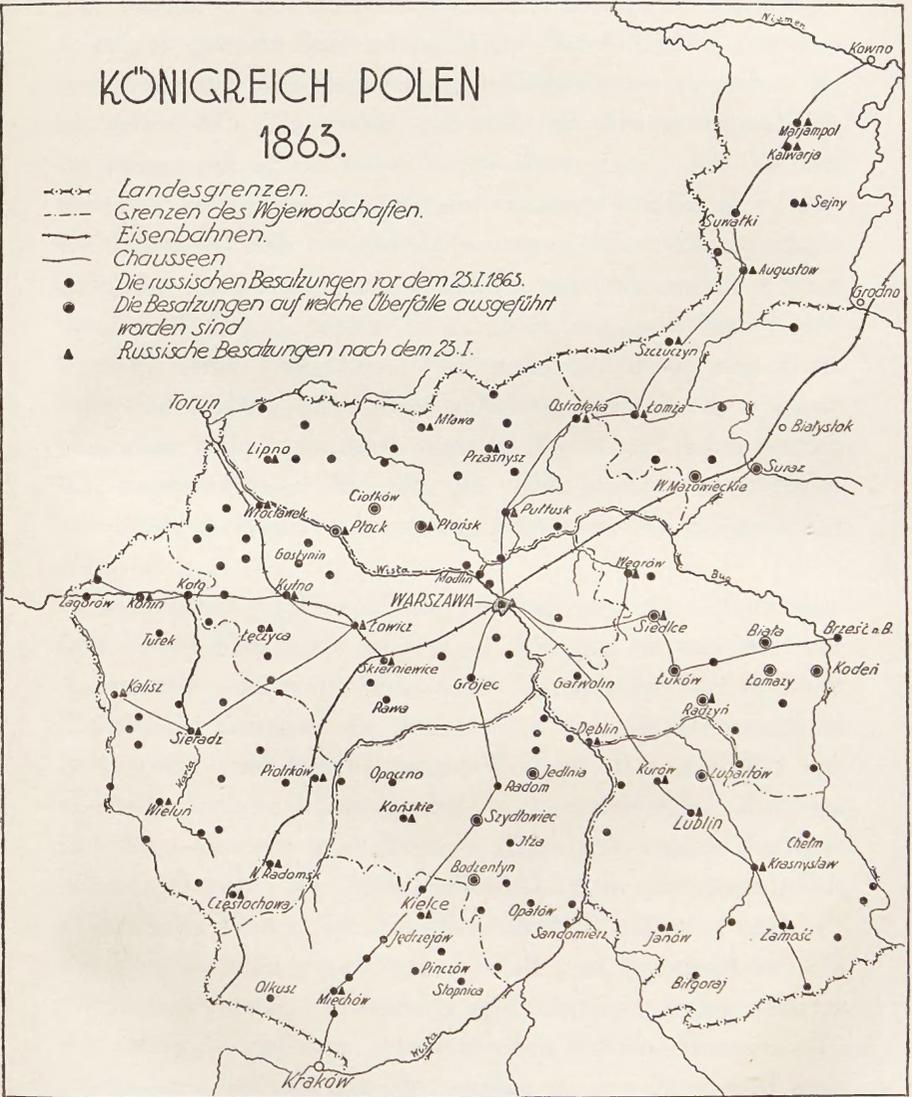
Die Aushebung erfolgte aber nicht so, wie es das Zentralkomitee erwartet hatte; sie überraschte die Menschen plötzlich. Den endgültigen Beschluß erfuhr man erst einige Stunden vor Beginn der Aushebung. Man hatte nur noch Zeit, gewisse Anordnungen zu treffen, und bestimmte in aller Eile die Sammelpunkte, so daß die Aushebung in Warschau selbst der Organisation keinen fühlbaren Schaden zufügte. Von 2000 Konskribierten in der Hauptstadt hatte man nur etwas über 500 genommen; die übrigen verließen Warschau und verbargen sich in den umliegenden Wäldern.

Die Tatsache der Aushebung erweckte einen so starken Druck von unten, daß das Zentralkomitee einen schnellen Entschluß über den Ausbruch des Aufstandes fassen mußte. Eile tat not, denn in der Provinz sollte die Aushebung am 26. Januar stattfinden. Von der Aushebung in Warschau bis dahin hatte man also nur zehn Tage Zeit.

Hier haben wir den Fall, daß eine Regierung, gegen die eine Revolution vorbereitet wird, im Bewußtsein ihrer Stärke selbst die Initiative ergreift und vor den revolutionären Umtrieben keine Angst hat. Von der Regierung wurde der Anstoß gegeben; es war notwendig, darauf mit dem Vorgehen der Revolution zu antworten. Wenn wir aber die Verfassung der Köpfe und der Herzen im damali-

# KÖNIGREICH POLEN 1863.

- Landesgrenzen.
- - - Grenzen des Wojewodschaften.
- Eisenbahnen.
- Chausseen
- Die russischen Besetzungen vor dem 25. I. 1863.
- Die Besetzungen auf welche Überfälle ausgeführt worden sind
- ▲ Russische Besetzungen nach dem 25. I.



Piłsudski III

Karte zu  
Abriß der Militärgeschichte des Januar-Aufstandes

gen Komitee berücksichtigen, ganz besonders Padlewski selbst, so gab ihr Zustand nicht die Berechtigung, von diesen Menschen ein starkes und selbstsicheres Vorgehen zu erwarten. Alle Chronisten, die sich mit diesem Augenblick befassen, schreiben über Verzweiflung und den Verlust jeglicher Hoffnung. Die Männer verloren den Kopf. In den Gehirnen wurden verschiedene verzweifelte Pläne gesponnen, und der einzige reale Gedanke war wohl nur, die Ehre der Revolution zu retten. Es gab hier keinen starken Geist, keinen festen Charakter. Padlewski zeichnete sich trotz sehr vieler glänzenden Eigenschaften nicht durch starken Charakter aus; es mangelte ihm an Ausdauer; dabei war er ein wankelmütiger Mensch, der sich leicht Augenblicksstimmungen hingab. Als solchen zeigen ihn die späteren Ereignisse.

Vor einem solchen Menschen liegt also die Notwendigkeit, einen Entschluß zu fassen. Auf ihn richteten sich die Augen aller, denn inmitten dieser Zivilisation war er doch die einzige Leuchte. An ihn wenden sich die Menschen in Erwartung eines Befehls, einer Weisung. Wie soll aber ein Mensch denken können, der in verzweifelterm Zustand ist? Zum Denken braucht man Ruhe und innere Beherrschung. Darüber verfügte Padlewski in diesem Augenblick keineswegs. Darum ist sein Plan nicht durchdacht und bildet kein Ganzes, eher einen Einfall und Bruchstücke, die miteinander nicht in Einklang gebracht sind. Daher rühren vor allem die späteren schmerzlichen Enttäuschungen.

Zunächst bot sich die Notwendigkeit, den Vorkampf aufzunehmen. In dieser Absicht faßt man den Entschluß zum Überfall einzelner Besatzungen. Wo aber und auf welche Weise? Darüber nachzudenken, war keine Zeit. Diese fast panische Lage rettet eine allgemeine Geistesverfassung, je-

ner Zauberstab, der eigentlich erst später zur Wirkung gelangen sollte, nicht jetzt am Anfang der Aktion. Man soll überall angreifen, wo es nur möglich ist! Mit einem Wort: man entledigt sich der Verantwortung einer notwendigen Überlegung; man verteilt die Verantwortung auf zu breite Schultern, wodurch tatsächlich ein Mangel an jeglicher Verantwortung entsteht.

Und nun verläßt Padlewski selbst aus Verzweiflung Warschau und fährt zu seinen „Warschauer Kindern“, die in den benachbarten Forsten von Kampinos lagern und einen unorganisierten Haufen bilden, um sie vor der Treibjagd zu retten, die von Warschau her bereits im Anzuge ist.

An die übrigen Verschworenen sendet man Befehle. Den 22. Januar wählte man als den Tag des Ausbruchs, aber erst am 16. werden die Befehle versandt. Podlasie und die näher gelegenen Teile der Augustówer Wojewodschaft sowie die Wojewodschaft Plock erhalten, weil sie Warschau nahe liegen, den Befehl am 17. Januar, die entfernter gelegenen Wojewodschaften am 18., Langiewicz und Kurowski in Kielce am 18. Januar abends. Oxiński begibt sich am 17. morgens nach der Wojewodschaft Kielce, Jeziorański am 18. morgens nach Rawa. Diese Männer haben zur Ausführung der Pläne des Zentralen Komitees nur vier bis fünf Tage übrig.

Infolge einer solchen Überraschung häufen sich Anfragen aus der Provinz, ob das alles auch wirklich der Wahrheit entspräche. Eine derartige Anfrage kommt aus der Wojewodschaft Lublin, wo der Befehl am 18. Januar überbracht worden ist. Ähnliche Anfragen kamen auch aus der Wojewodschaft Kalisz. An andere Plätze gelangten die Befehle kaum zwölf Stunden vor dem Zeitpunkt, der für den Ausbruch des Aufstandes festgesetzt war.

So sah der dritte Plan in seiner Verwirklichung aus. Wesentlich ist darin der Kampf mit den Besatzungen, der auf den 22. Januar angesetzt worden war und möglichst allgemein werden sollte. Er soll der Revolution Freiheit für Bewegung und Aufbau erkämpfen, wobei er unbewußt auf dem Einsatz des allgemeinen Aufgebots fußt, der durchaus nicht vorbereitet ist.

Wir wollen jetzt zu Einzelheiten von größerer Bedeutung übergehen.

Auf der Karte, die den Stand der russischen Truppen am 22. Januar darstellt, sieht man das Netz der Besatzungen. Von diesen Truppen waren damals im Kongreß-Königreich 110 000 Mann stationiert. Nach Abzug der Kranken und anderer Fehlposten berechnen die einen die Kampfstärke der Russen auf 99 000, die anderen aber auf 92 000. Wir wollen uns nicht auf die eine oder die andere Zahl festlegen.

Es gehört zu jeder Revolution, daß sie in ihrer Anfangszeit die Regierung zwingt, ihre Truppen zu zerstreuen, schon deswegen, weil verschiedene Vorkommnisse und mannigfache Zwischenfälle in dieser oder jener Bevölkerungsschicht den Einsatz von Truppen erfordern. Es ist der letzte Trumpf, und diesen letzten Trumpf spielt man überall dort aus, wo so etwas erforderlich ist. Dadurch sind die sonst konzentrierten Truppen über das ganze Land verteilt. Eine solche Erscheinung lag auch damals vor, als die Behörden sich gezwungen sahen, Truppen aus ihren gewöhnlichen Standorten nach verschiedenen bedrohten Punkten zu senden. Auch die Vorbereitung der Aushebung nötigte bereits im voraus zu weiterer Zersplitterung des Militärs.

So waren über 160 Plätze militärisch besetzt. Diese Zahl ist nicht ganz genau, denn der Stand der Grenzwachen-Ver-

teilung läßt sich nicht genau erfassen. Der Hauptsitz der militärischen Kraft des Gegners ist vor allem Warschau als Mittelpunkt, weiter die Festungen Modlin, Dęblin und Zamość. Außerdem befand sich die Führung in den Händen von Divisionsgenerälen in den anderen Mittelpunkten wie Płock, Kalisz, Radom, Lublin und Warschau. Warschau allein zählte eine Besatzung von 22 000 Mann. Im Vergleich zum gegenwärtigen Warschau ist das eine solche Sättigung mit Militär, wie sie Rußland selbst heutzutage nicht erreicht. In den Gouvernements-Mittelpunkten waren stärkere Truppenmassen zusammengezogen. Außerdem überfluteten sie das ganze Land, so daß wir — bei Annahme einer Durchschnittszahl für jeden Platz nach Abzug von Warschau — eine Besatzung von etwa 400 Mann für jeden Platz erhalten würden. Wenn wir davon auch noch die anderen Hauptorte abziehen, kommen für jeden Platz 200 bis 300 Mann heraus. Dabei muß die Aufmerksamkeit auf die Tatsache gelenkt werden, daß auch nichtmilitärische Einflüsse wirksam waren und infolgedessen die verschiedenartigsten Waffengattungen wie Artillerie, Trains, die nicht unmittelbar erforderlich sind, ohne genügende Deckung zurückgelassen blieben. So sah in allgemeinen Zügen die russische Truppenverteilung aus.

Was ihre Dichte anlangt, so könnte man sagen, daß außer dem nördlichen Teil des Königreiches, der verhältnismäßig schwach besetzt war, eine ziemlich gleichmäßige Verteilung bestand, vielleicht mit einem Übergewicht im Westen, wo die Besatzungen weiter auseinander lagen.

Wenn wir nun zur Januarnacht selbst übergehen, so möchte ich im voraus betonen, daß ich durchaus nicht darauf eingehen will, in welcher Weise die einzelnen Überfälle ausgeführt wurden; denn ich schalte aus meiner Vorlesung

alle Fragen der Taktik bewußt aus. Auf der beigelegten Karte sind alle Orte verzeichnet, an denen Überfälle stattgefunden haben. Wir ersehen daraus, wie wenig die von mir unterstrichene „Allgemeinheit“ vollbracht hat. In Zahlen kommen die Überfälle folgendermaßen zum Ausdruck: Nach meiner Berechnung gab es an 19 Plätzen Kämpfe, davon einer außerhalb der Grenzen des Kongreß-Königreichs: in Suraz; auf Kongreßpolen entfallen somit 18. Zwei davon wurden in der Wojewodschaft Podlasie geliefert, drei in der Wojewodschaft Płock und Augustów, zwei in der Wojewodschaft Sandomir, zwei in der Krakauer Gegend und einer in der Wojewodschaft Lublin, den man nicht mitzuzählen braucht, in den Wojewodschaften Kalisz und Masowien keine. Außerdem habe ich, als ich die verschiedenen Einzelheiten über diese Nacht sammelte, 14 Plätze notiert, an denen sich die Aufständischen nachts versammelt hatten, ohne jedoch einen Überfall auszuführen. Vermutlich gab es mehr dieser Plätze, nur fehlen in den Chroniken Nachrichten darüber.

Von all diesen Überfällen gelangen acht, das heißt sie erreichten ihr Ziel. Vier mißlangen vollkommen. Zu ihnen sind auch noch jene 14 Fälle hinzuzurechnen, in denen die Aufständischen sich versammelt hatten, aber vor der Aufgabe zurückwichen. Endlich können sieben als nur halb glücklich betrachtet werden. Das werde ich sogleich erklären.

An verschiedenen Plätzen, z. B. in Radzymin und Lubar-tow haben sich die Aufständischen beim nächtlichen Überfall der Kanonen bemächtigt, die abseits in Schuppen untergebracht waren; aber sie haben es nicht vermocht, sie zu behalten, denn die Infanterie eilte noch zur rechten Zeit herbei und entriß ihnen die Geschütze wieder. Man hatte sie nicht einmal beschädigen können. In diesem Kampf

wurden mehrere hundert Karabiner erbeutet. Besonders glücklich war in dieser Hinsicht der Überfall in Kodeń bei Brześć, wo sich ein militärisches Lagerhaus befand. Dessen bemächtigten sich die Aufständischen unter Führung von Nencki, wobei sie 80 Soldaten zu Gefangenen machten und die übrigen auseinanderjagten. An verschiedenen Orten konnte man auch einen Teil der Waffen von den Getöteten sammeln.

Was die Anzahl der Aufständischen betrifft, die in dieser Nacht an den Gefechten teilnahmen und zum Appell erschienen, so ist es dermaßen schwer, sich in den einander widersprechenden Zahlen der verschiedenen Autoren zurechtzufinden, daß ich wohl jede Zahl mit einem Fragezeichen versehen müßte. Um aber eine Grundlage zu besitzen, habe ich mich bemüht, eine solche zu errechnen. Nach meiner Schätzung betrug die Gesamtzahl etwa 6000. Doch ich nehme an, daß selbst diese Zahl noch zu hoch gegriffen ist.

Hinsichtlich der Bewaffnung ist zu sagen, daß sie sehr armselig war. In einzelnen Ortschaften kämpften die Männer miteinander um die Sensen, die nicht in genügender Zahl vorhanden waren. Häufig wurden als einzige Waffe im Walde Knüppel zurechtgeschnitten. Aus jener Zeit stammt das Wort „Drągaliere“<sup>\*)</sup>.

Was die Organisation anlangt, so hat sie überall versagt. Nirgends haben sich so viele gemeldet, wie man erwartet hatte. Überall war die Anzahl um drei Viertel kleiner. Dabei legten die Aufständischen allerwärts viel Kleinmut an den Tag. Beim geringsten Widerstand waren diese Haufen geradezu ängstlich.

\*) Drąg polnisch = Knüppel, entspricht also etwa der deutschen Wortbildung „Knüppelträger“.

Der größte, bedeutendste und politisch wichtigste war der vollkommen mißlungene Überfall auf Płock. Das war der einzige bedeutende Platz, der für einen Überfall gewählt worden war. Obgleich die Aufständischen in einer Zahl von über 1000 Mann versammelt waren und die Besatzung nur aus 200 bis 400 Mann bestand, mißglückte der Überfall gänzlich.

Von den geglückten Überfällen erwähne ich den von Zameczek-Cichorski auf Suraz in der Wojewodschaft Białystok. Aus der Wojewodschaft Podlasie, die am energischsten aufgetreten war und am meisten erreicht hatte, müssen der bereits genannte Handstreich auf Kodeń unter Führung Nenckis und der Überfall auf Łomazy unter der Leitung von Szaniawski erwähnt werden, bei dem die russischen Ulanen vollständig aufgerieben wurden; von den am wenigsten geglückten jenen, bei dem man die Kanonen erbeutete und hernach wieder verlor, nämlich den Überfall auf Radzyn unter Anführung von Deskur. In der Wojewodschaft Sandomir führte man unter Langiewicz drei Überfälle aus. Zwei davon waren erfolgreich, und zwar diejenigen auf Bodzentyn und Jedlnia unter Leitung von Figeti, den dritten auf Szydłowiec führte Langiewicz selbst an. In der Wojewodschaft Krakau war der Überfall auf die Grenz-wachen in Michalowice erfolgreich. Schließlich ist noch das Treffen in Ciołkowo bei Płock unter Führung Rogalińskis als geglückt zu bezeichnen, in dem 100 Aufständische einer viel stärkeren russischen Abteilung gegenübertraten. Infolge der einfältigen Menschenfreundlichkeit des kommandierenden Obersten wurde seine Abteilung fast gänzlich aufgerieben.

Die telegraphischen Verbindungen wurden fast überall unterbrochen.

Zur Kennzeichnung der damaligen Geistesverfassung und des fehlenden Glaubens an den eigenen Erfolg möchte ich eine mir völlig begreifliche Erzählung von Daniłowski anführen, der damals bei jenem Teil der Aufstands-Regierung weilte, welcher in Warschau zurückgeblieben war. Er berichtet, er sei am 22. Januar morgens ziemlich ängstlich zu einem anderen Mitglied des Komitees, dem Ingenieur Marczewski, gekommen, um zu erfahren, was sich ereignet hatte. Oder war vielleicht überhaupt nichts geschehen? Und da erst — ein befreites Aufatmen, als er erfuhr, daß die Verbindungen gestört waren.

Wenden wir uns jetzt den halb geglückten Unternehmungen zu. Sie sind, von einem gewissen Gesichtspunkt gesehen, eher vollkommen mißlungen. Diesen Gesichtspunkt vertreten Gesket und Przyborowski, die der Meinung sind, was nicht erfüllt und unmittelbar erreicht worden ist, müßte als mißlungenes Unternehmen bezeichnet werden. Das ist ein rein taktischer Gesichtspunkt, der nicht den moralischen Einfluß berücksichtigt, welchen ein gegebenes Unternehmen auf die Geschehnisse und auf die allgemeine Lage ausübt. Ich habe hier alle diejenigen aufgezählt, die auf den Feind und die Umgebung ihren Einfluß ausübten und freier aufzuatmen erlaubten. Sie gewährten dadurch der Aufstands-Organisation einen gewissen Zeitraum und hinterließen schließlich im Bewußtsein des Feindes einen Begriff von der Breite der Bewegung.

Endlich möchte ich darauf aufmerksam machen, daß der ursprüngliche Plan Padlewskis dennoch seinen Einfluß auf den Verlauf der Januarnacht ausgeübt hat. Die Überfälle sind am stärksten im Osten konzentriert. Darauf legte Padlewski in seinem ersten Plan gerade viel Nachdruck. So haben denn die vorangegangenen vorbereitenden Arbeiten ihre

Wirkung gehabt. Hier sieht man den mächtigen Einfluß der menschlichen Gedanken auf dem Gebiet der Kriegführung und kann feststellen, wie diese Gedanken im tatsächlichen Kriegsgeschehen ihren Ausdruck finden. Wir wollen noch bemerken, daß die Lubliner Wojewodschaft, welche die meisten Verschworenen hatte, ohne einen Anführer nur einen Überfall aufweist. In den Wojewodschaften Masowien und Kielce, wo es an Führern fehlte, kam es gar nicht zu Überfällen. Die vorangegangenen Vorbereitungen liefern auch entsprechende Ergebnisse. Der Mangel an Vorbereitung aber führt eben zu so nachteiligen Folgen, wie es die erwähnten waren.

## Fünfte Vorlesung

(3. Mai 1912)

In meiner vorigen Vorlesung habe ich den überaus schwachen Vorstoß beschrieben, den der Aufstand unternahm. Ich möchte aber einzelnen Fragen, welche die Januarnacht betreffen, etwas mehr Aufmerksamkeit widmen. Vor allem will ich eine sehr wertvolle Eigenschaft auf seiten der Aufständischen hervorheben, die — so Gott will — auch bei allen polnischen Revolutionären vorhanden sein möge.

Wenn es sich um eine Überrumpelung handelt, so ist es wichtig, daß das Geheimnis gewahrt bleibt. In dieser Hinsicht war die sittliche Einstellung außergewöhnlich. Obwohl Zehntausende von Menschen um die Nacht des 22. Januar wußten, so gelangte doch keine Nachricht davon zum Feind, und in jedem einzelnen Fall war der Ausbruch für ihn eine Überraschung. Diese Fähigkeit, ein Geheimnis zu bewahren, zeugt von einem hohen sittlichen Gefühl, das den Aufstand des Jahres 1863 beseelte.

Eine zweite Tatsache, die im Zusammenhang mit den vorher besprochenen Plänen hervorgehoben werden muß, ist der völlige Fehlschlag jener Berechnungen, welche die russischen Offiziere und Soldaten betrafen. In den meisten Fällen hatte man sich mit ihnen verständigt, um während dieser Kämpfe gemeinsam eine Aktion durchzuführen. Das hatte in manchen Fällen Verrat zur Folge, in anderen war ihre Hilfe völlig ungewiß. Nur in einem einzigen Falle sind polnische Soldaten, und zwar Kanoniere, auf die Seite der Revolution übergetreten. Die Offiziere aber, selbst die Polen unter ihnen, haben sich in der Mehrzahl als unentschlossen erwiesen und traten erst nach geraumer Zeit zum Aufstand über.

Meinen vorangegangenen Vortrag habe ich mit der Behauptung geschlossen, daß in der Januarnacht, soweit es sich um taktische Erfolge handelt, diese sehr geringfügig waren. Auf sittlichem Gebiet aber wurde ein Sieg errungen. Zur Darstellung des Einflusses der Januarnacht nach dieser Richtung hin will ich jetzt übergehen.

Man muß sich die Lage des Hauptkommandierenden der russischen Armee im Kongreß-Königreich nach der Januarnacht vorstellen, als ihn aus dem ganzen Lande die reitenden Boten mit den verschiedenen übertriebenen Meldungen zu erreichen begannen. Das Militär, dessen Lage ich beschrieben habe, befand sich in fast wehrlosem Zustand. Es war nach verschiedenen Ortschaften abkommandiert worden, jedoch nicht für kriegerische Zwecke, sondern um die Zivilbehörden in ihrer Aktion zur Beruhigung der revolutionären Gärung zu unterstützen. Infolgedessen machte sich bei vereinzelt Abteilungen ein Mangel an der erforderlichen Munition fühlbar, weswegen sie zu einem längeren Kampf unfähig waren. Ihre Unterbringung

mußte in Anbetracht dessen, daß ein erheblicher Teil der Truppen aus ihren gewohnten Standorten abkommandiert war, als nicht vollkommen geschützt erscheinen. Ebenso verhielt es sich mit der Artillerie, die während der Januarnacht eine leicht erreichbare Beute war und in den Augen und der Vorstellung der Führer früher oder später hätte ein leichter Fang werden können. Lager, Trains, Artilleriepark — alles befand sich scheinbar in ungeschütztem Zustand. Und die Truppen selbst, die über das ganze Land verstreut waren, schienen ebenfalls in einer nicht sehr sicheren Lage, da sie das Opfer starker Überfälle werden konnten. Obwohl man die Aufständischen in fast allen Ortschaften abgewiesen hatte, erschien das Militär seinen Führern nicht imstande, Krieg zu führen, besonders nicht einen Angriffskrieg, zu dem man sich entschließen mußte. Sie hielten einen gewissen Zeitraum für die Neuorganisation der Truppen und ihre Vorbereitung zu Angriffsoperationen für unerlässlich. Das war die Lage, die zu einer Zusammenziehung der Truppen und zu ihrer Kriegsvorbereitung zwang.

Und nun werden nach allen Seiten Befehle des Generals Ramsay erlassen, die eine Konzentration der ihm unterstellten Truppen anordnen. Der Befehl erging am 23. Januar. General Ramsay war so erregt, daß er auf die von verschiedenen untergebenen Führern aus der Provinz erhobenen Einsprüche seinen Konzentrationsbefehl am 27. Januar in einer noch viel schärferen Form wiederholte. In seinem Zusammenziehungsplan spiegelt sich Ramseys Bestreben, seine Armee möglichst widerstandskräftig und sicher zu machen, damit jeder Schlag, den sie führt, eine feste Grundlage habe und die Stimmung stark beeinflussen könne.

Dieser eilige und unbedingte Befehl zur Konzentration hat bei späteren Beurteilern des Jahres 1863 scharfe Kritik gefunden. Przyborowski behauptet, die ganze Konzentration sei eine schwarze Intrige gegen Konstanty Wielopolski gewesen. Man habe auf diese Weise den Aufstand wachsen lassen wollen, um zu beweisen, daß nur Militärgewalt Ruhe schaffen könnte. Diese Annahme stützt er darauf, daß gewisse loyale Adelskreise sich an den Großfürsten Konstantin mit der Bitte gewandt hatten, zum Schutz der Landsitze Militär in der Provinz zu belassen. Konstantin begab sich deswegen zu Ramsay. Auf seinen Wunsch antwortete Ramsay: je mehr Aufrührer zugrunde gingen, „um so besser wird es für uns sein“. Auf dieser recht trüben Politik, die mit der Sache der Kriegführung nichts zu tun hat, baute sich die dunkle Intrige dieses Generals auf, deren Ziel es war, Wielopolski zu stürzen. Das ist eine Mutmaßung, deren Entstehung ich mir aus einer späteren politischen Tendenz erkläre. Ich nehme an, daß sie in einer Zeit geboren wurde, als man den Aufstand des Jahres 1863 gänzlich aus der Erinnerung und den Herzen der Menschen auslöschen wollte, als man ihn als ein Verbrechen am Volke darzustellen suchte. Die stärksten Argumente dieser Theorie lagen in der „gnädigen“ Gesinnung der maßgebenden hohen russischen Machthaber.

Tatsächlich hatte General Ramsay vom militärischen Gesichtspunkt aus viel eher recht als Großfürst Konstantin, der die befohlene Truppenverschiebung aufhalten wollte. Vom Standpunkt der Kriegführung hatte er kein Recht, seine Truppen in einem halb wehrlosen Zustand zu lassen und vorauszusetzen, daß sich die Januarnacht in der nächsten Zeit nicht wiederholen würde. Vom Militärstandpunkt

mußte er für seine Truppen Sorge tragen. Daß unter diesen Umständen das Rechnen mit einem späteren Krieg zutreffend und begründet war, beweisen die weiteren Begebnisse.

Die Kritik Geskets, der ein Soldat war, ist anderer Art. Er behauptet nämlich, daß die Konzentration unerläßlich war. Er meint jedoch, General Ramsay habe zu eilig gehandelt und mit den militärischen Umständen nicht gerechnet und sie daher zu schematisch ausführen lassen. Gesket nimmt an, daß General Ramsay bei seinen Entschlüssen die Kraft des Aufstandes zu stark überschätzte und allzu ängstlich war. Er hätte mehr kaltes Blut zeigen sollen und nicht so unbedingt alle Truppen zusammenziehen. Durch eine losere Verlegung hätte er das Wirkungsfeld der Aufständischen besser einengen können. Diese Kritik wird von einem Soldaten und Geschichtsschreiber vertreten, der das Gesamtbild der späteren Ereignisse kannte und den militärischen Wert der Aufständischen an Hand der bereits vollzogenen Tatsachen beurteilen konnte. Sie ist nur in einem gewissen Maße zutreffend. Vollständig kann man ihr nicht beistimmen. Es war unzweifelhaft ein Fehler Ramsays, die Konzentration so nervös vorzunehmen, daß es in vielen Fällen so aussah, als wäre sie unter dem Einfluß der Angst ausgeführt worden. Dadurch machte sie den Eindruck einer Flucht.

Wenn wir nun zu den Tatsachen übergehen, so veranschaulicht die neue Lage am besten eine Karte, welche die Aufstellung der Truppenteile nach ihrer Zusammenziehung zeigt. Anstatt der 180 Standorte haben wir jetzt 40. Das übrige Land ließ man gänzlich ohne Deckung. Dabei liegt auf russischer Seite noch ein interessanter Irrtum vor, nämlich das völlige Vergessen der Grenzwachen. Das ist eine

Folge des bürokratischen Systems, welches in Rußland herrschte, daß eine militärische Formation anderer Art so gänzlich vergessen werden konnte. Diese Grenzwachen, die an den Landesgrenzen entlang zerstreut lagen, wurden des Beistands der regulären Truppen entblößt, denn diese hatte man ins Innere des Landes zurückgenommen. Erst nach geraumer Zeit besannen sich die russischen Behörden und begannen sich zu bemühen, die Grenzwachen zu retten. Aber der größte Teil dieser Truppen war schon den Vorstößen der Aufständischen erlegen.

Um die Konzentration zu kennzeichnen, will ich erwähnen, daß man von 40 Kreisstädten 14 geräumt hatte. Die Truppenzusammenziehung entblößte also große Landstriche vom Militär. Am stärksten betraf diese Maßnahme die Wojewodschaften Sandomir und Krakau. Das rührte von der verhältnismäßig kleinen Truppenzahl her, die dort vor dem Ausbruch des Aufstandes stationiert war. Eine zweite charakteristische Eigenheit der Konzentration war die, daß man im Westen des Landes, im Vergleich zum Süden und Osten, das Militär beträchtlich dichter beließ. Es lohnt sich, über die Ursachen dieser Erscheinung nachzudenken: warum General Brunner, der sich während des Aufstandes durch ungewöhnliche Feigheit auszeichnete, im Westen die Konzentration so durchführt, als ob er der tapferste aller Führer im Kongreß-Königreich wäre. Er schreibt mehrmals an Ramsay und bittet ihn, man möge von einer allzu starken Konzentration absehen, denn er würde sich auch ohne diese Maßnahme zu helfen wissen. Die anderen Generäle führen die Zusammenziehung viel bereitwilliger aus, obgleich sie weniger ängstlich sind. Diesen Vorgang erklärt die Tatsache, daß der ganze Westen aus Mangel an Vorbereitung des Aufstandes durch die Januar-

Aktion außer acht gelassen wurde. Der Westen rührte sich nicht, er gab kein Lebenszeichen. Er hatte keine Geißel schaffen können, die Brunner zur Angst gezwungen und seiner Einbildung die drohende Lage offenbart hätte. Der Westen schwieg, und hier haben wir die Folgen seines Schweigens.

Doch wir haben noch eine andere Erklärung der angeführten Kritik Geskets am Verhalten des Generals Ramsay, die sehr kränkend für ihn ist, da sie ihn einfach der Feigheit gegenüber der Revolution bezichtigt. Diese Kritik stützt sich nämlich schon auf eine ausgezeichnete Kenntnis der ganzen Geschichte des Aufstandes. Wenn wir über den wirklichen Druck nachdenken, den der Aufstand ausübte, und ihn mit dem Ergebnis vergleichen, das er erzielte, dann ist es tatsächlich so, daß man sich unwillkürlich fragt: wozu war diese Eile nötig? Alle Überfälle waren doch zurückgewiesen, die russischen Truppen blieben siegreich, warum mußte man sich denn eigentlich so übereilen? Auf Grund einer solchen Gegenüberstellung ist jenes Geschwätz und Gerede, von dem Przyborowski schreibt, und auch Geskets Kritik entstanden. Diese Kritik scheint mir aber nicht genügend gerechtfertigt zu sein. Gesket geht nämlich über die seelische Verfassung, welche die damalige Lage zeitigte, zur Tagesordnung über und berücksichtigt einzig und allein die materiellen Umstände. Wenn wir uns aber in die moralische Geistesverfassung Ramsays zu vertiefen suchen und noch mehr in die aller höheren Offiziere unter seinem Kommando, so werden wir leicht erkennen können, daß sie, die bis jetzt vor der Revolution zurückwichen, sich vorstellen mußten, diese Revolution sei viel mächtiger, als sie in Wirklichkeit war. Es ist tatsächlich nicht möglich, keine Fehler zu begehen.

Um die Gewalt jener moralischen Kraft klar zu veranschaulichen, will ich eine kleine Episode aus der Januarnacht anführen, und zwar Rogińskis Überfall auf Biała. Dieser Überfall mißlang infolge des Verrats zweier polnischer Offiziere, die sich zum Kommandanten General Mamajew begaben, um ihn rechtzeitig zu warnen. General Mamajew trommelt um 9 Uhr abends alle seine verfügbaren Truppen zusammen: zwei Kompanien Infanterie, eine Batterie Artillerie und eine Sotnie Kosaken. Von einer Überumpelung kann keine Rede mehr sein. Rogiński versammelt 80 Mann, deren Feuerwaffen aus elf Jagdflinten bestehen, die übrigen sind mit Sensen bewaffnet. Und nun stehen einander zwei Mächte gegenüber, deren Stärkeverhältnis in materieller Hinsicht sich wirklich komisch ausnimmt. Dennoch wagte Mamajew nicht, diese 80 Mann anzugreifen. Er erlaubt ihnen sogar, in einer Entfernung von wenigen Schritten an seiner Front vorbeizumarschieren, und dann erst läßt er seine Kosaken über sie herfallen. Es ist die sittliche Macht, die selbst schwache Schläge in Streiche von Riesen verwandelt. Wir haben es hier nicht mit einer materiell schwachen und unscheinbaren Kraft zu tun, sondern es ist die sittliche Macht der Revolution, die sich auswirkt und physische Schwäche in Kraft verwandelt. So hatte es auch die moralische Macht, die Macht des Geistes in der Januarnacht bewirkt, daß die Karte der russischen Truppenkonzentration so und nicht anders aussah.

Aber auch die Technik und die physische Stärke haben ihre Wirkung und üben ihren Einfluß aus. Den Einfluß des Mangels an technischen Hilfsmitteln sehen wir am Beispiel des Generals Brunner. Selbst in demjenigen Kampfabschnitt, wo die sittliche Kraft der Revolution groß ist, bleibt die andere unentbehrlich.

So wurde die Konzentration befohlen. Während sie vor sich geht, sind die Truppen nicht zum Kampf fähig. Es muß eine gewisse Zeitspanne vergehen, bis die Konzentration beendet ist und die Truppen instand gesetzt werden, dem Aufstand starke, rasche und wirkungsvolle Schläge beizubringen. Man hatte also etwas Zeit gewonnen.

Auf der russischen Seite sehen wir ein deutliches Ziel. Wir können behaupten, daß sie einen Fehler begangen hatten. Aber ihr Ziel ist klar und für die ganze Armee einheitlich. Das gesamte Heer hat für eine gewisse Zeitdauer eine deutlich und klar gestellte Aufgabe zu erfüllen. Wie wir sehen werden, liegt es auf der polnischen Seite gerade umgekehrt. Die Polen haben weder die Zeit ausgenutzt, noch haben sie inzwischen irgendeinen klaren Kampfgedanken fassen können. Sie hatten ihn auch nicht in bezug auf die einheitliche Führung ihrer Sache auf ihrem ganzen Tätigkeitsfeld.

Zunächst wollen wir sehen, in welchem Zustand sich diese polnischen Truppen nach der Nacht des 22. Januar befanden. Die einzelnen Abteilungen, die an verschiedenen Plätzen vom Feind zurückgeschlagen wurden und sich an diesen Plätzen nicht halten können, die selbst der Erfolg und nicht nur die Niederlage desorganisiert hat, sind in verschiedene Richtungen zurückgedrängt und befinden sich im Zustand völliger Verwirrung und Unkenntnis dessen, was sie beginnen sollen. In erster Linie werden aus allen Landesteilen Boten nach Warschau gesandt. Von dort kommt keine Antwort. Die Nationalregierung ist nach Plock gewichen, oder besser gesagt: sie wollte dorthin weichen. In Warschau sind als Vertreter der Regierung drei Männer zurückgeblieben: zwei Studenten, Bobrowski und Daniłowski, und ein Ingenieur — Marczewski. Kaum hatte man

einen Kurier abgefertigt, so folgte ihm schon ein zweiter auf dem Fuße. Welche Weisungen sollten diese unglückseligen Menschen erteilen? Wem und wie? Sie selbst hätten am liebsten irgendeinen Rat oder eine Weisung erhalten mögen. Aus dem Zentrum der Verschwörung kam kein Kampfgedanke! Man begnügte sich mit der Erledigung der dringlichsten Geschäfte. Man sandte einige Schafspelze, etwas Waffen.

Und die Leitung? Niemand hatte sie dafür vorbereitet, ein wahrhafter Führer war nicht vorhanden. Und so sehen wir einen völligen Mangel an Führung, die alle Bewegungen in diesem Zeitpunkt hätte zu einem Ganzen verbinden können. So etwas gab es nicht. Die Nationalregierung hatte die Diktatur auf Mierosławskis Schultern gelegt, der damals noch in Paris weilte, und erwartete seine Weisungen und Befehle. Von der Zeit an ruhte die Leitung nicht mehr auf den Schultern der Zentralregierung. Sie fiel notwendigerweise den Unterführern zu. Unter ihnen haben wir Führer wie Padlewski, Lewandowski, Langiewicz, Jeziorański, Kurowski, Oxiński. Vor ihnen standen jetzt diese Fragen, mochten sie sie nur lösen! Wenn es um Einheit geht, so ist schon der Gedanke allein verderblich, die Entscheidungen auf die Untergebenen abzuwälzen. Hier liegt die Wurzel des grundsätzlichen Fehlers im Aufstand des Jahres 1863: der Mangel an einem Kampfgedanken, der das ganze Land hätte umfassen müssen.

Diesen Vorwurf können wir auch dann erheben, wenn wir von bedeutend kleineren Landesteilen sprechen werden. Nehmen wir z. B. die Wojewodschaft Podlasie, wo die revolutionäre Bewegung am stärksten war. Dort sucht ebenfalls jede Abteilung den für die Leitung in der Wojewodschaft verantwortlichen Führer; doch niemand kann ihn finden,

denn die Abteilung, die er befehligte, ist auseinandergestoben, und er selbst irrt allein im Lande umher und sucht nach seinen Abteilungen.

Auf die Aufständischen übte diese Entschlußlosigkeit einen verhängnisvollen Einfluß aus. Das ist durchaus begreiflich, besonders wenn es sich um Menschen handelt, die mit dem Kriegshandwerk nicht vertraut sind und erst kurze Zeit mit dem Krieg zu tun haben. Da muß man entweder den Menschen eine gewisse Schulung angedeihen lassen oder aber sehr klare und genaue Befehle erteilen. In diesem Falle fehlten sie. Daher die Wankelmütigkeit und Unsicherheit, die am stärksten die Moral des Aufstandes nach der Januarnacht kennzeichnen.

## Sechste Vorlesung

(7. Mai 1912)

Ich sprach letzthin von der Verfassung der aufständischen Abteilungen nach der Januarnacht. Ich habe sie als Zustand einer gewissen Verwirrung gekennzeichnet, deren Hauptzug auf polnischer Seite der Mangel an einer organisierten Führerschaft für den Krieg war. Um ein Beispiel anzuführen, genügt es, auf das Fehlen einer Obersten Leitung in Warschau hinzuweisen. Außerhalb Warschaus war die Lage in den Wojewodschaften durchaus die gleiche. In der Wojewodschaft Podlasie irrte der Oberst Lewandowski nach seinem mißglückten Überfall auf Siedlce in der Wojewodschaft umher, so daß man ihn erst nach längerer Zeit hatte finden können. Jeder Führer war völlig sich selbst überlassen. In der Wojewodschaft Lublin finden wir dieselbe Lage. Dort hatte man nicht einmal rechtzeitig einen

Führer ernannt; auch da sehen wir vereinzelt Abteilungen, die durch kein Band miteinander verbunden sind. In der Wojewodschaft Sandomir wollte Langiewicz die Entscheidung in allen Dingen haben. Unter anderem hatte er befohlen, daß sich alle Abteilungen, ohne Rücksicht auf den Erfolg der ersten Aktion, in Szydłowiec sammeln sollten, auf das er selbst den Angriff ausgeführt hatte. Infolge des Mißlingens des Überfalls auf Szydłowiec kam dieser Ort als Sammelplatz nicht mehr in Frage; er blieb in den Händen der Russen. In dem Augenblick, da Langiewicz sich von Szydłowiec in der Richtung auf Wąchock zurückgezogen hatte, blieben in seiner Wojewodschaft Abteilungen, die mit ihm keine Verbindung mehr hatten.

In der Krakauer Wojewodschaft versucht Kurowski, der während der Januarnacht fast gar nichts unternommen hatte, seine Kräfte in der Nähe der Grenze zu sammeln, und führt mit Erfolg Kämpfe gegen die Grenztruppen durch. Aber seine Herrschaft umfaßt nur die eine winzige südwestliche Ecke der Wojewodschaft, nämlich den Kreis Olkusz, in dem er unbestritten die Lage beherrscht.

Im Westen genau dasselbe. Dort wurde, ähnlich wie in der Lubliner Wojewodschaft, kein Führer ernannt, eine Kampfleitung bestand nicht, und die Abteilungen sammelten sich ganz selbständig. Am geschicktesten führte der bisherige Oberste Führer und jetzige Wojewode von Płock, Padlewski, seine Aktion durch. Durch Gewandtheit beherrschte er die einzelnen Landstriche und Ortschaften seiner Wojewodschaft, obgleich auch ihm die Januarnacht keine Erfolge gebracht hatte. Leider sind die geschichtlichen Quellen über seine damalige Tätigkeit derart dürftig, daß es schwer fällt, diese wirklich einzige tatsächlich kriegsmäßige Arbeit einigermaßen genau darzustellen. Sofern

man aus den vorhandenen Quellen, die wir besitzen, sich ein Urteil bilden kann, bestand sein Gedanke darin, daß er — angesichts der Unmöglichkeit, alle seine Streitkräfte an einer Stelle zu sammeln — sich mit der örtlichen Vorbereitung der Leute in den einzelnen Kreisen befaßte, wo er Übungen ausführen ließ, um das Menschenmaterial an Ort und Stelle in der Hand zu haben und in Kampfbereitschaft für den geeigneten Augenblick zu behalten. Es ist sehr gut möglich, daß Padlewski infolgedessen am meisten Organisationstalent bewiesen hat und sich am längsten im Vorkampf zu halten vermochte.

Doch ich will nochmals wiederholen: ein Plan zur Führung des Ganzen bestand auf polnischer Seite nicht. So nahm der Mangel an einem leitenden Kriegsgedanken und an einer militärischen Organisation in Gestalt einer Hierarchie, welche die undisziplinierten Truppen an den Zügeln des Gehorsams gehalten hätte, seinen Anfang. Man hatte ein Übel entstehen lassen, an dem alle Versuche einzelner Abteilungen zur Aktivität scheiterten. Es ging nicht darum, daß der Wojewode die vollkommene Autorität seiner Amtsgewalt besaß. Man hatte mit gegenseitigem Neid und mit einer unmilitärischen Organisationslosigkeit in militärischen Dingen den Anfang gemacht. Von da ab werden wir ständig, sobald zwei Abteilungen zusammenkommen, in den Lagern einen inneren Kampf zwischen den beiden Führern finden. Von solchen aufeinander neidischen Führern, die dadurch jede Möglichkeit einer einheitlichen Handlung untergraben, werden wir jetzt eine ganze Menge kennenlernen. In der Wojewodschaft Kalisz sehen wir Mierosławski, der in seinem Lager Mielecki zum Widersacher hat. Im Süden haben wir Langiewicz, welcher in seiner Abteilung in Jeziorański einen Feind hatte, mit dem er in ständigem

Kampf lebte, und Czachowski, welcher mit Kononowicz uneinig war. Wir werden im Norden Padlewski sehen, der mit Cichorski streitet, und so weiter. Überall finden wir diese inneren Reibungen, die eine gleichgeordnete Tätigkeit unmöglich machen.

Wenn wir einen Blick in die Kriegswissenschaft tun, die vom Aufstellen irregulärer Truppen handelt, so finden wir darin immer die Behauptung: ihre schwächste Seite sei der Mangel an einer festen militärischen Rangordnung. Dem hätte man von vorneherein vorbeugen müssen. Seitens der Revolutionsleitung sehen wir dagegen keinerlei Bemühungen, um diese Fragen frühzeitig so zu regeln, daß sie nicht den schwächsten Punkt bilden: den Mangel an Organisation in der Armee. Und doch wäre während der Vorbereitungsarbeit vor dem Aufstand Zeit genug gewesen, das herauszubilden, was sehr leicht gefallen wäre: eine einheitliche Leitung.

Das zu schaffen, hat der Aufstand in dem Zeitabschnitt vor dem Ausbruch versäumt. Während des Revolutionsausbruchs selbst dagegen hat man alles so getan, als wollte man die vorhandene Organisation vernichten. Da ist Padlewski, der, anstatt die Kriegshandlungen zu leiten, die Verantwortung am Schicksal des Kampfes für das Ganze von sich weist. Da sind später alle die Führer, die zu Kommandanten kleiner Teilabschnitte der ihnen anvertrauten Wojewodschaften werden, und zwar derjenigen, in denen sie sich mit ihren Abteilungen zeitweilig befinden. Wie soll man verlangen, daß ein solcher Kommandant die Kriegstätigkeit leitet, wenn ihn das Schicksal jeden Augenblick von einer Stelle zur anderen werfen kann!

So dringt bei den Leuten allmählich die Überzeugung durch, daß nicht jeder der Führer ein Rad im Kriegs-

mechanismus sei, sondern daß er ein Führer seiner Abteilung ist, der niemand Rechenschaft schuldig ist, und nur auf diejenigen bauen kann, die sich um ihn scharen. Von da an gestaltet sich der Kampfgedanke notwendigerweise uneinheitlich und ohne jeglichen zentralen Einfluß. Die Kriegsidee ruht auf einer Anzahl gleichgestellter Menschen. Sie können jeden Augenblick Einflüssen unterliegen, denen sie sich im gegebenen Zeitpunkt fügen müssen. Es gibt kein Organ, das alles das zu einer Einheit zusammenschweißen könnte.

Und doch muß man einen Gedanken, ein Ziel als Richtschnur besitzen. Bereits sogleich nach dem Ausbruch der Revolution beginnt sich dieser leitende Gedanke in den Köpfen der einzelnen Anführer durchzuringen. Er ist nicht bewußt; es ist eher ein instinktives Suchen nach größerer Kraft. Jeder fühlt sich schwach, fühlt sich unfähig zum Kampf; jede Abteilung hat das Gefühl der Unsicherheit, und ihr Führer weiß nicht, was er unternehmen soll. Instinktmäßig taucht der Gedanke einer Vereinigung auf, um auf dem Gebiet des ganzen Landes größere Abteilungen zu bilden, ein unbewußtes Streben zur Schaffung der Zellen für die polnische Armee.

Bei einzelnen Führern war dieser Gedanke sogar durchaus bewußt. Zu ihnen gehört zweifellos Langiewicz, der bei all seinen Kriegshandlungen nach möglichst großer Kraft strebte. Doch wenn wir seine Meinungen unter diesem Gesichtspunkt untersuchen, so werden wir feststellen müssen, daß hier noch kein Gedanke an die Aufrichtung einer Armee vorliegt, sondern stets nur der Wille zur Bildung einer größeren Abteilung von Aufständischen, um etwas unternehmen zu können, das sich sehen lassen dürfte. Ein bewußter Gedanke an die Notwendigkeit eines Heeres hätte

zur Erkenntnis dessen führen müssen, was zur Schaffung einer solchen Armee erforderlich wäre.

Ein solches Bewußtsein entdeckte ich in der Tätigkeit der damaligen Revolutionsführer nirgends. Denn wenn ihre Tätigkeit nach außen hin auch als durchaus bewußt und verständig erscheint, besonders bei denjenigen, die sich zu größeren Gruppen zusammenschlossen, so finden wir dennoch nichts darin, kein Streben, das uns beweisen könnte, daß diese Handlungsweise wirklich planmäßig war. Ich nehme im Gegenteil an, daß sie eher ein Ergebnis des Instinkts war, sich auf eine größere Zahl zu stützen. Wenn nämlich die Führer darüber nachgedacht hätten, wie Armeen gebildet werden, so wäre jeder von ihnen zweifellos zu der ganz klaren Überzeugung gelangt, daß dazu zunächst Zeit gehört und ferner, daß man die Entstehung der Armee durch irgendeine Macht schützen müsse; denn in der Zeit ihrer Entstehung ist eine Armee nicht zum Kampf geeignet.

Für eine Armee sind Menschen erforderlich, sind Waffen notwendig und eine entsprechende Organisation. Unter den Umständen, unter denen der Aufstand des Jahres 1863 kämpfte, führen alle diese Faktoren auf das Problem der Zeit. Menschen, das Menschenmaterial ist da, es ist sogar reichlich vorhanden. Aber auch hier möchte ich auf einen besonderen Fehler der großen Mehrzahl der revolutionären Geister hinweisen, daß sie nämlich zu wenig mit dem Zeitproblem rechnen. Da sie an die revolutionäre Gesinnung des Volkes glauben, setzen sie auch voraus, daß die Bevölkerung wie durch ein Wunder befähigt sein wird, die Revolution durchzusetzen.

Indessen zeitigt der Ausbruch der Revolution eine Überraschung, und zwar nicht nur für die Regierung, sondern

auch für das ganze Volk. Ein ganzes Volk kann nicht auf einmal aus dem Zustand der Untertänigkeit zu dem des offenen Kampfes übergehen. Es muß eine Zeit der seelischen Vorbereitung vergehen, damit man Hoffnung und Glauben gewinnt. Es muß eine gewisse Zeit verstrichen sein, die notwendig ist, um das Gerippe einer Organisation zu bilden. Auch wenn wir die Frage der Bewaffnung in Betracht ziehen, so können wir doch nicht den wichtigen Umstand der Zeit leugnen, selbst wenn wir annehmen wollten, daß Waffen irgendwo bereitgelegt, im Lande oder an den Grenzen vergraben wären; denn Zeit wäre sogar dann nötig, damit die Waffen in die Hände derjenigen gelangen können, die kämpfen und sich verteidigen wollen. Wie aber, wenn Waffen nicht bereitgestellt sind?

Endlich kommen die Waffen. Männer sind vorhanden. Aber Zeit ist notwendig, um sie für den Krieg zu organisieren, damit sie nicht irgendein Haufen sind, der bei der ersten besten Begegnung mit dem Feind auseinanderstiebt, in dem die Menschen einander nicht kennen und keine festgefügte Einheit herrscht, die jede Armee darstellen muß.

Wenn wir nun zu dem Problem der Zeit übergehen, wie es sich im Jahre 1863 darstellte, so sehen wir, daß die Aufständischen nach dem Ausbruch der Revolution etwa 9 bis 10 Tage Ruhe hatten. Es folgte die russische Konzentration, die eine gewisse Zeit in Anspruch nahm. In der Wojewodschaft Radom begannen die russischen Kriegshandlungen am 1. Februar; Langiewicz hatte also 9 Tage zur Verfügung. In der Wojewodschaft Lublin geschah es am 6. Februar; Zdanowicz standen somit 14 Tage zur Verfügung. In Miechów (Wojewodschaft Kielce) unternimmt die russische Besatzung in den letzten Tagen des Januar alten Stils ein Erkundungsmanöver; Kurowski hat also 20 Tage Zeit.

Dieses erste Manöver zeitigt kein Ergebnis, und die Truppenbewegung in der Richtung auf Ojców beginnt erst am 16. Februar, das sind also sogar 24 Tage. In der Wojewodschaft Podlasie beginnt die Aktion gegen Rogiński am 31. Januar, das sind 8 Tage Zeit, die Expedition gegen Węgrów am 2. Februar, also 11 Tage. Von Kalisz aus macht Brunner am 31. Januar seine ersten Rekognoszierungsmanöver, die kein Ergebnis haben. Die Aufständischen haben also 8 Tage Zeit, und der folgende Erkundungszug findet erst am 15. Februar statt, das sind bis zu einem Zusammenstoß etwa 23 Tage. Jeziorański hatte 13 Tage Zeit. In der Wojewodschaft Płock kam es am 28. Januar zu einem größeren Zusammenstoß, also handelt es sich hier um 3 Tage, und so weiter.

Wenn man aus den erwähnten Zahlen und den noch folgenden, die ich nicht nenne, eine Durchschnittszeit festzustellen sucht, so erhalten wir eine Zeit von 10, 9 und 12 Tagen, die den Aufständischen, ehe die Russen die Initiative ergriffen, zur Verfügung standen. Diese Zeit erwies sich als nicht ausreichend. Die Aufstandsbewegung vermochte weder genügend Streitkräfte zu sammeln, noch sie innerlich ausreichend zu verschmelzen, denn die Ansätze dazu scheitern bereits Ende März. Diese 12 Tage waren somit eine zu kurze Zeitspanne für den Aufstand, als daß er sich mit genügender Kraft den russischen Truppen hätte entgegenstellen können. Darin liegt eben die Frage, ob man mehr Zeit gewinnen konnte, ob nicht in der Aktion der Aufständischen ein Fehler oder so etwas zu finden ist, was auf diese zeitliche Beschränkung seinen Einfluß ausübte. Wenn ich in diesem Falle eine solche Frage aufwerfe, so müßte man zugleich auch überlegen, ob ich von dem Aufstand nicht Unmögliches verlange, nämlich etwas, das die

Aufständischen in keinem Falle ausführen konnten, und ob ich also den Tatsachen als ein nicht unparteiischer Beurteiler gegenüberstehe.

Diese beiden Fragen müssen wir entscheiden.

Beim ersten Durchdenken der Geschehnisse in der Januarnacht fällt mir die große Vernachlässigung der damaligen Lebenszentren auf. Das ganze Land stellt sich zum Kampf. Die ersten Schüsse sind gefallen, und das Hauptzentrum des Lebens, in dem die Revolution gärt und wo sie vorbereitet wird, dieses Hauptzentrum schweigt in dem Krieg. In Warschau ist nichts geschehen. Dort gibt es keinen Krieg.

Als ich die Konzentration der russischen Truppen analysierte, versuchte ich zu beweisen, daß sie das Ergebnis eines Einflusses auf die Einbildungskraft der russischen Führer war, die bei ihnen ein gewisses Gefühl der Angst um die ihnen anvertrauten Truppen erweckt hatte. Glaubt ihr, daß dieser Einfluß kleiner gewesen wäre, wenn die Hauptstadt nicht geschwiegen hätte? Indessen haben wir bei der ganzen Aufstandsbewegung eine Abwanderung aus den Zentren: aus Warschau in die umliegenden Wälder, aus Radom zur Überrumpelung von Jedlnia. Nur Płock hatte die Taten der Revolution am eigenen Leibe gespürt. Alle anderen Mittelpunkte, alle anderen Generäle sind fern vom Einfluß der revolutionären Aktion; sie fühlen den Atem der Revolution nur von weitem. Dieses Schweigen des Zentrums war einer der großen Fehler, der zweifellos die inneren Kräfte des Feindes stärken mußte.

Wenn wir uns an die Pläne Dąbrowskis erinnern, so müssen wir feststellen, daß sie niemals die Lebenszentren verließen. Im Gegenteil, sie waren mit ihnen auf das engste verbunden. In den Plänen Padlewskis ist alles das schon

überwunden. In ihnen finden wir die Abwanderung der Revolution aus den Zentren nach der Provinz. Zwar haben Bobrowski und Daniłowski sich gleich nach dem Ausbruch der Revolution an die Pläne Dąbrowskis erinnert und haben waghalsige Gedanken ausgesponnen mit dem Ziel, die Revolution in Warschau selbst zu stärken. Sie dachten an eine Ergreifung des Großfürsten Konstantin auf der Straße, an seine Entführung in die Wälder, an kühne Unternehmungen in der Stadt, an das Entfachen von Unruhen. Aber sogleich stürmte auf sie der ganze Druck der laufenden Geschäfte und Sorgen ein, die Revolution an den außen liegenden Brennpunkten aufrechtzuerhalten. Sie selber waren übrigens in einem Zustand geistiger Unsicherheit. Und als Folge dieses Zustandes wurde Warschau zum Stützpunkt der russischen Kriegshandlungen. Von Warschau aus wurden Truppenabteilungen zur Bekämpfung der Revolution an ihren einzelnen Brennpunkten abgesandt, soweit das erforderlich war. Während des ganzen Aufstandes war Warschau der Stützpunkt des Feindes.

In dieser Hinsicht drängt sich unwillkürlich ein Vergleich mit dem Jahre 1905 auf, in dem Warschau die umgekehrte Rolle spielte und die feindlichen Truppen auf sich zog. Da mußte man aus der Provinz Kräfte holen, um der Revolution in der Hauptstadt Herr zu werden. Im Jahre 1863 war die erwähnte Vernachlässigung der wichtigen Mittelpunkte einer jener Fehler, die unabwendbar dem weiteren Lauf der Ereignisse ihren Stempel aufdrückten.

## Siebente Vorlesung

(10. Mai 1912)

So wie Warschau vergessen wurde und infolgedessen im Kriege keine größere Rolle gespielt hat, so war es auch mit allen anderen militärischen Mittelpunkten im Kongreß-Königreich, ausgenommen Plock. Das erlaubte der russischen Regierung und Armee, ihre Reserven an diesen Hauptplätzen bereitzuhalten, die dann zu jeder Zeit für die entsprechenden Aktionen verwandt werden konnten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß im Anfang des Aufstandes diese zentralen Plätze eine wichtige Rolle hätten spielen können, um Truppen festzuhalten und so damals einen möglichst großen Zeitgewinn zu erzielen.

Ein zweites Mittel, das sehr wirksam war und, wie man annehmen muß, durchaus im Einklang mit dem, was die Kriegswissenschaft über den Freischärlerkrieg schreibt, das man aber im Aufstand vergessen und nicht entsprechend ausgebaut hatte, waren die Aktionen gegen die feindlichen Verbindungsmittel. Eine Armee muß, um manövrieren zu können, mit ihren einzelnen Teilen in Verbindung bleiben. Darum haben die Verkehrswege im Kriege immer eine außerordentlich wichtige Rolle gespielt. Der Freischärlerkrieg hat u. a. die Aufgabe, auf die feindlichen Verbindungslinien einzuwirken, sie zu vernichten und möglichst viel Verwirrung anzurichten, damit der Feind ihrer Erhaltung einen großen Teil seiner Truppen opfern muß. Bei Revolutionskriegen sind die Verbindungslinien zugleich die am leichtesten erreichbare Angriffsfläche. Das Heer verwendet zu ihrem Schutz nur geringe Kräfte, und das erleichtert verhältnismäßig die entsprechenden Aktionen.

Vor allem verdienten die Verbindungen mit Warschau

Aufmerksamkeit, von wo sich Heerstraßen nach allen Richtungen hinzogen. Daneben hätte man auf die Eisenbahnlinsen achten müssen, hauptsächlich auf die St. Petersburger Strecke, die Warschau mit dem übrigen russischen Reich verband. Obgleich dazumal die Eisenbahnen nicht eine solche Bedeutung wie heute besaßen, so waren sie doch für den Krieg von 1863 von großer Wichtigkeit. Dadurch, daß die St. Petersburger Strecke nicht vom Aufstand beherrscht wurde, finden wir gleich im ersten Monat einen Zufluß von Truppen von auswärts, die diese Strecke benutzten. Zwei Regimenter Kavallerie kamen gerade auf diesem Wege nach Warschau.

Die telegraphischen Verbindungen waren zwar zunächst unterbrochen worden. Aber in sehr schneller Zeit wurden sie wiederhergestellt, und obwohl man sie später noch manchmal beschädigte, so blieb doch der Telegraph ständig in den Händen der Russen und diente dazu, die Anordnungen gegen den Aufstand miteinander in Einklang zu bringen. Indessen könnten wir uns leicht vorstellen, daß die Beschädigung von Telegraphenleitungen keine Schwierigkeiten bereitet hätte. Es genügte, der Sache mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, um den Telegraph überhaupt außer Tätigkeit zu setzen.

Dasselbe trifft für die reitenden Boten zwischen den verschiedenen Truppenteilen zu. Wenn wir über die Kriegstätigkeit während dieses ersten Jahres des Aufstandes nachlesen, so sehen wir, wie diese Störung der Verbindungen zwischen den Truppenteilen ganz zufällig vor sich ging. Nur die Chaussee nach Brześć, die am besten von den Aufständischen beherrscht war, bereitete den Russen viel Sorgen; denn die Verkehrsverhältnisse kamen in diesem Abschnitt lange Zeit hindurch nicht in einen Zustand, der eine

regelrechte Verbindung gewährleistete. Darum herrschte die größte Verwirrung auf russischer Seite gerade in der Wojewodschaft Podlasie. An allen anderen Plätzen sehen wir zwischen den verschiedenen Abteilungen dauernde Verabredungen und Verständigungen, denen der Aufstand keine Hindernisse in den Weg legte. Wenn auch manchmal die kombinierten Manöver der Russen, um einzelne Aufständischen-Abteilungen zu umzingeln, mißglückten, so war das nicht die Folge einer ungenügenden Verständigung. Dagegen wäre eine stärkere Beobachtung der Verbindungswege und das Umgehen jedes russischen Zentrums mit einem Kranz von Hindernissen eine Steigerung der Widerstände gewesen, die unabwendbar die von Kriegshandlungen freie Zeit verlängert hätte.

Eine Störung der Verbindungen hat einen grundsätzlichen Einfluß auf die Moral: sie erzeugt Mangel an Nachrichten, der immer auf die Führer und die Truppen demoralisierend wirkt. Wäre eine Aktion gegen die feindlichen Verbindungslinien von vorneherein geplant gewesen, so hätte man erwarten können, daß die erste Regung des Feindes darauf gerichtet gewesen wäre, die zur Übereinstimmung aller Kriegshandlungen unerläßlichen inneren Verbindungen herzustellen. Dazu hätte man größere Abteilungen einsetzen und vor allem Kavallerie verwenden müssen. Man hätte als Stafetten ganze Abteilungen absenden müssen, und so kann behauptet werden, daß durch solche systematisch geführten Kämpfe Zeit — etwas, das für die Aufständischen von allergrößtem Wert war — gewonnen worden wäre. Zu einer solchen Aufgabe hätten gewisse Abteilungen rechtzeitig bestimmt und um alle russischen militärischen Mittelpunkte angesetzt werden müssen. Wir lesen z. B. in einer der Chroniken, daß russische reitende Boten

von Janów nach Lublin den Vorplatz eines Herrenhofes zu passieren pfliegen. Solcher reitenden Boten gab es viele, und es wäre nicht schwer gefallen, sie abzufangen. Indessen fielen nur zufällig Stafetten in die Hände der Aufständischen.

In den Anweisungen für den Aufstand findet man nichts von einem diesbezüglichen Plan. Vielleicht war es einzig und allein der Wojewode von Kalisz, Bronisław Rudzki, der als einer der Anführer des Aufstandes in seinem Aktionsplan für die Wojewodschaft Kalisz einen Entwurf dafür aufgestellt hatte, wie man die einzelnen russischen Garnisonen voneinander abschneiden sollte, um ihnen den Verkehr miteinander zu erschweren. Aber dieser Plan ist erst zu einer Zeit entstanden, als die Initiative bereits in den Händen des Feindes war und jegliches Vorhaben durch ihn leicht beseitigt werden konnte, nicht aber zu jener Zeit, als die Initiative noch in polnischen Händen lag und es vor allem darauf ankam, sie auch in der Hand zu behalten. Der Versuch mißlang deswegen völlig, weil die russischen Abteilungen jedweden derartigen Versuch von vorneherein vereitelten.

Diese Frage scheint mir sehr wichtig. Daher möchte ich etwas deutlicher die Aktion darstellen, die von den Aufständischen ausgeführt werden konnte, und auch die Folgen, die sie nach sich gezogen hätte.

Wenn auf einer Heerstraße der Verkehr unsicher wird, so zwingt dieser Umstand zur Sicherung der Verbindungen, die diesen Weg benutzen. Dazu gelangt man entweder durch Verstärkung des Schutzes für die Stafetten oder durch Vergrößerung der Zahl derjenigen Truppen, die nicht für unmittelbare Kriegshandlungen verwandt werden, oder man gewährt den am meisten bedrohten Stellen militärische Dek-

kung. Wenn die Truppen, die für eine unmittelbare Kriegsaktion bestimmt sind, dadurch verringert werden, so wird die Verbindung zwischen den Truppenteilen weniger rasch, aber dafür sicherer sein. Im zweiten Falle können zwar die zur Verfügung stehenden Streitkräfte größer sein, aber die Sicherheit der Verkehrswege wird nicht in genügendem Maße gesichert sein. Das würde zu solchen inneren Reibungen Anlaß geben, daß der Augenblick der russischen Initiative dadurch um einige Zeit hinausgezögert werden könnte. Die so gewonnenen Tage müßten dann auf jeden Fall ausgespielt werden.

Und schließlich ist noch eine sehr leicht ausführbare und ohne stärkere Truppenmassen mögliche Kriegshandlung zu erwähnen, welche die Aufständischen hätten benutzen sollen. Das sind die Alarme. In den ersten Anfängen der Revolution lesen wir gar nichts von Alarmen. Später hat man sie, wenn auch nicht planmäßig, benutzt. Die Nervosität der russischen Truppen war nach den Januar-Überfällen ziemlich stark, und Alarme hätten eine entsprechende Ermüdung und eine Unfähigkeit hervorgerufen, sich über die Lage zu orientieren. Dadurch wäre der Augenblick der feindlichen Initiative wiederum für eine Zeitlang hinausgeschoben worden. Als Beweis können die Berichte des Generals Staden, des Kommandanten der Festung Brześć, dienen, die am 17. Februar nach Warschau gesandt wurden und aus denen ersichtlich ist, daß er sich nicht wohl fühlte und seiner Sache nicht ganz sicher war. Er bedauert seine Angriffsaktion gegen Biała und ist bemüht, sich in der Festung gegen die vermeintlichen Überfälle der Aufständischen zu sichern. Es ist selbstverständlich, daß ein Zustand von Unsicherheit und Wankelmur, der so beim Kommandanten zutage trat, bei den Soldaten noch viel

stärker herrschen mußte. Und gerade eine solche Verfassung machte die Aufnahme von irgendwelchen Angriffshandlungen unmöglich.

In Warschau selbst gingen die militärischen Anordnungen dahin, daß sich ein Teil der Garnison ständig in Bereitschaft halten mußte. Es gab besondere Alarmbefehle, welche die Truppen instand setzten, einen plötzlichen Überfall abzuschlagen.

Bei dem nervösen Zustand der Truppen hätte damals ein falscher Alarm dieselben Ergebnisse zeitigen müssen wie tatsächliche Überfälle. Auch sie hätten den Augenblick der Initiative seitens der Russen hinausgezögert.

Von den ersten Aufstandshandlungen bleibt nur das Bild von Kielce im Bewußtsein, wo es Czengierzy ebenfalls so schien, als hätte man die Absicht, ihn anzugreifen. Und nun müssen die Truppen in voller Kriegsbereitschaft einen ganzen Tag und eine Nacht den Überfall erwarten. Am Tage nach einer solchen Nacht sind die übermüdeten Soldaten nicht mehr imstande, irgendwelche Angriffshandlungen durchzuführen.

Ich habe mich etwas eingehender mit diesen Dingen befaßt, die meiner Meinung nach, falls sie rechtzeitig in einen Angriffsplan aufgenommen worden wären, den Augenblick des Übergangs der Russen zu Offensivhandlungen sehr verzögert und, indem sie den Aufständischen Zeitgewinn brachten, die russischen Truppen ermüdet hätten.

Freilich kommt mir unwillkürlich auch die schlechte Seite eines solchen Verhaltens zum Bewußtsein, besonders für die Städte. Es beschwört nämlich die reißenden Wölfe aus dem Wald, d. h. es provoziert die Stadtbesatzungen, die bei ihrer Nervosität leicht zu Straßenmetzeleien übergehen könnten. Später, zur Zeit der planmäßigen Kämpfe, war es

doch so, daß in den kleinen Städten Plünderungen an der Tagesordnung waren und daß ein Ort, in dem Schüsse gefallen waren, dem Erdboden gleich gemacht wurde. Aber vom Gesichtspunkt der Kriegführung her gibt es solche Rücksichten nicht. Auf Rücksichtslosigkeit kann nur Rücksichtslosigkeit die Antwort sein, heißt es da. Wer sie nicht hat, muß verlieren.

Eine andere Seite der damaligen Lage, welche die ersten Verbände der Aufständischen-Armee vergaßen, war die Organisation ihres Schutzes. Der Schutz der Truppen ist eines der allerersten Gebiete der Kriegsarbeit. Der Soldat muß in den Augenblicken, in denen er nicht zum Kampf fähig ist, durch gewisse Teile der Truppen, die gerade dann kampfbereit sind, geschützt werden. Ob der Soldat ausruht, oder ob er mit einer nicht kriegerischen Arbeit beschäftigt ist, die seine Kraft und Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, er muß vor der Möglichkeit eines Überfalls völlig durch Abteilungen geschützt sein, die sich sofort zum Kampf stellen können. Ein Heer, das erst im Entstehen begriffen ist, bedarf eines solchen Schutzes wie während des Schlafs. Im Zustand der Organisierung ist es nicht zu sofortigem Kampf imstande, und in solchen Augenblicken darf man seinen Schutz nicht außer acht lassen. Soldaten wie Padlewski, Langiewicz und Lewandowski hätten das ganz zweifellos nicht vergessen. Bei ihnen allen wäre das die Folge einer einfachen und natürlichen Notwendigkeit gewesen, wenn sie mit vollem Bewußtsein die Aufgabe übernommen hätten, Armeeverbände aufzustellen. Daß sie den Schutz vergaßen — auch wenn man zu diesem Zweck, und zwar bei allen Aufstandsführern, besondere Schutzabteilungen hätte opfern müssen —, bezeugt, daß ihnen der Gedanke einer Armeebildung nicht bewußt war, daß sie nur

durch das instinktive und zufällige Suchen nach größerer Gefechtstüchtigkeit darauf gestoßen wurden.

Alle von mir analysierten, damals völlig übersehenen Tätigkeiten hätten in befriedigender Weise die Rolle eines Schutzes für die im Entstehen begriffenen Abteilungen übernehmen können. Man hätte nur an eine ständige Fühlungnahme zwischen den einzelnen Armeeteilen, an einen ständigen Austausch der Befehle und Berichte denken müssen, damit die von der Organisationsarbeit in Anspruch genommenen Männer über alles, was um sie herum vorging, auf dem laufenden gehalten wurden.

Wenn ich bedenke, was die eigentliche Quelle der Fehler auf seiten der Aufständischen ist und woher es kommt, daß Männer, die anderweitig tüchtig, verständig und zweifellos Kenner des Kriegshandwerks waren, manchmal die einfachsten und grundlegenden militärischen Kenntnisse vergaßen, so muß ich feststellen: es lag nur daran, daß sie sich nicht in die Lage hineinversetzen konnten, in der sich der Aufstand nach seinem Ausbruch befinden würde, daß sie sich überhaupt nicht vorstellen konnten, was nach dem 22. Januar aus dem Aufstand werden sollte, daß sie sich nicht über die Voraussetzungen Rechenschaft gaben, unter denen ein Krieg geführt werden mußte. Diese große Leichtigkeit, mit der man damals aus einem Nichts zu einer Armee überging und die gewaltigen Hindernisse überspringen wollte, die der Ausbildung einer Armee im Wege standen, das ist der grundsätzliche Fehler der damaligen Generation und ihrer Führer.

Daß man diese Schwierigkeiten so leichthin übersprang, beweist auch sehr überzeugend die Leichtfertigkeit, mit der man die Frage der Obersten Führung durch eine Diktatur zu lösen suchte. Wir sahen schon ganz im Anfang die Dik-

tatur Microslawskis, der erst aus Paris kommen sollte. Vermutlich nahm man an, daß er nach der Zusammenziehung einer großen Armee eine wirkliche und keine operettenhafte Diktatur ausüben würde. Später sehen wir eine ähnliche Leichtigkeit, mit der die zweite Diktatur von Langiewicz angenommen wurde: eine Diktatur, bei welcher der Diktator über ein Stückchen Wald herrscht und sich bestenfalls von einem Waldrevier ins andere begibt und seine Herrschaft gerade so weit ausübt, wie seine Sensen reichen. Eine solche Operetten-Diktatur, die in den Köpfen der damaligen Menschen so leicht entstehen konnte, legt davon Zeugnis ab, daß man sich die Umstände des Kampfes ganz anders vorstellte und nicht die schwere Lage voraussah, in der sich der Aufstand sofort nach dem Ausbruch befinden würde.

Auf diese grundsätzliche und ernste Frage, die das Verständnis des Krieges von 1863 erleichtert, werde ich noch einmal zurückkommen, wenn ich zu den endgültigen Ergebnissen übergehen und alle Gedanken zusammenzufassen versuchen werde, welche die damaligen Handlungen in mir wachgerufen haben. Hier will ich darauf nur als auf die Hauptquelle jener Fehler hinweisen.

Aber wir wollen zu den Tatsachen übergehen, welche die vorher besprochenen Fragen verdeutlichen.

Zehn Tage nach dem Ausbruch des Aufstandes beginnt auf russischer Seite die Initiative. Aus allen Zentren marschieren die Truppen aus, um zunächst Erkundungen durchzuführen und die erhaltenen Nachrichten nachzuprüfen. Es sind eigentlich Erkundungsabteilungen, die erst als solche formiert wurden. Die Abteilungen sind also von geringer Stärke, die nicht dem Stand der Besatzungen entspricht, wie sie an dem einen oder anderen Platz tatsächlich

vorhanden sind. Es sind Abteilungen, die höchstens einige Kompanien zählen, eine Kavallerie-Schwadron und zuweilen auch noch ein oder zwei Geschütze mitführen.

Einige von diesen Abteilungen treffen den Feind im Zustand einer derartigen Schwäche an, daß sie ihre schwachen Kräfte mit ihm nicht nur messen, sondern ihn sogar überwinden können. Das ist der erste Eindruck, den der Feind von der ziemlich übertriebenen Kraft des Aufstandes erhält, über die ihn bis dahin nur Gerüchte erreichten. Überall zwingen diese kleinen Abteilungen die Aufständischen zum Rückzug. Es gibt auch Fälle, in denen sie sie gänzlich überwinden.

## Achte Vorlesung

(14. Mai 1912)

Die erste Kriegshandlung auf russischer Seite war — wie ich sagte — das Aussenden von wenig zahlreichen Kundschafterabteilungen. Eine Abteilung von zwei bis drei Kompanien Infanterie, einer halben Schwadron Kavallerie und einigen Kanonen — das waren die Streitkräfte, die zunächst den Aufständischen entgegentraten. Alle diese ersten Begegnungen brachten den Russen einen Sieg; die Kampfplätze blieben stets in ihrer Hand. Nur im Lager von Ojców hatten die Aufständischen Erfolg. Doch dort kam es nicht zu einem Gefecht, und die Russen zogen sich wieder nach Miechów zurück.

Dieses ganz unerwartete Ergebnis der Erkundung war geeignet, den Russen die Überzeugung ihrer Kraft zu verleihen. Es mußte einerseits demoralisierend auf die Geistesverfassung des Aufstandes wirken, andererseits aber die Moral der russischen Truppen heben. Von dieser Zeit an

werden die Versuche zur Initiative, die von den Polen keine genügende Zurückweisung fanden, ungeteilt auf russischer Seite bleiben. Die letzten Reste einer polnischen Initiative sind die Überfälle, welche noch von einzelnen Führern unternommen werden. Diese Überfälle sind eine große Seltenheit, sie beweisen aber, daß bei diesen Führern der Gedanke an Kampf und die Hoffnung auf Sieg noch nicht erloschen sind, daß sie sich innerlich irgendeiner Kraft bewußt waren. Ich werde ihrer mit viel Freude Erwähnung tun, um so mehr, da die Geschichte sie bisher mit Geringschätzung behandelt hat. Eine solche polnische Offensive bildeten: Jeziorańskis Überfall auf Rawa, ein glückliches Unternehmen, bei dem Rawa erobert wurde; Kurowskis Überfall auf Miechów, der zwar mißglückte, aber davon zeugt, daß Kurowski den Schwung und den Willen hatte, die Initiative in seiner Hand zu behalten. An dieser Stelle will ich darauf aufmerksam machen, daß beide an den Aktionen der Januarnacht keinen Anteil genommen hatten, daß ihre Selbstsicherheit die Feuerprobe dieser Aufstandsnacht nicht bestehen mußte. Um so größer ist das Verdienst derjenigen, die nach dieser überstandenen Feuerprobe Kraft genug aufbringen konnten, weiter einen Angriffskrieg zu führen.

Zu diesen Ausnahmen gehören Rogiński und Lewandowski. Nach Zusammenziehung seiner Truppen in Siemiatycze erobert Rogiński Pruzany, dringt weiter nach Litauen ein, bedroht Pińsk und greift als glänzender Freischärler, bis seine Abteilung zu bestehen aufhört, den Feind in Litauen immer wieder an. Bei seinem Rückzug auf die Wojewodschaft Podlasie behält Lewandowski ebenfalls die Offensive und führt einen Überfall auf die Brückenverschanzungen bei Woskrzenice aus, wo er die Russen schlägt und den

Kommandeur der Festung Brześć, General Staden, in Angst versetzt.

Wenn wir aber diese vier Fälle eines Willens, die Offensive in der Hand zu behalten, ausnehmen, so finden wir bei den Polen nirgends weiter die starke Geistesverfassung, alles auf die Siegeskarte zu setzen. Immer wieder sehen wir ein Eingehen auf das, was der Feind unternimmt, so daß man seiner Initiative folgt.

Wie wir also feststellen müssen, erwiesen sich diese zehn Tage — für einzelne waren es mehr — als völlig ungenügend, um entsprechende Streitkräfte zu bilden, nicht allein um den Feind zu besiegen, sondern auch nicht einmal um ihn zurückzuweisen. Die Zeit reichte auch dazu nicht aus, für den weiteren Angriffskrieg genügende Sicherheit zu schaffen. Einmal war es das Bewußtsein der eigenen Schwäche, das es nicht erlaubte, den Feind anzugreifen, dann fehlte es auch an Siegeszuversicht, die den Anstoß zum Vormarsch hätte geben können.

In diesem Zeitabschnitt sind die Aufstellungen von Truppen in den Wojewodschaften Podlasie, Płock und im Süden unter Langiewicz schwache Versuche, die tatsächlich so aussehen, als ob sie den Führern nicht das Recht zur Aufnahme der Initiative gaben. Wenn wir nämlich diese Abteilungen unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachten, so kommen wir zweifellos zu dem Schluß, daß eine außergewöhnliche Willenskraft dazu nötig war, um sich unter diesen Umständen zur Initiative aufzuraffen.

Die größte Formation stand unter dem Befehl von Langiewicz, der in der Zeit der höchsten Entfaltung über nicht mehr als 3000 Mann verfügte. Lewandowski hatte in der Wojewodschaft Podlasie zur Zeit der stärksten Zusammenfassung zweitausend und ein paar hundert Mann zur Ver-

fügung. Padlewskis Kräfte im Norden lassen sich nicht genau bestimmen, denn er hielt an einem anderen System fest: er sammelte seine Truppen nicht an einem Platz, sondern organisierte in den verschiedenen Kreisen besondere Freischärler-Abteilungen. Wenn wir aber die gesamten Streitkräfte Padlewskis berechnen, werden wir höchstens eine Zahl von etwas über 3000 Mann herausbekommen. Wenn wir die übrigen polnischen Streitkräfte in den sonstigen Landesteilen auf 3000 veranschlagen, so ist das schon ziemlich hoch gegriffen. Also verfügte der Aufstand über eine Höchstzahl von 15 000 Mann. Das war die Streitmacht, die das Land aufstellen konnte. Wäre der Glaube an eine bewaffnete Aktion größer gewesen, so hätte zweifellos diese Streitmacht bedeutend stärker sein können. Die genannte Zahl bekundet einen sehr niedrigen Stand des Selbstvertrauens auf polnischer Seite.

Wenn wir uns nun der Bewaffnung zuwenden, so müssen wir feststellen, daß sich diese in einem noch schlechteren Zustand befand. Infolge der mangelhaften Vorbereitung durch das Zentralkomitee waren die Waffen noch auf dem Transport aus fernen Ländern unterwegs. Infolgedessen waren die Aufständischen im ersten Abschnitt ihres Kampfes sehr dürftig bewaffnet, zumeist nur mit Sensen. Die Feuerwaffen waren recht minderwertig, größtenteils Jagdflinten, und nur Langiewicz hatte die ersten Transporte ausländischer Gewehre erhalten, die den russischen nicht nachstanden.

Diesem Zustand der Bewaffnung und der geringen Zahlenstärke entsprach auch die sehr schwache Organisation, die aus den einzelnen Abteilungen kein einheitliches, festgefügtes Ganzes zu schaffen vermochte. Ich erwähnte bereits die inneren Quertreibereien. Überdies herrschte in der

Organisation wenig gegenseitiges Vertrauen. Wenn wir aus diesen Zuständen einzelne Erscheinungen herausgreifen, so finden wir z. B. die Tatsache, daß nach der Schlacht bei Grochowiska eine Abteilung der Aufständischen infolge mangelnden Zusammenhalts völlig auseinanderstob. Unter solchen Umständen war die Kriegsarbeit zerrüttend.

Gehen wir jetzt zur Analyse der russischen Streitkräfte über, die zur Niederringung des Aufstandes aufgeboten waren. Aus den Zahlen, über die wir verfügen, kann man ebenfalls auf die verhältnismäßige Schwäche der polnischen Seite schließen. Die meisten Truppen hatte man verwandt, um Langiewicz zu bekämpfen. Sie nahmen an der Schlacht von Grochowiska teil. Es sind drei Bataillone, fünf Schwadronen und sechs Geschütze, zusammen 3000 Mann. Im Vergleich zur Zahlenstärke der im Kongreß-Königreich stationierten russischen Truppen haben wir im Süden die stärkste Anhäufung, die jedoch nur ein Dreißigstel der gesamten Armeestärke bildet. Dieser geringfügige Teil des Heeres wird mit der größten aufständischen Formation fertig. Zwar nahm die Schlacht bei Grochowiska einen ungünstigen Ausgang für die Russen, denn sie wurden infolge der Tatenlosigkeit ihrer Führer geschlagen, obwohl die Polen keine Kanonen besaßen. Wenn wir aber überblicken, was nach der Schlacht geschieht, so finden wir einerseits eine geschlagene Armee, die sich sammelt und auf einen neuen Angriff vorbereitet, andererseits aber eine siegreiche Armee, die am Tage nach dem Sieg kampfunfähig ist. Es ist also nicht verwunderlich, daß die geschlagenen Russen am nächsten Tag die siegreiche Aufständischen-Abteilung völlig auseinanderjagen.

Die von mir erwähnten drei polnischen Hauptkräfte entsprechen ebenfalls dem früheren Dispositionsplan. Größere

Formationen finden wir an anderen Plätzen, an denen keine Kriegsvorbereitungen getroffen worden waren, in diesem ganzen Zeitabschnitt überhaupt nicht. Ein Versuch ähnlicher Art war in Anbetracht des Eintreffens Mierosławskis im nordwestlichen Teil des Königreichs unternommen worden. Ich erwähne ihn, weil man Mierosławski in einer militärischen Geschichte des Aufstandes nicht übergehen kann, obgleich die Stärke dieser Formation sowie der kaum mehrtägige Aufenthalt Mierosławskis im Gebiet des Königreichs keinen Vergleich mit jenen anderen Abteilungen verdienen. Es war eine jener Episoden, die sich auch auf anderen Gebieten ereignet haben, einer jener Zwischenfälle, der in der örtlichen Lage nicht nur keinen Systemwechsel hervorrief, sondern nicht einmal eine sichtbare Spur hinterließ.

In der zweiten Hälfte des März werden alle Aufstandsvorbereitungen endgültig beseitigt. Langiewicz mit seiner Abteilung verschwindet, Lewandowski und dessen Streitkräfte gehen zugrunde, auch Padlewskis Truppen zerstreuen sich. Der Gedanke, größere Kampfformationen zu schaffen, der bisher einzelne Männer unbewußt beseelte, in dem noch Siegeszuversicht lag und in dem wir noch den Schwung des ersten Ansturms wahrnehmen, wird Mitte März zu den Akten gelegt. Von nun an finden wir keinen Kriegsgedanken mehr im Aufstand. Er verwandelt sich in eine bewaffnete Kundgebung, deren Geschichte sehr interessant ist, die man aber nicht mehr einen Krieg im eigentlichen Sinne des Wortes nennen kann.

Von den Schicksalen dieser Kundgebung und ihren besonderen Kennzeichen werde ich in meiner folgenden Vorlesung sprechen. Hier will ich nur erklären, daß ich mich deswegen so lange bei diesem ersten Abschnitt aufgehalten

habe und bestrebt war, die Aufmerksamkeit auf diese ersten Versuche zu lenken, weil sie allein etwas Kriegerartiges waren und sich durch Hoffnung auf Sieg auszeichneten. Sie waren ein tatsächlicher Widerstand gegen die Regierungsmacht. Schließlich tat ich es auch deswegen, weil alle Schattenseiten, alle Fehler und Schwächen gerade in dieser ersten Zeit ihren Anfang haben und sich mit aller Deutlichkeit beim rechten Namen nennen lassen. Die Grundlage für die Schwäche der Aufständischen wird sich nicht mehr ändern und die Lage der ganzen Bewegung in Zukunft sich nicht mehr bessern können, wenn auch größere Waffenvorräte eintreffen und die Menschen in den Kämpfen Erfahrung erlangen und sich tatsächlich zu Soldaten entwickeln. Der Aufstand wird nicht mehr imstande sein, diese Schwäche loszuwerden, die aus seinen ersten Fehlern stammt.

Darum ist dieser erste Abschnitt eigentlich auch für das Schicksal des Aufstandes entscheidend. Entweder errang man in jener Zeit die Möglichkeit und die Vorbedingungen für eine weitere Kriegführung, oder man ging zugrunde. Es ist unzweifelhaft, daß man die Grundlagen für weitere Kriegshandlungen hätte erkämpfen können. In dem Augenblick, als der Aufstand das nicht vermochte, war seine Sache militärisch verloren.

Das Gleiche geschieht in jeder Revolution und widerfährt auch jeder Revolution. Die ersten Anfänge sind entscheidend; denn der Glaube ist die Grundlage jeder Revolution. Wo er untergraben wird, kann von einem Sieg keine Rede mehr sein. In den Anfängen der Revolution gab es diesen Glauben. Padlewski mag ihn nicht gehabt haben, als er auszog, um sich zu opfern. Vereinzelte Führer mögen ihn auch nicht besessen haben, aber alle Verschworenen hatten ihn, er war da und gab den Aufständischen die

Kraft, einen Krieg mit dem Gefühl der Hoffnung und mit dem Gedanken an den Sieg zu führen. In dem Augenblick, als dieser Glaube untergraben wurde, als bereits der erste Schritt die Schwächen aufdeckte, als alle Versuche dem Feind das Übergewicht gaben, konnten nur außergewöhnliche Ereignisse und sittliche Kraft das Selbstvertrauen der Revolution heben.

Wenn ich mich derart lange beim ersten Abschnitt des Aufstandes aufgehalten habe, so tat ich das mit vollem Bewußtsein; denn hier war die Schmiede jenes Kriegsgedankens, der in Polen auch weiter lebendig bleiben sollte. Hier wurden die Lose des Aufstandes gezogen.

Wenn ich diese erste Periode des Aufstandes zusammenfasse, so muß ich an das erinnern, was diesen unglückseligen Zustand der Erhebung herbeigeführt hat, daran, daß jener Glaube an den Sieg und die Zuversicht durch fehlerhafte Vorbereitungen und schlechte Führung von Anfang an gebrochen wurde.

Zunächst also finden wir den Aufstand militärisch nicht vorbereitet. Wir sehen viel Sorge um die ideelle Entfaltung, um den Geist, aber wenig Sorgfalt um alles das, was zur Technik gehört. Sehr wenig Vorbereitungen waren getroffen, um das Menschenmaterial zu bearbeiten, sehr wenig Vorbereitungen hinsichtlich der Bewaffnung, wir sehen auch keine Pläne, die sich auf den wirklichen Lebensverhältnissen aufbauen. Infolgedessen erweist sich der polnische Vorstoß in dem Augenblick, als durch die Regierung zum bewaffneten Aufstand aufgerufen wird, einem Augenblick, auf den jede Revolution vorbereitet sein muß, als sehr schwach und die Moral des Feindes wenig erschütternd; eher läßt er sie fast unberührt. Wir sehen einen Vorstoß, der keine Ergebnisse zeitigt, die man als Sieg bezeich-

nen könnte. Weil sich aber die damaligen Aufständischen den Krieg und die Kriegsumstände ganz anders vorgestellt hatten, als sie in Wirklichkeit waren, sehen wir sogleich nach diesem schwachen Vorstoß eine allgemeine Ratlosigkeit, eine Zersetzung und Auflösung selbst jener Anfänge einer militärischen Organisation, die in der Anfangszeit aufgebaut worden waren.

Der Aufstand stößt auf das Fehlen eines Leitgedankens nicht nur in Warschau als dem Hauptzentrum des Landes, sondern auch an den Mittelpunkten der provinziellen Gewalt. Infolgedessen verfällt der Kriegsgedanke auf Gnade oder Ungnade seinem Schicksal. Er wird in so viel Richtungen zersplittert, wie es Führer gibt. Dadurch entsteht Unordnung in den Reihen der polnischen Aufständischen und schwächt die ohnehin bereits allzu schwache Seite, die jeder Freiwilligen-Armee anhaftet, noch weiter, und zwar sowohl hinsichtlich der Festigkeit ihrer Organisation wie auch ihre Zuversicht und ihr Vertrauen zu den Führern wie umgekehrt das Vertrauen der Führer in die Truppen.

Der damalige Aufstand stellte sich die Umstände eines Revolutionskrieges nicht sachlich vor, in die er doch mit Notwendigkeit hineingestoßen werden mußte. Er berechnete nicht gebührend den wichtigen Kriegsfaktor, der in der Tatsache lag, daß der Feind der Herr im Lande war. So rechnete er auch nicht damit, daß selbst eine sehr revolutionär gestimmte Bevölkerung Zeit braucht, um aus dem Zustand der Abhängigkeit zum Kampf überzugehen. Infolge dieser Fehler waren von der Aufstandsbewegung nicht alle Möglichkeiten ausgenutzt worden, um gleich in der ersten Periode möglichst viel Zeit zu gewinnen. Weil aber der Aufstand nach seinem ersten Schlag zu wenig Zeit zur Verfügung hatte, bilden sich in der Anfangsperiode so geringe

Kräfte, daß sie sogar im Kampf mit der ebenfalls schwachen russischen Streitmacht zerrieben werden. Dadurch schwand die Hoffnung, aus eigener Kraft einen Sieg erringen zu können, und die Revolution wurde an der Wurzel getroffen.

Es folgt nun die zweite Periode des Krieges, die eigentlich schon kein Krieg mehr war. Nur in technischer Hinsicht ist es ein Krieg. Aber man kann schwerlich eine Aktion Krieg nennen, die von der einen Seite nicht mehr um des Sieges willen geführt wird. Unter solchen Umständen, unter denen sich jetzt der Aufstand befand, wird der Krieg zu einer bewaffneten Kundgebung. Denn hier handelt es sich nur noch darum, Eindruck zu machen, Nebenziele zu erreichen — nicht um des Krieges selbst willen, sondern für eine bestimmte Politik. Für die Partei der „Weißen“ wird es also eine bewaffnete Manifestation sein, um bei den Kabinetten in Westeuropa Eindruck zu machen und dadurch eine bewaffnete Einmischung der Mächte herbeizuführen. Für die demokratische Partei, die sogenannten „Roten“ aber war der Aufstand eine Kundgebung, die für die Bauernmassen in Szene gesetzt wurde, um sie geistig auf den bewaffneten Kampf vorzubereiten, sie einander näherzubringen und dann — als Ergebnis dieser Geisteswandlung — zum allgemeinen Aufgebot aufzurufen.

Wir haben also einen Krieg, dessen Ziel der Fortbestand des Kampfes ist, und zwar seine Fortsetzung mit möglichst geringen Verlusten. Dahin hat es ein Kampfverfahren gebracht, bei dem die Initiative völlig in den Händen der Russen liegt und niemals in polnische Hände übergeht (wenn wir von einigen wenigen Fällen polnischer Angriffshandlungen absehen). Hier wird schon das Abschlagen eines feindlichen Angriffs und das glückliche Herausziehen

einer Abteilung aus dem Kampf, ohne daß sie sich zerstreut, als Sieg gewertet. Die Schlachten aber erhalten den Charakter von Nachhutkämpfen, bei denen einerseits die Verfolgung und andererseits die Flucht ausschlaggebend sind.

So sieht dieser neue Abschnitt des Kampfes aus, der mehr eine bewaffnete Kundgebung ist. Aus dem Unglauben wurde er geboren, und der eigene Sieg leuchtet ihm nicht mehr als erstrebenswertes Ziel voran.

Was die Taktik und die Kampfarmt der Russen anlangt, so lenken vor allem die Klagen über die Rücksichtslosigkeit ihrer Kriegführung und über die Kriegsgrausamkeiten gegenüber unbewaffneten Menschen die Aufmerksamkeit auf sich. Doch ist das ein System, Krieg zu führen, durch das sich stets alle Bürgerkriege auszeichnen müssen. Die Rücksichtslosigkeit des Feindes, sein Wille, den Krieg rasch zu beenden, die Schreckensherrschaft gegenüber der Bevölkerung — das alles ist eine zweckentsprechende Handlungsweise. Vom militärischen Standpunkt aus darf man sich nicht darüber beklagen, denn man muß das immer erwarten. Es ist ein Kampfmittel, das jeder, sei er nun Russe oder Engländer, überall und zu allen Zeiten anzuwenden suchen wird, um die Revolution abzuwürgen. Eine Sentimentalität, die über solche Raubzüge Klagen anstimmt, ist nicht am Platze, wenn man Fragen des Krieges betrachtet. Darin liegt nämlich ein Mittel, um auf die Geistesverfassung der Bevölkerung einzuwirken. Jede Revolution bringt verschiedenartige Äußerungen der moralischen Kraft mit sich, die ihre eigentliche Grundlage bildet. Wie soll man da vom Feinde verlangen, daß er dieser Kraft nicht seine Aufmerksamkeit zuwendet? Rücksichtslosigkeit ist ein Kampfmittel, das bei der Bekämpfung der Revolution erfolgreich

ist. Fehlt diese Rücksichtslosigkeit, so könnte das nur als ein Vorwurf der falschen Kriegführung hingestellt werden.

## Neunte Vorlesung

(15. Mai 1912)

In der letzten Vorlesung sprach ich von dem System der Rücksichtslosigkeit im Kriege, das durch die Russen angewandt wurde. Von polnischer Seite verstand man ihr nicht eine entsprechende Rücksichtslosigkeit entgegenzustellen. Die Polen wichen vor dieser Kriegsnotwendigkeit zurück, und darum mußten die Russen die Zweckmäßigkeit ihrer Methode um so mehr gutheißen. Kurz nach den ersten Vorfällen, bei denen Dörfer und Städte zerstört wurden, erschien ein Befehl der National-Regierung, daß man Kämpfe in der Nähe von Städten und Dörfern vermeiden mußte. Aus Rücksicht darauf mußten die Führer oft den Kampf an ungeeigneten Stellen aufnehmen und häufig bereits besetzte Stellungen aufgeben, obwohl die Städte und Dörfer für eine starke Verteidigung günstigere Bedingungen boten. Die Rücksichtslosigkeit der Russen wäre zweifellos nicht so stark gewesen, wenn die Polen eine entsprechend große Macht dargestellt und nicht durch ihr Ausweichen ein Zeugnis ihrer Schwäche gegeben hätten. Im Kriege kann man Rücksichtslosigkeit nur mit Rücksichtslosigkeit beantworten. Die Partei, die nicht entschlußfähig ist, wird sich bei den Kriegshandlungen stets als die schwächere erweisen.

Bei der Prüfung der russischen Kampftechnik springt in die Augen, daß sie meistens die Bewegungen verschiedener Truppenkolonnen auf einen Mittelpunkt zu lenken suchten, an dem sie das Vorhandensein einer polnischen Streit-

macht vermuteten. Diese Bewegungen unternahm man auf Grund einer gegenseitigen Verständigung, was davon zeugt, daß die russischen Verbindungen durch die aufständischen Streitkräfte nicht bedroht waren und daß keine entsprechende Aktion den kombinierten russischen Manövern entgegenwirkte. Dieses System gehört übrigens auch zu denjenigen, die man nur gegen einen schwächeren Gegner anwenden kann, bei welchem an und für sich jeder Teil der Streitkräfte schwächer als der Feind ist, so daß sie erst zusammgezogen eine beträchtlich größere Kraft bilden. In dieser Lage hat eine Abteilung, die sich kräftig genug fühlt, die Möglichkeit, sich ihrer Situation zu entziehen, indem sie die einzelnen feindlichen Gruppen einzeln schlägt. Dieser Plan war seinerzeit das Kriegsprinzip Napoleons, der damit durch die ganze Welt kam. Dazu kann man sich aber nur aus dem Gefühl der eigenen Kraft aufraffen. Im Gefühl der eigenen Schwäche, wie es bei den Polen der Fall war, rettete man sich, indem man zwischen den Maschen des Netzes durchschlüpfte. Das war nicht so schwer und gelang meistens.

Russischerseits war es nicht möglich, ein anderes System als das erwähnte zu wählen; denn die Bevölkerung versagte beim Erkundungsdienst ihre Hilfe, sie führte vielmehr im Gegenteil die russischen Abteilungen auf eine falsche Fährte und weigerte sich, Aufklärungen zu geben. Daher waren die russischen Truppen genötigt, zu jenen Mitteln zu greifen. Im englischen Burenkrieg z. B. sehen wir ebenfalls Heeressäulen konzentrisch bestimmten Mittelpunkten zustreben. Die Buren verstanden es, ähnlich wie die Polen im Jahre 1863, diesen feindlichen Netzen verhältnismäßig leicht auszuweichen.

Nach diesem ersten Abschnitt, dessen Prüfung ich etwas

mehr Zeit gewidmet habe, folgt etwas, das der Aufstand anscheinend erwartet hatte. Es kommt ein Anwachsen der Kräfte, eine Verbesserung der zahlenmäßigen Stärke durch die Qualität des Truppenmaterials, es kommt eine Verstärkung der Macht, die der Aufstand verkörpert. Ein drei Wochen langes Ausharren in diesem Zustand, ohne daß alle Versuche gescheitert wären, der Versuch, eine Armee auf die Beine zu stellen, hätte zweifellos — im Vergleich damit, was Anfang März geschehen war — eine Steigerung der Macht der einzelnen Abteilungen bewirkt. Hier gerade wird es offenbar, wie wichtig das Problem der Zeit war, von dem ich früher gesprochen habe.

Freilich kommt der Zustrom an Kräften nicht von jener Seite, von der ihn die Führer des Aufstandes erwartet hatten. Diese Kraftsteigerung entsteht infolge des Übertritts der gemäßigten Partei zur Revolution. Nachdem sie ihre schwankende Haltung in der Hoffnung auf ein Eingreifen der Großmächte aufgegeben hat, stellt sie sich offen auf die Seite des Aufstandes. Da es sich bei ihr um die wohlhabende und gebildete Volksschicht handelt, wächst dadurch die Macht der Aufstands-Regierung. Ihr Netz überspannt nun das ganze Land. Sie hat überall ihre Vertreter, die sich Gehör zu verschaffen vermögen, und sie wird schließlich zu einer Nationalregierung, die man nicht brechen und nicht fassen kann.

Andererseits kommt auch aus Galizien und aus dem Posenischen Hilfe, wo die politischen Hoffnungen auf eine Intervention noch lebendiger waren und wo die Vorbereitungen zum Kampf leichter als im Kongreß-Königreich vonstatten gehen konnten. Hilfe an Menschen und an Waffen kommt von dorthier. Von nun an sind die Aufständischen-Abteilungen viel besser als in der ersten Periode be-

waffnet. Wir haben jetzt nicht mehr das große Übergewicht der unbewaffneten Leute festzustellen. Die Bewaffnung der meisten Aufständischen ist von nun an derjenigen des Feindes qualitativ ebenbürtig. Die Abteilungen zählen jetzt bis zur Hälfte Leute, die mit Karabinern und Gewehren bewaffnet sind. In ständigem Kampf wird echtes Kriegshandwerk großgezogen; die Menschen gewinnen Erfahrung. Zuletzt strömen den Kämpfenden auch noch fachmännische Kräfte zu: Offiziere aus der russischen, österreichischen und preußischen Armee treten in ihre Reihen ein. Auch der Zufluß von Emigranten aus dem Ausland ist groß. Wir haben jetzt also Umstände, unter denen sich der Aufstand viel stärker fühlen konnte und eine bedeutend größere Macht besaß.

Doch der Aufstand, in den schon in seinen Anfängen Desorganisation eingedrungen war, als bereits damals in ihm der Glaube und die Hoffnung erschüttert wurden, konnte sich von den Folgen dieser ersten Zeit nicht mehr erholen. Vor allem bleibt der schwere Mangel an einer geeigneten Führung des Kampfes immer fühlbar. Warschau und die Mittelpunkte der Wojewodschaften übernehmen diese Führung nicht. Es besteht zwar ein Kriegsdepartement, aber es befaßt sich mehr mit der Erledigung laufender Verwaltungsgeschäfte, mit Ernennungen, mit der Beschaffung von Waffen und Munition, mit der Uniformierung usw. Dieses Departement erfüllt eigentlich die Funktionen einer Kriegskanzlei, aber es leitet nicht den Krieg im wahren Sinne des Wortes.

Die Führung versuchen die einzelnen Wojewoden in die Hand zu nehmen. Die einen wünschen alle bewaffneten Kräfte, die in der Wojewodschaft vorhanden sind, an einer Stelle zu sammeln, so z. B. in der Wojewodschaft Sandomir

oder Lublin. Das führt zu keinem Ergebnis. Eine größere Truppenansammlung an einer Stelle zieht sofort die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich, der die bereits zusammengezogenen Abteilungen wiederum zu zerstreuen sucht.

Andererseits nehmen allerhand schlechte, anarchische Gewohnheiten überhand: die Führer betrachten ihre Abteilung als ihr persönliches Eigentum. Es entstehen so starke Reibungen, daß bereits zusammengezogene Abteilungen sich wieder in so viele Teile spalten, wie es vorher gab.

Der Wojewode von Masowien, der Oberst Callier, durchstreifte bei der Organisierung seiner Wojewodschaft das ganze Gebiet an der Spitze einer Reiterabteilung und nahm die einzelnen Teile für einen gewissen Zeitraum in seine Gewalt. Dann überließ er sie bald wieder ihrem eigenen Schicksal, um wieder anderwärts zu sein und so seine zersplitterten Streitkräfte durch bewegliche Reiterabteilungen zu decken.

Jetzt zergehen aber alle diese Bemühungen wie Seifenblasen; denn die Initiative hat der Feind, und er macht jeden Plan durch seine Kriegshandlungen zunichte, denen sich die polnische Seite nicht entgegenzustellen vermag. Wir sehen also, wie der Kriegsgedanke ohne Führung bleibt, wie er sich in den Köpfen einer Anzahl von Führern ausbildet, die sich selbst überlassen sind. Und dieser Gedanke lautet, wie ich das bereits früher sagte: Ausharren. Die einen denken dabei an die kommende bewaffnete Intervention der Mächte, die anderen warten auf die allgemeine Erhebung des ganzen Volkes. Bei dieser Fortdauer der Dinge wird das System der Kriegführung von denen diktiert, welche die Initiative besitzen, die sozusagen freie Hand haben, die als erste die Karten ausspielen: von den Russen. Diesem Kampfsystem passen sich dann die Polen auf

verschiedene Art und Weise an. Und da sich jede Abteilung nicht kräftig genug fühlt, so sehen wir meistens ein System von Märschen, ein System der Rückzüge, das die Truppen erschöpft und dazu führt, daß jede Abteilung bei solchen Märschen durch Desertion mehr verliert, als sie in einer noch so blutigen Schlacht einbüßen könnte. Solche Abteilungen werden nach einem Monat einer derartigen Tätigkeit nicht durch Kämpfe, sondern durch übermäßige Ermüdung aufgerieben.

Ein unerreichbarer Meister in dieser Lage war der alte Czachowski, der sich unter den schwersten Verhältnissen in der Wojewodschaft Sandomir zu behaupten wußte. Lange Zeit hindurch bildete er mit seiner Abteilung im Gebiet zweier Wojewodschaften die einzige Streitkraft und spielte hier die Rolle eines Wolfs, der durch Wälder und Forsten verfolgt wird. Er war nämlich wohl der einzige Führer, der bei seinen Kämpfen eine wirkliche Geländekenntnis besaß.

In dieser Periode werden wir also selten Kämpfen begegnen, die mit Vorbedacht aufgenommen wurden und den Willen zum Sieg in sich trugen, also vorbereitete Kämpfe. Sie alle tragen vielmehr die Merkmale der Zufälligkeit und Planlosigkeit. Nicht die Kraft regiert die Dinge, sondern der blinde Zufall. Kämpfe, die man mit Überlegung aufnimmt, sind selten, und sie führen immer zu sehr langen und blutigen Gefechten, die den jungen Truppen alle Ehre machen. Ein Beispiel dafür ist der Kampf bei Ignacewo, der von General Taczanowski nach langen Märschen aufgenommen wurde. Er wurde eine der blutigsten Schlachten des Jahres 1863. Die zweite Schlacht ist der von General Jeziorański zweimal angebotene Kampf bei Kobylanka, wo man dank einer gut gewählten Stellung und der geschickten Verwendung von Befestigungen die Russen zweimal zurück-

schlug und ihnen sogar die Artillerie fortnahm. Das dritte Gefecht ist dasjenige, das unter der Führung Jozef Trąpczyńskis in der Wojewodschaft Plock von einem aus 200 Mann bestehenden Häuflein gegen 1500 Mann mit vier Geschützen geliefert wurde. Zwei Tage lang beschießen die Kanonen die Stellungen der Aufständischen und müssen unverrichteter Dinge wieder abziehen. Diese Gefechte, die von den Aufständischen mit dem festen Entschluß zu kämpfen angenommen wurden, erlaubten auch, mit Befestigungen zu operieren.

Waren die Fälle der absichtlichen Annahme eines Gefechts an und für sich selten, so war der Entschluß, zum Angriff überzugehen und sich in einen aggressiven Kampf zu stürzen, eine noch seltenere Erscheinung. Zu einer solchen Kraftanstrengung, zu einem solchen Mut im Bewußtsein der eigenen Schwäche entschlossen sich nur sehr wenige. Um so angenehmer ist es mir, ihre Namen ehrenvoll zu nennen. Zu ihnen gehören Ignacy Mystkowski in der Wojewodschaft Plock, der selbst den stärksten Feind kühn anzugreifen pflegte, und Zygmunt Chmieliński in der Wojewodschaft Sandomir, der das Prinzip hatte, im offenen Kampf vorwärtszumarschieren. Zu diesen zählt auch Kruk-Heydenreich, der den berühmten Kampf bei Żyżyn bestand und dabei den unbestrittensten Sieg während des ganzen Aufstands-Feldzuges errang, indem er der russischen Abteilung eine völlige Niederlage beibrachte. Andere versuchten zuweilen im Kampf anzugreifen, überfielen Poststationen, Lagerhäuser und Streifwachen, führten aber keine Kämpfe größeren Stils durch.

Am seltensten jedoch waren jene Kämpfe, die den größten Erfolg hätten haben können, nämlich die Kämpfe, die nach einem gemeinsamen Plan durch gedanklich zusam-

menhängende Manöver verschiedener Abteilungen ausgeführt werden mußten. Zu einer solchen Höhe der Kriegführung waren die Aufständischen infolge ihrer inneren Desorganisation nicht reif. Es war niemand da, der diese verwickelten Manöver hätte befehligen können. Es gab keine Autorität, welche die einzelnen Abteilungen dazu zwingen konnte. Die Leute verweigerten bei jeder Gelegenheit den Gehorsam. Eigentlich war es eine Ansammlung von Gruppen, die kein Vertrauen zueinander hatten. Und doch zeitigten die seltenen Fälle ihres Zusammenwirkens stets schöne Ergebnisse. Ein Beispiel solchen Vorgehens ist die gemeinsame Aktion von Young und Ludwik Oborski, die durch ein vereintes Manöver eine ziemlich starke russische Abteilung nicht nur aufs Haupt schlugen, sondern sie auch über die Landesgrenze warfen. Das geschah auf den Feldern von Nowa Wieś. Am Tage nach dem Siege jedoch gehen diese Abteilungen wieder auseinander, weil sie sich nicht einem gemeinsamen Befehl unterstellen wollen und die Führer sich nicht untereinander verständigen konnten. Ebenso wurde die Schlacht bei Drażdżewo durch Trąpczyński gewonnen, aber nicht aus eigener Kraft, sondern dadurch, daß der Feind von anderen Aufständischen-Abteilungen im Rücken angegriffen wurde.

Wenn wir die Geschichte des Aufstandes überblicken, so werden wir außer diesen beiden Schlachten und gewissen erfolglosen Versuchen, die von Heydenreich und Czachowski unternommen wurden, keinen ähnlichen Fall dieser Art finden. Man kann daraus schließen, wie weit die Desorganisation ging und wie sehr sich das Fehlen einer Führung bei den Aufständischen schon eingebürgert hatte.

Was die Zahlen betrifft, so veranschaulichen sie uns bedeutend kleinere Abteilungen als in der ersten Aufstands-

zeit. Eine größere Ansammlung von Kämpfern, den Ansatz zu einer Armee finden wir nicht mehr. Selten erreichten die zusammengezogenen Abteilungen eine Stärke von 2000 Mann, am häufigsten sind Gruppen von weniger als 1000 Mann.

Die Bewaffnung dieser Abteilungen ist bedeutend besser. Mit den Gewehren und Karabinern, die man bei den Aufständischen erbeutete, konnte man die Kosaken bewaffnen. Und wenn auch noch immer nicht in genügendem Maße Waffen vorhanden waren, so fehlten sie doch nicht mehr so sehr wie in der ersten Periode des Aufstandes. Woran fühlbarer Mangel bestand, war die Munition, und das war das Unglück für diesen Zeitabschnitt. Die Schwierigkeit, Munition in genügenden Massen heranzuschaffen, die betreffenden Depots zu sichern und die einzelnen Abteilungen mit Trains zu versehen, hat die Geschicke des Aufstandes in dieser Zeit sehr schwer belastet. So begegnen wir oft der Tatsache, daß selbst Abteilungen, die mit guten Feuerwaffen ausgerüstet sind, hilflos werden, weil sie eigentlich nur mit einem Prügel in der Hand verblieben.

Nun will ich noch einige allgemeine Zahlen anführen: Nach meiner Berechnung betrug im August, als die zahlenmäßige Stärke des Aufstandes am größten war, ihre Höhe 30 000 Mann. Dagegen stellten die Russen, nachdem sie ihre Truppenzahl vergrößert hatten, ungefähr 180 000 Mann auf. Im Vergleich zu der winzigen polnischen Armee haben wir also eine sechsfache Übermacht gut bewaffneter russischer Truppen, die an nichts Mangel litten. Fragen wir uns, wie es kommt, daß eine große Armee so lange Zeit hindurch mit diesem winzigen Häuflein nicht fertig werden konnte, so ist die einzige Erklärung dafür die unerhörte Macht, die sich der Aufstand in seiner Zivilorganisation ge-

schaffen hatte. Ohne den Schutz und Schirm dieser Organisation, die jede Abteilung wie eine liebende Mutter mit ihrer nimmermüden Fürsorge umgab, die ihre Kräfte aufopferte, um über jede Gruppe zu wachen, wenn diese ausruhte, um ihr Nachrichten, Essen und alles zu liefern, dessen sie bedurfte, ohne diese hingebende Hilfe hätte sich der Aufstand nicht zwei Monate halten können! Nur diese Spannkraft der unsichtbaren Regierung, die sich nicht ergreifen ließ und bei allen eine so gewaltige Autorität besaß, rettete die schwierige Lage, in der sich der Aufstand befand. Nur dank dieser Organisation war er imstande, so lange auszuhalten.

Gegen Ende des Jahres 1863 fällt die zentrale Gewalt — leider bereits zu spät — einem Manne zu, der durch die Macht seines Willens, durch seine Fähigkeit zu regieren den Aufstand über die schwierigsten, nämlich die Wintermonate hinwegzubringen verstand. Er war der einzige wirkliche Diktator des Aufstandes, der ihn auf seinen Schultern noch bis zum Frühling hinüberzutragen vermochte. Dieser Mann war General Romuald Traugott. Von seinen letzten Versuchen einer militärischen Reform werde ich in meiner folgenden Vorlesung sprechen.

## Zehnte Vorlesung

(17. Mai 1912)

Bereits mit dem Beginn des Winters 1863 zwangen die Witterungsverhältnisse zur Einschränkung der militärischen Kampfkraft, zumal da diese Kampfkraft schon von selbst immer kleiner und schwächer wurde. Im Oktober kommt Traugott nach Warschau, der nun die Leitung in die Hand nimmt und durch seine außergewöhnliche Tatkraft den

Aufstand bis zum Frühling 1864 aufrechterhält. Seine Herrschaft ist die einzige tatsächliche Diktatur dieser Zeiten. Er allein herrschte wirklich, während er an der Spitze der bürgerlichen Regierung in Polen stand. Überdies war er der erste Soldat nach Padlewski, der an die Spitze der Regierung gestellt wurde, ein Soldat, der in mehreren Kriegen Rußlands seit 1849 seine Erfahrungen erworben hatte. Es ist nicht verwunderlich, daß er seine Aufmerksamkeit der Zerrüttung zuwandte, die sich in die ganze Kriegsleitung der Aufständischen eingeschlichen hatte. Er versucht auch sogleich nach der Übernahme der Regierung Wandel in den Zuständen zu schaffen, überall Ordnung und Regelmäßigkeit einzuführen und andererseits der Kriegführung eine gewisse allgemeine Richtung zu geben.

In organisatorischer Hinsicht sucht er die bereits bestehenden Aufständischen-Abteilungen auf den Grundlagen einer regelrechten Armee umzubauen. Er teilt also die Abteilungen in Bataillone, Schwadronen und dergleichen ein und überträgt Offizieren die Führung, teilt das Ganze in Korps ein, deren er vier bildet, und versucht so dem Kriegswesen eine feste Rangordnung zu geben, die den verderblichen Einfluß der zerrüttenden Desorganisation unmöglich machen soll.

Als Grundlage für die Belebung der Aufstandsbewegung verbot er namens der Regierung streng, einzelne Abteilungen aufzulösen. Ebenso verbot er die sogenannte Flucht über die grüne Grenze, die bei den Aufständischen gang und gäbe war. In einem besonderen Erlaß drohte er den Offizieren, die sich diesen Anordnungen entziehen würden, Ächtung und Ausstoßung aus dem Offizierkorps an.

Er brachte in den galizischen Abteilungen und in denjenigen aus Posen endlich auch eine Gesundung der Zu-

stände fertig. Diese Abteilungen brauchten unendlich viel Zeit, um sich zu organisieren, und wählten ihren Standort unweit der Grenze. Während der allzu langen Organisationszeit gaben sich diese Gruppen viel zu sehr mit geheimbündlerischen Dingen ab, und ihr Geheimnis drang über die Grenze, was es dann den russischen Truppen möglich machte, stets in Bereitschaft zu sein. Traugutt verbot, in Galizien oder im Posenschen Aufständischen-Abteilungen zu bilden. Dagegen befahl er, daß sich die Freiwilligen den im Kongreß-Königreich schon bestehenden Formationen anschlossen.

Dieser Versuch, auf den bereits vorhandenen Grundlagen eine Armee zu bilden, kam entschieden zu spät. Damals konnte schon keine Rede mehr davon sein, daß sich der Aufstand noch einmal auf jenen Stand heben ließ, den er noch im Sommer oder im Frühjahr innegehabt hatte. Die moralische Kraft des Volkes und seine Hoffnung waren in hohem Maße untergraben. Der revolutionäre Optimismus hatte sich schon in einen ganz rückhaltlosen Pessimismus zu verwandeln vermocht. Daher begann es auf allen Plätzen an Menschen zu fehlen. Die bürgerliche Regierung empfand auch immer stärker die großen Lücken, die sich stets wieder bildeten. Die Nationalregierung war gezwungen, mittelmäßige, ungeübte Kräfte einzusetzen, um sich nur einigermaßen über Wasser zu halten. Traugutts unbeugsamer Wille jedoch ließ es nicht zu, daß der Aufstand zusammenbrach. Seine letzten Anordnungen betrafen das allgemeine Volksaufgebot. Die von ihm ausgearbeitete Dienstweisung für dieses letzte Aufgebot zeichnete sich durch revolutionäre Rücksichtslosigkeit aus. Er entschloß sich, Rekrutenaushebungen durchzuführen, gleichviel ob die Rekruten willig waren oder nicht.

Ich wiederhole: diese Willensstärke Traugutts, seine Tatkraft und sein fachmännisches Wissen brachten nicht mehr diejenigen Ergebnisse, die sie zu Beginn der Revolution hätten zeitigen können. Der Aufstand ging unwiderruflich seinem Ende entgegen. Die geistige Kraft war geschwunden, so blieb die materielle vollständig in der Luft hängen. Wir sehen einen schnell fortschreitenden Verfall der bürgerlichen Regierung und einen Niedergang der Anfänge eines Polnischen Krieges, den man noch im Jahre 1863 geführt hatte. So stirbt allmählich sogar die bewaffnete Kundgebung ab. Aber infolge einer gewissen soldatischen Tüchtigkeit, und weil die Kämpfe des Jahres 1863 gerade die Stärksten, Widerstandsfähigsten und der Sache am heißesten Ergebenen überdauert hatten, so zeichnen sich sogar diese Kämpfe aus dem letzten Abschnitt des Aufstandes noch durch Kraft und Schneid aus. Der Winterfeldzug des Generals Bosak-Hauke, dem Oberst Chmieliński tatkräftig beistand, zählt zu den besten dieses Krieges. Seine Schlachten sind militärisch von höherem Wert als die früheren Kämpfe der Aufständischen. Noch im Februar 1864 nimmt eine von Haukes Abteilungen Opatów im Sturm ein. Die russischen Truppen müssen große Opfer bringen, um die Stadt zurückzuerobern, und der wütende Kampf tobt etwa 15 Stunden lang. Aber als mit der geistigen Kraft des Aufstandes seine revolutionäre Grundlage zusammenbricht, versinkt auch die Hoffnung auf eine Wiederbelebung der Aufstandsbewegung im Frühjahr 1864.

Den Todesstoß versetzte der Revolution Traugutts Verhaftung am 11. April. Durch sie wurde die letzte Nationalregierung völlig desorganisiert. So brach der Aufstand in sich zusammen.

Wenn ich den Hauptfehler der Kriegsidee des Aufstan-

des ausdrücken soll, so muß ich sagen, dieser Fehler lag im Mißverständnis der Rolle der Verschwörung in einer Revolution. Ich sprach schon von der Einteilung der Bevölkerung in organisierte und nichtorganisierte, sprach auch davon, daß eigentlich nur die Verschwörung organisiert war. Im Aufstand von 1863 standen über 20 000 Menschen zusammengeschlossen neben viereinhalb Millionen, die nicht zusammengeschlossen waren. Die Stärke der revolutionären Bewegung entspricht indessen nicht im mindesten dem an Zahl so geringen Häuflein verbündeter Männer. So entsteht die Täuschung, daß die vorhandene geistige Kraft viel größer ist als die Kraft, welche die Verschworenen verkörpern, daß sich diese ringsum weit zerstreute moralische Kraft wirklich für militärische Zwecke nutzbar machen läßt, daß man sie durch irgendein Wunder für Kampfaufgaben bereitstellen kann, als wäre es eine tatsächliche, brauchbare Kraft.

Diese Täuschung, eine solche falsche Rechnung finden wir sehr oft bei Revolutionären. Das Jahr 1863 bildet in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Doch beweist gerade auch dieses Jahr, daß man für Kriegszwecke nicht mit einer geistigen Kraft als mit einem sinnfälligen, wirklichen Wert rechnen kann. Zu Kriegszwecken darf man nur mit dem rechnen, was man in der Hand hat, und sein Vorgehen entsprechend seiner Kraft planen. Daraus entsprang die blutige Fehlrechnung der Aufständischen hinsichtlich der eigenen Kräfte und ihre so auffällige Unfähigkeit, sich davon Rechenschaft zu geben, in welcher Lage sich der Aufstand am Tage nach dem Ausbruch befinden würde. Daraus folgt weiter das Fehlen eines Willens, seine Absichten bis in alle Einzelheiten planmäßig festzulegen. Wir haben es mit einem Gefühl des Wachsens zu tun: lohnt es sich, etwas mit dem

zu planen, was man heute in der Hand hat, wenn doch das, was morgen sein wird, viel größer sein muß?

Darum hat die organisierte Kraft, d. h. die Verschwörung, nicht dasjenige Ergebnis gezeitigt, das sie hätte haben können. Sie hätte aber eine Reihe von notwendigen Elementen geben müssen: einen Plan für den Ausbruch der Revolution, der für die Feinde wie für die Freunde eine Überraschung gewesen wäre und dadurch den Sieg hätte vorbereiten können, sobald die nicht organisierten Menschen aus einem im militärischen Sinne untätigen Zustand zu einem tätigen übergingen. Und schließlich hätte sie auch feste Formen geben müssen, zwar nicht zahlreich, aber überall im Lande verstreut, damit die nicht organisierten Kreise der Organisation eine Stütze sein konnten.

Ohne diese Vorsorge entflammte der Aufstand wie Pulver, das man verstreut hatte, und nicht wie Pulver, das geladen war. Es entlud sich zwecklos mit einer unbestimmten Kraft, als wäre es nur zufällig zur Entzündung gekommen.

Das ist der grundsätzliche Fehler, der in hohem Maße dazu beitrug, daß sich der Aufstandskrieg nur so schwach entfaltete.

Wenn Sie nun an mich die Frage richteten, ob nach Durchführung all dieser Verbesserungen der Aufstand siegreich verlaufen wäre, so könnte ich — ehrlich gesagt — auf diese Frage nicht bejahend antworten. Denn die politischen Umstände berechtigen nicht zu hoffnungsvollen Annahmen in dieser Hinsicht. Die Hauptgrundlage der Demokraten — eine russische Revolution — hatte gänzlich versagt. Die Hauptstütze der Gemäßigten — eine Intervention der Westmächte — war ebenfalls eine Täuschung. Die polnischen Kräfte aber waren den russischen so ungleich, daß man mit ihnen keinen Sieg erringen konnte.

Wenn es mir jedoch um eine kritische Wertung der Ereignisse und der Kriegslage zu tun war, so deshalb, weil bei einer besseren Kriegführung, als sie im Jahre 1863 bestand, der Aufstand vermutlich mit anderen Überlieferungen zu Grabe gegangen wäre, als er sie seinen Söhnen hinterlassen hat. Er wäre dann nicht so fast ganz ohne Erben gestorben, wie es der Fall war.

Und zum Schluß erlauben Sie mir eine Abschweifung. Die ganze Zeit hielt ich während meiner Vorträge alles im Zaum, was Gefühl heißt. Ich suchte möglichst unparteiisch die begangenen Fehler darzustellen; ich war bestrebt, jedwede Spur von Zuneigung für die Kämpfenden beiseitezulassen. Aber jedesmal, wenn von meinen Lippen Worte der Mißbilligung kamen, mußte ich befürchten, zu jenen gezählt zu werden, die diesen Aufstand so schändlich abgelehnt haben und denen ich in meiner Einleitung einige Worte gewidmet habe, zu jenen, die das Jahr 1863 aus Gedächtnis und Herzen tilgen und dieser ganzen Zeit das Wort „Sünde“ aufprägen möchten.

Ich gestehe offen, daß meine Aufgabe sehr schwer war. Ich tröstete mich damit, daß Sie, meine Herren, meine Aufgabe verstehen und es begreifen werden, wie aufrichtig ich wünsche, zwischen der gegenwärtigen Generation und der des Jahres 1863 eine Brücke zu schlagen. Und ich glaube, wenn ich die Menschen jener Zeiten vor mir hätte, so würden sie zu mir so sprechen, wie ich es mir jetzt oft selber sage: „Wir sind nicht vergebens zugrunde gegangen, aus unserem Tod kann für euch eine Lehre fließen.“

**Das Verhältniß von Wehrmacht und  
Volksgemeinschaft im Jahre 1863**

*Am 63. Jahrestage des Januaraufstandes, am 24. Januar 1926, veranstalteten die Offiziere des Generalstabs im Großen Saal der Fährichschule in Warschau diesen Vortrag des Marschalls Pilsudski. Zahlreiche alte Kämpfer des Aufstandes von 1863, über zwanzig Generäle mit dem damaligen Kriegsminister General Żeligowski an der Spitze und über tausend Offiziere waren bei dem Vortrag anwesend.*

Meine Herren!

Mit Ihnen gemeinsam soll ich den Jahrestag des letzten Aufstandes von 1863 ehren. Ich habe aber heute eine andere Zuhörerschaft vor mir, als ich sie gewöhnlich in diesen Januartagen hatte. Ich sehe Offiziere vor mir, die das Heer verkörpern, also Männer, die Kriegshandlungen anders betrachten müssen als Menschen, die keine Uniform tragen. Darum will ich mich in meiner heutigen Rede weder an Ihre Gefühle noch an Ihre Leidenschaften wenden. Ich werde zu Ihrem Verstande und zu Ihrer Vernunft sprechen.

Die Zeit von 1863 ist ein Kriegsabschnitt. Aber die geschichtliche Arbeit über den Krieg von 1863 ist so vernachlässigt worden und verfügt über so geringe Quellen, daß ich die Erforschung der Ereignisse dieses Krieges wohl zu den schwierigsten Arbeiten zählen muß, denen ich in meinem Leben, bei meinen zahlreichen Studien über die Kriege der verschiedenen Staaten und Völker begegnet bin.

Heute kann ich in der kurzen mir zur Verfügung stehenden Zeit nicht in meiner Rede die Vorlesungen wiederholen, die ich vor 11 oder 12 Jahren gehalten habe. Ich kann hier weder über den Charakter dieses Krieges noch über die einzelnen Führer, die sich gut oder schlecht geschlagen haben, Betrachtungen anstellen. Ich kann auch nicht die damalige Taktik schildern oder von der damaligen Bewaffnung sprechen, denn das würde zu viel Zeit in An-

spruch nehmen. Darum habe ich mich entschlossen, aus den Ereignissen des Jahres 1863 ein besonderes Thema herauszugreifen, um bei seiner ruhigen und eingehenden Betrachtung über eine Zeit nachzudenken, deren Kinder wir sind. Ich werde ein Thema behandeln, das alle bewegen muß, die zum Soldatenstand gehören, denn es ist heute am dringlichsten: das Verhältnis der Wehrmacht zu ihrer Umwelt und dasjenige dieser Umwelt zur Wehrmacht.

Diese Fragestellung ist eine ewige, denn ewig sind bis jetzt die Kriege. Die Fragestellung hat in der Neuzeit eine wichtige Notwendigkeit erhalten, denn auf der ganzen Welt huldigt die Wehrmacht jetzt dem Grundsatz, daß ein Krieg nur dann erfolgreich geführt werden kann, wenn die Bemühungen der Wehrmacht mit den Bemühungen des ganzen Volkes, des ganzen im Kriegszustand befindlichen Staates zusammentreffen. Eben darum muß jedem Soldaten, der etwas über sich selbst nachdenkt, das Problem dieses Verhältnisses von Volk und Staat, aus dem die Kraft zur Kriegführung strömen soll, zu ihm, zur Wehrmacht sehr gegenwärtig sein. Auf Grund geschichtlicher Forschung wage ich zu behaupten, daß es keine wichtigere Zeit und keinen größeren Sieg des Kriegsgeistes gibt als das Jahr 1863.

Polen, dessen Geschichte ich unter diesem Gesichtspunkt manchmal zu überblicken suchte, hat niemals, auch wenn man die heutigen Zeiten nicht ausnimmt, diese Aufgabe so erfolgreich und weitgehend gelöst wie im Jahre 1863.

Meine Herren, ich werde über diese Fragen in Vergleichen sprechen und gleichzeitig die verschiedenen Epochen, die Polen durchlebt hat, forschend und ergründend überschauen. Diese Zeitabschnitte will ich mit jenem vergleichen, den ich für den heutigen Vortrag gewählt habe.

Wenn wir in die Anfänge der geschichtlichen Zeit Polens zurückgehen, so finden wir die Wehrmacht so aufgebaut, wie es die damalige Welt allgemein zu tun pflegte. Es ist die königliche, fürstliche Wehrmacht, die ihre Streitkräfte dergestalt aus dem Volke schöpfte, daß sie die Menschen fast gewaltsam zum Heeresdienst oder zum Dienst für die Wehrmacht aushob, ohne danach zu fragen, ob sie es wollten oder nicht. Sie tat es mit Gewalt und schuf so eine Wehrmacht, die fast ausschließlich aus königlichen oder fürstlichen Heerbannern bestand. Dadurch war die Wehrmacht eigentlich das Eigentum des Königs, so wie das ganze Land. Dieses streng monarchische System, das sich auf das erbliche Königtum stützte, wandte Polen zugleich mit allen anderen Völkern lange Jahrhunderte hindurch an.

Hier möchte ich sogleich Ihre Aufmerksamkeit auf einen Umstand lenken, der Polens Verhältnis zur Wehrmacht — wenn ich es so sagen darf — kennzeichnet. Wenn wir in der Geschichte Polens die Beinamen und Titel der Könige betrachten, die zugleich immer die Obersten Kriegsherren waren, so finden wir da eine merkwürdige Tatsache, über die ich schon in meinen Kinderjahren nachdachte: daß nämlich Polen mit dem Beinamen des „Großen“ nur einen König, und zwar Kasimir den Großen benannt hat, der die Piastendynastie abschloß. Das war ein König von entschieden nicht kriegerischer Art, ein König, der dadurch bekannt war, daß er von seinem Vater Łokietek Polen „in Holz gebaut“ übernahm und es „fest gemauert“ hinterließ. Der einzige Beiname der „Große“ wurde also einem König und Kriegsherrn beigelegt, der kein Feldherr war. Nehmen wir dagegen die Könige aus derselben Dynastie, die seit den Kinderjahren meine Lieblinge waren, so finden wir mit ihnen solche Beinamen verbunden, die eine enge Kriegs-

kameradschaft kennzeichnen. Wir finden die Boleslaws, die am meisten gekämpft haben, Bolesław den Tapferen und Bolesław den Kühnen.

Dann folgt eine fremde Dynastie, die aus dem Ausland kam: die Dynastie der Jagiellonen, welche Polen die höchste innere Macht und den größten Einfluß nach außen gab. Gab es doch Zeiten, zu denen die Jagiellonen auch in Ungarn und in Böhmen herrschten, und diese gemeinsame Regierung stärkte auch die Zentralgewalt der Dynastie im polnisch-litauischen Staat.

Schon in jenen Zeiten traten große Veränderungen ein, denn in der ganzen Welt reifte eine der größten Epochen heran, die in der Geschichte Europas unter dem Namen Renaissance bekannt geworden ist. Sie brachte neue Geistesströmungen, weckte die Staatsmacht und half sie aufbauen. Die Zeit der Renaissance begann in Polen, als sich die Dynastie der Jagiellonen bereits ihrem Ende zuneigte. Sie erlebte hier ihre hohe Blüte, denn alles, was für die Renaissance-Epoche kennzeichnend war, trat in Polen fast zur gleichen Zeit wie anderswo in der Welt in Erscheinung.

Meine Herren, es gibt seltene Bücher, die nur in Polen herausgegeben wurden, wirkliche „weiße Raben“, die sehr gesucht sind. Sie bezeugen die große Höhe der polnischen Kultur in jener Zeit und den großen Ruhm der damaligen Epoche der Wiedergeburt gerade in Polen. Zugleich aber vollbrachte man noch eine Leistung, die — wie ich es bezeichnen möchte — eine polnische Spezialität war und die ich nicht anders zu benennen weiß als den Versuch zur Schaffung einer Demokratie, zur gemeinsamen Herrschaft mit dem absoluten König, den Versuch, die Staatsführung breiter anzulegen, als wenn sie sich nur auf einen Men-

schen stützt. Das läßt uns den Leitgedanken meines heutigen Vortrages leichter erfassen und begreifen: des Verhältnisses Polens zur Wehrmacht und des Verhältnisses der Polen zur Wehrmacht. Der einzige Staat, der in dieser Hinsicht eine geringfügige Ähnlichkeit mit Polen aufwies, war England, wo man das Parlament einführte, zugleich aber die Macht des Herrschers bestehen ließ, um die Bedürfnisse besser zu befriedigen und das Menschenleben besser einzurichten. So ging wohl auch Polen in dieser Hinsicht — wenn ich mich so ausdrücken darf — mit einem Fortschritt voran, dessen Spuren man im übrigen Europa nicht wahrnehmen kann.

Schon in diesen Zeiten wird das Verhältniss zur Wehrmacht ein recht eigentlich polnisches.

Die Dynastie der Jagiellonen konnte mit ihrem gewaltigen Einfluß, der mit der Ausbreitung nach Osten hin immer weiter anwuchs, den Gedanken einer Befriedigung der Staatsbedürfnisse aus eigenem Willen und eigener Kraft durchsetzen. Aus eigener Kraft, sage ich, denn der König und das Herrscherhaus waren reich, besaßen große Landstriche, aus denen erhebliche Einkünfte flossen, und hatten viel Eigentum, das man verkaufen oder versetzen konnte, wie man es manchmal tat, um Kriege zu führen. Auch die Wehrmacht selbst wurde in strafferer Zucht gehalten, als es später der Fall war. Mit dem Aussterben der jagiellonischen Dynastie geht Polen zu einem Regierungssystem über, das dem heutigen sehr ähnlich ist. Denn der Wahlkönig, den man von Fall zu Fall erkor, war nichts anderes als heutzutage der gewählte Staatspräsident.

Daß der Wahlkönig auf Lebenszeit bestimmt wurde, macht keinen großen Unterschied. Eine merkwürdige Sache, die sich immerzu wiederholte, war, daß man mit

dem König jene „pacta conventa“, einen Vertrag, eine Vereinbarung abschloß. Wichtig ist dabei, daß wir in den pacta conventa sehr häufig Bedingungen finden, die den König verpflichten, für die Wehrmacht zu bezahlen, die von ihm fordern, eine gewisse finanzielle Mitgift mitzubringen, um so von Steuern für die Wehrmacht frei zu sein.

Wenn wir außerdem noch hinzufügen, daß man die Könige von auswärts holte, daß viele von ihnen aus dem Auslande nach Polen kamen, daß sie keine Polen waren, sondern Männer, die mit anderen Dynastien und Familieninteressen verbunden waren, so werden wir erkennen und begreifen, daß Polen sich zu seiner Wehrmacht verhielt, als handelte es mit ihr und verkaufte sie zugunsten der Interessen anderer Völker. Als Beispiel haben wir da jenen seltsamen Krieg um das Erbrecht der Dynastie Wasa, die aus Schweden kam und mit polnischen Streitkräften nichts weniger als den schwedischen Thron erkämpfen wollte. Das war eine Zeit, in der man sehr leicht zu Kriegen seine Zuflucht nahm, so daß es wohl kaum einen Monat im Jahre gab, ohne daß irgendwo Krieg geführt und das große Geschichtswerk mit Menschenblut geschrieben wurde.

Zur Zeit jener Kriege bildete man nicht nur ringsumher neue Heere, sondern man hob auch ihren Wert sowohl in technischer wie auch in organisatorischer und strategischer Beziehung.

In Polen aber ging inzwischen die Wehrmacht eigentlich niemand an außer den Militärpersonen. Polen befaßte sich mit anderen Dingen, für die Wehrmacht interessierte man sich nicht besonders, und vor allem fehlte es an Menschen, die gern für das Heer Steuern entrichteten. Die Besonderheiten des Lebens waren von den sie umgebenden so verschieden, so ganz anders als alles, was ringsumher geschah,

daß man fast glauben möchte, gerade das müßte eine Charaktereigentümlichkeit der Polen sein. Alle Versuche der Geschichtsschreiber, die zu beweisen suchen, daß die Begriffe: Pole und Ritter gleichbedeutend wären, scheinen mir durchaus unbeweisbar, wenn man die Geschichte in ihrer Wirklichkeit betrachtet. Ein ritterliches Volk müßte um die Äußerungen seiner Ritterschaft, die einem Rittertum entsprechen, gebührend besorgt sein; um den Ausspruch eines meiner Landsleute aus Lida zu gebrauchen: „Selbst das päpstliche Heer muß auch essen, obgleich das schon beinahe Engel sind.“ Diese einfache Erfassung der Wahrheit über die Wehrmacht kam unseren Mitbürgern zu jenen Zeiten nicht in den Sinn. Das Heer war nicht „päpstlich“ und brauchte nicht zu essen. Man zahlte keinen Sold. Das Heer mußte, Gott weiß wie leben. Und damit fehlte jene einzige Grundlage für den festen Bestand einer Wehrmacht.

Wenn ich an jene Epoche denke, in der Polen deutlich seinem Untergang zuneigte, als es zugrunde ging, mit jedem Tag seine Autorität in der Welt herabsetzte und sich selber schädigte, so finde ich stets die gleiche Erscheinung: ringsum wuchsen Heere auf, ringsum bauten die Staaten ihre Streitkräfte als Wehrmacht aus, ringsum wurde starke und zielbewußte Arbeit geleistet, während in Polen die Staatsgewalt, welche die Wehrmacht verkörpern sollte, ständig tiefer sank. Wenn ich die Tätigkeit der damaligen Parlamente und der damaligen Könige prüfe, unter denen so mancher ein großer Soldat war — wie Stefan Batory, wie Władysław IV., wie schließlich der große Sieger von Wien und Chocim, Jan Sobieski, einer der größten Feldherren, die wir besitzen —, so finde ich immer dieselbe Erscheinung, die sich in jenen Zeiten stets wiederholt: Es ist,

als wollte Polen deutlich erklären: wir wollen kein Militär; das ist ein schwerer Wagen, der sich am besten selber Rat schaffen soll.

In dieser Zeit fanden jedoch alljährlich Kriege statt, und ununterbrochen mußten Soldaten in den Kampf ziehen. Wenn man die Kriegshandlungen, an denen Polen teilnahm, auch nur kurz überschaut, so wird man noch einen besonders bezeichnenden Zug entdecken. Es war eigentlich eine Art von Glücksspiel, das fast ausschließlich von dem Führer, dem Hetman, abhing. Mit dem Augenblick, in dem die Hetmanwürde lebenslänglich wurde und man sie kaufen oder durch Gunst erwerben konnte, versuchte man, den nachteiligen Folgen dieser Methode durch die Ernennung von Vertretern der Hetmane und durch verschiedene andere, mit der Wehrmacht verbundene Ämter vorzubeugen, die aber wiederum durch Gunst vergeben wurden. Diese Ämter waren häufig in ganz zufälligem Besitz, der mit der Wehrmacht nichts zu tun hatte, und wenn wir eine größere Anzahl von Hetmanen aus vergangenen Zeiten betrachten, so müssen wir zu dem Schluß gelangen, daß das polnische Volk anscheinend sein Schicksal der Gnade Gottes überließ, in der Hoffnung, daß sich der liebe Gott vielleicht erbarmen würde, den Hetman mit ritterlichen Fähigkeiten und ritterlichem Geist zu beseelen. Man kann nicht leugnen, daß uns der liebe Gott manchmal sehr bevorzugt hat, denn er gab uns Feldherren wie Chodkiewicz, Żółkiewski und Czarniecki, um nur die allergrößten zu erwähnen. Das ändert aber gar nichts an der Tatsache, daß wir in unserem Kriegshandwerk einfach von Glück oder Unglück abhängig waren.

Wenn wir uns aber schon den letzten Lebenszeiten der Republik zuwenden, so finden wir noch viel schlimmere Dinge. Da begegnet uns das Suchen nach einer Schirmherrschaft von außen infolge der eigenen Schwäche. Fast alle Würdenträger wurden von fremden Mächten bezahlt. Man suchte nach Schirmherren von hohem Rang: eine große Schirmherrin Polens war Katharina II., ein großer „Freund“ Polens war Friedrich der Große im benachbarten Preußen, und schließlich gab es noch eine dritte Schirmherrin, Maria Theresia. Bei so viel Beschirmung hätte uns, wie ich glaube, auch Gottes hoher Schirm und Schutz wenig helfen können. Nicht Genie und nicht Menschenkraft hätten etwas gegen eine so starke Schutzmacht ausrichten können wie die der klingenden Münze. Und die Bedingung, die an erster Stelle damals gestellt wurde, war gerade nichts anderes als die Entwaffnung Polens, die Verminderung seiner Streitkräfte; denn dieser und jener Schirmherr und Nachbar besaß doch mehr Militär als Polen. Mit dem Augenblick aber, da man einen Beschützer besitzt, ist es nicht mehr nötig, Geld für Militär auszugeben; wozu hat man denn einen Schirmherrn? — die große Gunst genügt.

Wenn wir also die ganze Geschichtsspanne durchheilen, in der Polen seinen staatsmännischen Verstand offenbaren konnte, so finden wir überall das gleiche: Mit dem Augenblick, da die Gewalt der erblichen Monarchen verschwindet, welche ausreichende Geltung und genug Macht besaßen, um dem Volk zum Trotz eine Tätigkeit für die Wehrmacht durchzuführen, mit dem Augenblick, da die Macht in die Hände des Volkes selbst, in die Hände des demokratischen Adels gelangte, der wohl besser als die heutige Demokratie entwickelt war, wurde das Interesse der Wehrmacht sozusagen hintangesetzt und gegenüber anderen Be-

dürfnissen, die unzweifelhaft im Staate ebenfalls bestanden, ganz auf eine spätere Stelle zurückgesetzt. In diesen Zeiten gewann, was man die Volkswirtschaft und die organische Arbeit nannte, ein Übergewicht. Die großen Weichselgaleeren, die mit schmackhaften Schnäpsen und üppigem Korn nach Danzig segelten, wofür man ebenfalls über Danzig vortreffliche Flüssigkeiten und Seidenstoffe für die Frauenzimmer bezog, bedeuteten für den damaligen Staat mehr als die harte, eiserne Arbeit, die zur Wehrmacht gehörte, mit ihrer äußeren Zucht und ihrer inneren Arbeit an der Menschenseele, die im Heeresdienst wieder hart und unbeugsam gemacht werden mußte. Dieses System, dem Polen lange Jahrhunderte hindurch unterworfen war, führte zu einem charakteristischen Niedergang der polnischen Seele, der sogar so weit ging, daß man für den Verrat an Polen ruhig Geld empfing und daß man beim Ausland Schirm und Schutz für Polen suchte.

Gegen Ende der polnischen Unabhängigkeit begann eine Zeit der Wiedergeburt, die auch die Frage der polnischen Wehrmacht mit sich brachte. Diese Arbeiten aus den letzten Regierungsjahren Stanislaw Augusts\*) sind uns bekannt. Wir kennen sie alle oder doch wenigstens die meisten von ihnen, durch die man auch eine Wiedergeburt der Wehrmacht anstrebte. Und wieder kommt uns, wenn wir sie heute prüfen und etwas tiefer darüber nachdenken, zum Bewußtsein, daß diese Reform Polen vielleicht Rettung gebracht hätte, wenn sie früher ergriffen und durchgeführt worden wäre. So aber war es schon unmöglich, etwas zu erreichen, nachdem uns die ganze Umgebung in der Befestigung der Staatsmacht um etwa 150 Jahre überflügelt hatte, ohne dabei die wirtschaftliche Arbeit zu vergessen,

\*) Stanislaw August Poniatowski, der letzte polnische König.

die dort bedeutend besser als bei den Polen ausgeführt wurde.

Wenn wir uns nun jenem Zeitabschnitt zuwenden, aus dem wir stammen, so ist das die Zeit des unfreien Polen, das schon kein selbständiges staatliches Dasein mehr hatte. Dennoch finden wir sofort eine sehr große Besserung. Begegnen wir doch alsbald einer steten, angestregten Arbeit, die von einer Generation der anderen weitergegeben wird. Damals begann man wirklich das weiß-rote Banner zu lieben und alles das gern zu haben, was mit dem Soldatendasein zusammenhängt. Es setzte eine Zeit der Idealisierung des Soldatenstandes ein. Das war wie eine verspätete Wiedergutmachung, wie ein Suchen nach Kräften und nach dem Wiederaufbau dessen, was man verloren hatte. Im abhängigen Polen, im Polen, das zu bestehen aufgehört hatte, beginnt das Verhältnis zum Militärdienst, zur Wehrmacht und zum Soldatenstand so zu werden, wie es allgemein und überall schon längere Zeit hindurch gewesen war.

Das Jahr 1863! In diesem ganzen Zeitabschnitt steht, meine Herren, nicht nur unser Polen, sondern die ganze Welt an einem neuen geschichtlichen Wendepunkt. Denn das Jahr 1863 eilt nur ein wenig den großen Veränderungen voraus, die Europa erwarteten: dem großen Sieg Preußens über fast die ganze damalige Welt. Es begann die Epoche, aus der wir schon unmittelbar aufgewachsen sind, die Zeit der Großmächte, die auf der Grundlage der großen technischen Entwicklung und der großen Erfindungen aufgebaut wurden, welche das Ende des XIX. und den Anfang des XX. Jahrhunderts kennzeichnen, die Zeit des großen Wirkens am Staatsaufbau, die wir alle noch gut im Gedächtnis haben.

Das Jahr 1863 steht also an der Grenzscheide. 1863 wa-

ren die großen Kämpfe für die Freiheit und Unabhängigkeit der Völker schon vorüber, die Kämpfe für bürgerliche Freiheiten, die das Jahr 1848 kennzeichnen. Damals war ein Sturm durch die Welt gebraust und hatte neue Losungen für die Befreiung eines jeden unfreien Volkes, hatte im Weltprogramm die Befreiung Polens, die Befreiung und den Zusammenschluß Italiens aufgestellt. Das Jahr 1863 steht an einem Wendepunkt, wo das eine stirbt und das andere bereits geboren ist und wo auch das Verhältnis zur Wehrmacht überall eine entschiedene Wandlung zu erfahren beginnt. Die Macht der neuen Staaten nämlich beruhte schon nicht mehr auf der Wehrmacht allein, sondern auf dem Volkswillen selbst, auf dem Willen der Staatsbürger, Soldaten zu werden. Es folgt eine gewisse Jagd nach der Zahl, das Bestreben, für den Kriegsfall möglichst viele Soldaten aufzustellen. Es folgt die Einbeziehung immer größerer Menschenmengen in die Reihen des Rittertums und Soldatentums, es folgt der allgemeine Militärdienst der Bevölkerung. Den Soldaten zu achten, wird zum Gesetz, den Soldaten im Heer als Staatsbürger zu behandeln, zur Pflicht, die Wehrpflicht wird allgemein. Aus dieser Zeit stammt das gegenseitige Verhältnis von Soldaten und Volksgemeinschaft, das im Kriege 1914—1918 so augenscheinlich geworden ist.

Ich wiederhole: das Jahr 1863 steht an der Grenzscheide. Einer der Männer, der nicht nur Polen, sondern auch den russischen Erobererstaat in dieser ganz neuzeitlichen Richtung vorwärtszubringen suchte, war ein Pole, nämlich einer der Führer des Aufstandes von 1863: Sierakowski. Man nannte ihn damals in St. Petersburg die rechte Hand des Ministers Milutin, denn unter seiner Leitung entstanden die neuen Gesetze über den Militärdienst im russischen Staat.

Sierakowski ist der Schöpfer der Rechte des gemeinen Soldaten. Er schuf das Gesetz, das Soldaten zu schlagen verbietet, und in jenen Zeiten unterwies man den Soldaten nur mit dem Prügel. Sierakowski regte alle Arbeiten des Kriegsministeriums zur Verwirklichung der modernen Richtung an. Bei meinen Studien über das Jahr 1863 habe ich darüber nachgedacht, wozu er eigentlich so eifrig bestrebt war, die russische Wehrmacht zu verbessern, um dann im polnischen Aufstand gegen sie zu kämpfen. Welche Ziele verfolgte dieser Mann mit einer derartigen Tätigkeit? Ich habe oft darüber nachgedacht und nach einer Erklärung für die Handlungsweise dieses Mannes gesucht, der ein so tragisches Ende erlebte, nachdem er seinen Gegner, mit dem er doch kämpfen mußte, gestärkt hatte. Erst in verschiedenen Memoiren habe ich die Leitgedanken dieses großen Soldaten gefunden. Er glaubte, Polen würde diese gedankliche und geistige Neuerung, die eine Umbildung der menschlichen Seele bedeutete, leicht durchmachen; Rußland aber würde sie nicht so gut vertragen, da würde diese Reform in ihren äußeren Auswirkungen, bei Empörungen der Soldaten gegen ihre Vorgesetzten stehen bleiben, wenn diese nicht auf ihr Vorrecht, gegenüber dem Gemeinen zum Stock zu greifen, verzichten würden. So beeilte er sich, um diese Reform möglichst schnell in ganz Rußland allgemein zu machen und dadurch die polnischen Kräfte gegenüber den russischen zu stärken. Mit seiner Begabung, seiner Arbeit und seinem großen Einfluß suchte er das in aller Eile durchzuführen; denn er nahm an, daß er im russischen Heer auf diese Weise Mißstände erzielen würde und daß die Polen infolgedessen die Schwächung der russischen Militärorganisation für sich ausnutzen könnten. Das war sein Grundgedanke. Ich unterstreiche, daß einer der Füh-

rer des Aufstandes, Sierakowski, darauf gerechnet hat, daß in Polen die Überzeugung von der Notwendigkeit einer Arbeit an der Wehrmacht geweckt würde, und sie in seine Pläne einbezogen hat.

Wir haben also im Jahre 1863 einen jener großen Männer, der mit seiner ganzen Arbeit für die Wehrmacht als einer der hervorragendsten Führer genannt werden muß, der nicht nur bei uns, sondern sogar in der ganzen Welt bekannt war. Wir sehen zugleich den Versuch, der über den Zeitpunkt des Aufstandes von 1863 entschied und dessen Sinn die Frage war, ob diese neue Arbeit und die Umbildung der Wehrmacht dem Gegner gegenüber, dem man den Krieg erklärt hatte, ihre Probe bestehen würde. Im Jahre 1863 stellt also, wie wir sehen, dieser im Vergleich zu anderen Epochen am weitesten fortgeschrittene Gedanke uns Polen in die vordersten Reihen der zivilisierten Welt. Wir folgen der Welt langsam nach und geben doch der Menschheit Männer, die mit ihren Gedanken und Auffassungen der Welt weit vorausgeeilt sind.

Über den Verlauf des Aufstandes selbst werde ich keine Betrachtungen anstellen und will auch nicht versuchen, die Glückschancen dieser oder jener Fehler zu analysieren.

Dagegen möchte ich bei der Frage stehen bleiben, was das Jahr 1863 uns hinsichtlich jenes Problems gebracht hat, dessen Lösung ich im Verlauf der polnischen Geschichte suche. Es brachte eine so große Arbeit der Volksgemeinschaft für das Heer, daß ich bei meinem Versuch, die militärische Geschichte des Aufstandes von 1863 in Abschnitte einzuteilen, den einen dadurch kennzeichnete, daß eigentlich die Zivilbevölkerung um die Erhaltung des Heeres und nicht das Heer um die Erhaltung der Regierung Krieg

führte. Diese riesige Arbeit für ein solches Ziel, an der Alter und Jugend, Frauen und Kinder teilnahmen, war so schön und groß, daß die starke Militärmacht des russischen Reichs mit der ganzen Tätigkeit seines Verwaltungsapparats nicht den Schutz zunichte machen konnte, den die sogenannten Zivilpersonen dem Militär zuteil werden ließen. Das Heer nämlich, das vom Feinde beim ersten Schlag zertrümmert wurde, mußte Zeit haben, um sich von neuem organisieren zu können, brauchte Zeit, um sich zu einer entsprechenden Kraft umzubilden. Und in dieser Zeit oblag der Schutz niemand anderem als dem nicht uniformierten Volksteil. Die Kraft und Stärke dieser Zeit lag nicht in den Gewehren, die man in Wäldern und Sümpfen gebrauchte, sondern in der Zivilbevölkerung, die das Heer, ohne auf Opfer zu achten, verteidigte und nicht erlaubte, daß dieses Heer überrumpelt wurde. Es ist einer der schönsten Zeitabschnitte, da der Soldat sich mitten im Vaterland fühlen konnte, da das Vaterland den Soldaten schützte und mit Liebe umgab und die Opfer, zu denen sich das Volk entschloß, größer waren als alles, was der Soldat von sich aus bieten konnte.

Darum beurteile ich die Zeit von 1863 als die höchste Blüte innerer Kraft, die Polen aus sich herauszuholen vermochte. Freiwillig, ohne jeglichen Zwang zahlte man gewaltige Steuern, die man der herrschenden Richtung verweigerte. Der Gehorsam vor dem Siegel der Nationalregierung, die Achtung und Liebe für den Soldaten bildeten den schönsten Lorbeer im Ruhmeskranz des Volkes.

Als ich diese Ereignisse aus unserer Geschichte mit anderen aus der Geschichte der ganzen Welt verglich, fand ich nur ein Beispiel: Amerikas Kampf gegen England um die Unabhängigkeit.

Ich hebe diese Tatsache als sehr erfreulich und unleugbar hervor, als einen Beweis dafür, daß Polen zur höchsten Anspannung fähig ist. Denn alles das geschah in Polen, in dem gleichen Lande, in dem jene Schändlichkeiten gang und gäbe waren, welche im Laufe langer Jahre den entsetzlichsten Tiefstand und innere Verderbnis gezeitigt hatten.

Wenn ich an diese Zeit denke, so frage ich mich verwundert immer wieder, warum das Jahr 1863, in dem sich das Volk zu einer solchen geistigen Höhe erheben konnte, warum die Niederlage, die alle überall erleiden können und die fast jeder Krieg mit sich bringt, Polen eine andere Lehre erteilte als anderen, die ebenfalls Niederlagen erlitten. Sehr bald nach der Niederlage, die Polen 1863 und 1864 zuteil wurde, erlitten auch die Franzosen eine schwere Niederlage. Aber welche ganz andere Lehre haben sie daraus gezogen: sie sammelten ihre Kräfte für die Vergeltung. So lagen die Dinge in Frankreich. In Polen steht das Jahr 1863 am Wendepunkt alles dessen, was man Wehrmacht nennen kann. Nicht nur, daß sich alle dem Heeresdienst zu entziehen suchten, daß der Militärdienst etwas war, das aus dem Gedankenkreis der Polen ausgeschaltet wurde; sondern sogar alle Überlegungen und Gedankengänge standen unter dem Zwang einer Verachtung für den polnischen Soldaten. Jeder Gedanke an eine polnische Wehrmacht wurde sorgfältig ausgemerzt. Das fand in der Jugenderziehung seinen Ausdruck, in der Verachtung und dem Abscheu vor polnischem Militärdienst und polnischem Soldatenstand. Diese starke Umwälzung nach der Niederlage von 1863 — ich sehe ganz davon ab, wie wir sie erklären könnten — entwickelte sich von Jahr zu Jahr, von Stunde zu Stunde weiter und beeindruckte das polnische Denken, die polnischen Herzen und die polnischen Seelen tief. Wenn ich das von

mir gewählte Thema behandle, so warne ich, wie ich auch mich selber immer gewarnt habe: Polen wird neue, gesunde Entwicklungswege nicht beschreiten können, ehe das Geschlecht der Unfreiheit nach 1863 ausgestorben ist. Zu tief wurde das Gift in die polnische Seele geträufelt, als daß man annehmen könnte, nach einem so erhabenen Geschichtsabschnitt, wie ihn Polen — hinsichtlich des Verhältnisses von Zivilisten und Wehrmacht — im Jahre 1863 erlebte, würde auf einmal eine Wiedergeburt erfolgen.

Über diese Frage habe ich seit langen Jahren nachgedenkt, und gerade deshalb habe ich während unseres Krieges aufmerksam beobachtet, ob nicht in dieser Hinsicht eine Spur zu entdecken wäre, ob in dieser Hinsicht Versuche zu einer Wiedergeburt in der Generation zum Vorschein kämen, zu der ich selber gehöre. Ich rechnete und berechnete, ich sah mir das Volk an verschiedenen Orten und in seinen verschiedenen Schichten an, ich prüfte jede Stunde meiner Feldherrntätigkeit und meiner Vertretung Polens vor der Welt. Ich hielt das für die wichtigste Frage, mit der ich an das Problem Polen herantrat, und ich kann offen sagen, daß die Worte aufrichtige Wahrheit sind, die ich in meinem Buch über das Jahr 1920 niederschrieb: daß in den Jahren 1918 und 1920 in Polen nur diejenigen kämpften, die es wollten oder die dumm waren. Die Flucht vor dem Heeresdienst war fast allgemein. Alle Versuche einer Berechnung, die ich bei meiner Kriegesarbeit anstellte, brachten mich immer wieder zu dem einzigen Ergebnis: nur ein Achtel oder Neuntel des Heeres kämpft, die übrigen kämpfen überhaupt nicht. Alle Berechnungen, auf die sich der Oberste Feldherr stützte — ich spreche von mir in der Vergangenheit —, alle Zahlen und Angaben waren fehlerhaft, alles war unzuverlässig. Eine meiner Thesen beim Studium des

Krieges lautet: die Moral im Kriege wird an der Moral des Hinterlandes gemessen. Bei uns jedoch überwucherte das Hinterland in unerhörter Weise die Front, es desorganisierte und verwirrte sie.

Meine Herren, das Heer ist für den Krieg geschaffen. Der Gedanke, daß die Armee nicht aufrechterhalten werde, um das Kriegshandwerk zu lernen, sondern für Paraden oder aus Angst vor einer Katastrophe, ist unsinnig. Bei uns haben die Leute vor dieser harten und mutigen Wahrheit Angst. Sie meinen, das Heer müsse nur so lange aufrechterhalten werden, als Kriegsgefahr bestehe. Warum so viel Geld für solche Dinge ausgeben, warum so viele Menschen ihrer freien Bürgerrechte berauben, wenn man nicht Angst für sein Bestehen hat? Die Wehrmacht ist für den Krieg geschaffen, und jeder von Ihnen muß gerade lernen, wie man einen Krieg zu führen hat. Darauf beruht unsere Arbeit, dafür werden Sie geschult und dazu herangezogen. Im modernen Krieg kehren wir gleichsam zur Tatsache des allgemeinen Aufgebots, zur Wahrheit der wilden Stämme zurück, die ihre Streitaxt und ihren Kampfspeer ausgraben und vom Pfad des Friedens im ganzen Haufen auf den Kriegspfad einlenken. In solchen Augenblicken ist das Verhältnis der Umwelt zum Heer so wichtig und bedeutsam für den Erfolg, für die Eroberung der Achtung des Feindes, daß der erste Schritt zum Kriege nur davon abhängt, wie sich die Volksgemeinschaft zur Wehrmacht einstellt. In der Seele des Volkes muß man jene höchsten Güter suchen, denen unsere Väter im Jahre 1863 huldigten.

Ich eile dem Ende zu, meine Herren, und möchte zum Schluß von einer Wahrheit sprechen, die ich selber einst schwer errungen habe, die aber unumstößlich ist. Diese Wahrheit besagt: Wenn wir alle Berufe und Beschäftigun-

gen der Menschen vergleichen, wenn wir alle Erkenntnisse über den Wert der menschlichen Arbeitsleistung gegeneinander halten, so stoßen wir auf eine Einsicht, die den Soldaten am höchsten stellt, auf eine unzweifelhafte Tatsache, die in die Augen springt und dennoch so schwer Wurzel faßt: der Soldat ist ein Wesen, das nicht für sich, sondern für andere leben und sterben muß. Etwas gehört zum Beruf des Soldaten, gleichviel ob er irgendwo mit Axt und Speer herumfuchtelte und nach dem Schädel des Gegners zielte, aber gleichzeitig auch den eigenen Schädel der Gefahr aussetzte, ob er als Ritter in den Kampf zog und mit der Schleife seiner Herzensdame an der Brust focht, ob er in Reih und Glied stehen und zuschauen mußte, wie die Kugeln in den Menschenzeilen ihre Lücken rissen, oder ob er irgendwo im Schützengraben starb —: überall blieb es die Wahrheit, daß der Soldat niemals für sein eigenes Wohl leidet und stirbt. Er stirbt also für etwas und für jemand, und er muß auch anders als die anderen leben und tut auch das nur um gewisser Dinge und gewisser anderer Menschen willen. Das ist keine Tätigkeit und kein Leben, das man mit gleichen Maßen wie das anderer Mitbürger messen kann. Der Soldat kämpft und lebt für alle, während alle anderen nur für ihre eigenen Angelegenheiten kämpfen. Die Seele des Soldaten erhebt, wenn sie echt ist, etwas, das ihn anderen gegenüber innerlich schöner macht, das alle Soldaten zu einem Ganzen vereint: das Landeswappen und die nationalen Hoheitszeichen. Wer von unseren anderen Mitbürgern wäre wohl geneigt, für Hoheitszeichen und Landeswappen sein Leben zu lassen?

Und dieses Wappen, dieses Hoheitszeichen sind nicht unsere persönlichen, soldatischen Angelegenheiten; denn dem Soldaten ist es einerlei, ob über dem Haupte seiner

Führer ein Banner mit Roßschweiften weht, ob es die königlichen Farben und Wappen sind oder ob er bei der Verteidigung der weiß-roten Volksfahnen tödlich getroffen fallen soll. Es gibt Dinge, die höher als alle menschlichen Berechnungen, hoch über dem Alltag stehen. Meine Herren, wenn der Soldat seine Achtung vor jenen Hoheitszeichen, vor allem Höheren verliert, das ihn über die anderen stellt, wenn es ihm an innerer Schönheit gebricht — — dann fürchte ich für das Volk, an das die Probe eines Krieges herantritt.

## Vom Wert des Legionärs

*Am 4., 5. und 6. August 1923 fand in Lemberg der II. Legionär-Kongreß statt, an dem Marschall Piłsudski teilnahm. Auf einer der Versammlungen hielt der Marschall am 5. August die nachstehende Ansprache.*

## Meine Damen und Herren!

Mit besonderer Freude berühre ich das Thema vom militärischen Wert des Legionärs. Im Laufe von zehn Jahren, in denen ich zuerst Führer der Legionen und später Oberbefehlshaber der polnischen Armee war, habe ich oft über den Wert des Soldaten nachdenken müssen. Denn jeder Führer muß in seinem eigenen, unmittelbaren Interesse den Wert seiner Untergebenen fühlen und ununterbrochen messen. Es kann selbstverständlich keine Rede davon sein, daß ich in der begrenzten Zeit den Gegenstand erschöpfen und mit genügenden Belegen aus dem Bereich unserer geschichtlichen Arbeit erhärten könnte. Unter solchen Umständen kann ich Ihre Aufmerksamkeit nur auf Bruchstücke und kurze Episoden sowie auf die bezeichnendsten Eigenschaften der Legionäre lenken.

Die Legionen entstanden in einer historischen Zeitwende, die noch sehr lange der Gegenstand des Nachdenkens für viele Geschlechter sein wird, wenn sie sich damit befassen, diese gewaltige Erschütterung der ganzen Menschheit zu erforschen, welche der Weltkrieg erzeugt hat. Denn eine ihrer Folgen war ja die Gründung des unabhängigen polnischen Staates.

Die Legionen waren eine Truppe. Wir trugen ständig Waffen und gebrauchten sie, um dem Feind Verluste beizubringen, der uns seinerseits ebenfalls Verluste zufügte. So alt wie die Menschheit sind Kriege, sind Soldaten. Ob

einmal vor der Menschheit die erträumte Herrlichkeit des ewigen Friedens erstrahlen wird, weiß ich nicht; bis jetzt haben wir nur die gewaltige Überlieferung der Kriege und der Heere hinter uns.

Die Truppen unterscheiden sich voneinander durch äußere Abzeichen, durch die Dienstsprache, durch Sitten und Gebräuche, die manchmal in den Dienstvorschriften festgelegt sind. Diese Unterschiede sind eine Folge der Zugehörigkeit der Truppen zu diesem oder jenem Volk, zu diesem oder jenem Staat. Wir waren polnisches Militär, denn wir unterschieden uns durch äußere Eigenschaften von allen anderen Truppenteilen, die uns umgaben. Wir trugen besondere polnische Abzeichen, die Sprache unserer Meldungen und Befehle war polnisch, und unsere Sitten und Gebräuche waren sogar sehr polnisch.

Wir waren im Jahre 1914 polnisches Militär und darin unserem Volk gegenüber Neuerer. Aus dieser unserer Stellung ergaben sich mit Notwendigkeit gewisse Eigenschaften, die wir selber in uns hervorriefen und die die polnische Umgebung an uns wahrnahm. Unsere noch jetzt vorhandene ungewöhnliche Fröhlichkeit und die überaus stürmische Art, unsere Gefühle zu äußern, rühren davon her, daß wir Neuerer waren.

Die polnische Wehrmacht, die wir zu bauen begannen, war nicht das Ergebnis eines Wollens und Verlangens des polnischen Volkes. Ich klage niemand an und will auch nichts Anzügliches sagen. Ich behandle diese Dinge unparteilich, als Geschichtsforscher. Die letzte polnische Wehrmacht, die unmittelbar vor uns bestand, war das Heer des Jahres 1863. Es erlitt eine Niederlage, wurde zerschlagen und erdrückt. Fünfzig Jahre hindurch verlangte das polnische Volk nicht nach einem Heer. Aus

den und jenen Gründen wagte es nicht, eine eigene Armee zu bilden, und als der Weltkrieg ausbrach, hatte es weder diesen Wunsch, noch bezeugte es ihn durch eine Willens-tat. Als Zeugnis dessen wird die geschichtliche Tatsache bestehen bleiben, daß in den ersten Weltkriegstagen viele, ja hunderttausende Polen zu den Waffen gerufen wurden und sich nach den Gesetzen der Erobererstaaten in den Reihen der fremden Heere als deren Soldaten einfanden. Gerade darum waren wir, als wir die Weltbühne als polnische Soldaten betraten, unserer Volksgemeinschaft gegenüber Neuerer: wir wollten Polen den polnischen Soldaten geben.

Jedes Neuerertum hat seine unveränderlichen seelischen Gesetze, die man bei allen Neuerern beobachten kann. Jeder Mensch, der etwas Neues ins Leben hineinträgt, hat eine viel schwerere Aufgabe als etwa die, sich hier in diesen überfüllten Saal vor uns hineinzuzwängen. In dem Bereich, wo der neue Gedanke, die neue Tat eindringen will, bestehen fertige Formeln, fertige Begriffe und Vorurteile, fertige Ausdrücke für die Ablehnung des Neuen, das noch nicht seine Lebensprobe bestanden hat. Daher müssen alle Apostel einer neuen Sache, alle Neugestalter des Lebens, alle Entdecker die innere Kraft besitzen, die es ihnen erlaubt, Neuerer zu sein, dem Widerstand der Umgebung zum Trotz. Ihr erstes Kennzeichen ist die Fähigkeit, aus sich selbst Anstrengungen herauszuholen, die größer sind als die durchschnittlichen menschlichen Anstrengungen, eine größere Energie an den Tag zu legen als die des Durchschnitts. Ohne diese außergewöhnliche Energie und überdurchschnittliche Anstrengung wird es nicht leicht möglich sein, sich angesichts der Abneigung vor Neuerungen einen Platz im Gedränge der Vorurteile zu verschaf-

fen. Ein zweites, zum Neuerertum gehöriges Kennzeichen ist eine gewisse Übertreibung, eine Überschätzung der neuen Aufgabe und der neuen Auffassung, die man ins Leben trägt. Wir wollten Polen den Soldaten wiedergeben, den es seit fünfzig Jahren nicht mehr besessen hatte und nicht zu schaffen vermochte. Daher mußte unsere seelische Anstrengung dabei größer, stärker und energischer sein; andererseits aber bestand bei den Bemühungen, etwas Neues einzuführen, die Neigung zu gewissen Übertreibungen.

Ich mache auf diese Eigenschaften besonders aufmerksam; ich will sie durch Beispiele erläutern, die ich ständig beobachtet habe. Die Legionen zeichneten sich durch einen gewissen Widerspruchsgeist gegenüber ihrer Umgebung aus; das gab ihnen Kraft und Mut, die schwersten Dinge zu ertragen. Aus diesem Widerspruchssinn heraus hatten wir beschlossen, zu beweisen, daß wir viel größere Dinge vollführen könnten, als sie von uns verlangt wurden. Insbesondere wollten wir uns selber, unserer Umgebung und den Fremden beweisen, daß der polnische Soldat aus eigener Kraft, ohne fremde Hilfe entstehen kann, daß die fremde Hilfe für uns unnötig und schädlich wäre. Dieser Kampf gegen den fremden Einfluß, dieser Streit mit den Fremden zieht sich wie ein roter Faden durch unser Legionärsleben, verursacht zuweilen Tragödien, innere Kämpfe und Gegensätze zur ganzen Umgebung. Wir wollten aus uns selber jene Eigenschaften erzeugen, die das Wesen eines guten Soldaten ausmachen. Der Kampf mit der damaligen österreichischen Führung, die andere Uniformen trug als wir und uns deswegen an fremde Heeresformationen erinnerte, bildet wohl eine der wichtigsten Seiten der Legionengeschichte aus der Zeit ihres Entstehens

und ihrer weiteren Ausbildung. Dieser Kampf war das Ergebnis des Widerspruchsgeistes und der Übertreibungen hinsichtlich der Aufgaben, die wir uns stellten. Wir gingen gegen die Meinung der ganzen polnischen Volksgemeinschaft an, welche uns, die wir aus einer eigenen Schule und aus eigenen Bemühungen hervorgingen, nicht als kriegstüchtige Soldaten und geeignete Führer anerkennen wollten. Wir kämpften um die Anerkennung zunächst durch uns selbst, später durch die Umgebung und zuletzt um die Anerkennung der strengsten Richter. Diese Bemühungen bilden meines Erachtens die stärkste Triebkraft der Legionen.

Ich weiß, daß ich hierdurch vielleicht gewisse Legenden zerstöre, die das Entstehen und Bestehen der Legionen aus ehrwürdigen Gefühlen und großen Ideen ableiten. Große Ideen und hohe Gefühle aber sind nur der Festtag, das Alltagsleben jedoch, das Leben jeden Augenblicks erfordert andere Elemente, wenn es auf einer gewissen Höhe bleiben soll. Beobachtet man das Legionärsleben aufmerksam, so kommt man zu der Überzeugung: der stärkste Kraftquell und der mächtigste seelische Leitgedanke, der die Legionen am Leben erhielt und so hervorragende Ergebnisse zeitigte, war unser innerer Ehrgeiz. Dieser Ehrgeiz fraß an den Menschen, die ihrer Umgebung und der ganzen Welt beweisen wollten, daß sie selbst fähig waren, aus sich — der allgemeinen Meinung in Polen zum Trotz — gute Soldaten zu machen. Die bezeichnende Einstellung der damaligen polnischen Volksgemeinschaft war nämlich ein tiefes Mißtrauen gegen alles, was polnisch, und ein tiefer Glaube an alles, was nicht polnisch war.

Ich will einzelne besonders kennzeichnende Beispiele anführen, wie groß unser Ehrgeiz war, gute Soldaten zu wer-

den. Ich will dabei historisch genau sein und mich nicht auf Legenden, sondern auf Tatsachen stützen, die ich selbst wahrgenommen und analysiert habe, von denen ich also die Gewißheit besitze, daß sie sich tatsächlich ereignet haben. Daher werde ich die meisten Beispiele aus dem Leben der Ersten Brigade wählen.

Wenn ein Heer in den Krieg zieht, beginnt es mit der Tätigkeit, mit der auch wir beginnen mußten: mit der sogenannten Mobilmachung. Die Versorgung des Soldaten mit allem, was er zur Kriegführung braucht, das Anweisen der Konzentrationsplätze, die für eine Anzahl vorgesehener Operationsbewegungen am geeignetsten sind, ist die erste militärische Arbeit, die von den Soldaten ausgeführt werden muß. Auch ich habe in Krakau mit der Mobilmachung begonnen. Doch unter welchen Umständen, meine Herren! Ich besaß weder Kasernen, die als Sammelplatz dienen konnten, noch Versorgungsmagazine, aus denen man den Soldaten ihre Ausrüstung austeilen konnte; ich besaß nicht einmal eine bequeme Schreibstube, wo ich selbst oder die von mir ernannten Männer sich zur Ausführung ihrer schwierigen Arbeit niederlassen konnten. Diese wahnsinnige Mobilmachungsarbeit, mit der man zu einer festgesetzten Frist fix und fertig sein muß, diese Unmenge von Einzelheiten, die auf einen einströmen und die man alle durcharbeiten muß, gehören zu den schwersten Anstrengungen für Offizier und Soldaten. Diese Arbeit pumpt aus jedem Offizier alles heraus, was ein Mensch nur leisten kann; aus den Erinnerungen der Männer, die eine Mobilmachung mitgemacht haben, weiß ich, daß sie todmüde in die Eisenbahnwagen stiegen und nicht mehr fähig waren, über etwas anderes nachzudenken. Ich mußte diese Arbeit unter tausendmal schwierigeren Umständen vollbringen, als es die in

meiner Umgebung waren. Ich wußte recht gut, daß ich von unfreundlichen Augen beobachtet wurde, welche die Absicht hatten, über mich und meine Soldaten ein hartes Urteil zu fällen. Die Truppe, die ich aufstellen konnte, entsprach zahlenmäßig nicht einmal ganz einem kriegsstarke Regiment. Ich stellte meine Abteilung in derselben Frist auf, während der die Mobilmachung der sogenannten regulären Armee vor sich ging. In vier Tagen war die Arbeit fertig, wurden die Marschbefehle erteilt.

Es kam der erste Ausmarsch. Nach den Befehlen der österreichischen Militärbehörden sollte ich nur das Städtchen Jędrzejów erreichen. Es handelte sich um einen Marsch von 100 Kilometern, auf vier bis fünf Tagesstrecken verteilt, der unter der Gefahr eines Zusammenstoßes mit dem Feinde ausgeführt werden mußte. Aus den kurzen Anweisungen, die ich von den österreichischen Stellen erhielt, hatte ich den Schluß gezogen, daß diese zu mir und meinen Soldaten gar kein Vertrauen besaßen und daß sie gar nicht daran glaubten, ich könnte bis zu dem mir angewiesenen Städtchen Jędrzejów gelangen. Vielleicht hatte man mir nur deshalb kein weiteres Marschziel gesetzt. Überdies war es uns nicht erlaubt, uns über Jędrzejów hinaus weiter vorzuwagen. Kielce, die nächste große Stadt, wurde im Aufmarschplan für die Armeestäbe der Mittelmächte bestimmt und sollte den Begegnungspunkt zwischen dem deutschen und dem österreichischen Heere bilden. Man schien nicht geneigt zu sein, dort irgendein polnisches „Durcheinander“ zuzulassen; man wollte nicht die österreichischen und die deutschen Abteilungen ein so unbestimmtes Element berühren lassen, als das wir zweifellos nicht nur für die österreichische Heeresleitung, sondern überhaupt für alle galten. Aus einem Gespräch österreichi-

scher Offiziere zog ich den Schluß, daß wir nach ihrer Überzeugung hinter Jędrzejów von der österreichischen Kavallerie, wie sie sich ausdrückten, „überrannt“ werden würden. In meinem widerspenstigen Legionärgeist beschloß ich, nicht zuzulassen, daß man uns überholte. Sofort wurde der Befehl zu möglichst schnellem Marschtempo erteilt, damit uns die Kavallerie nicht einholen könnte, sondern im Gegenteil unsere Infanterie der Kavallerie zuvorkam. Ich will damit nicht sagen, daß ich jetzt nachträglich diese meine Taten loben will; sie hatten viel Leichtsinns und Unvorsichtigkeit an sich. Der Plan wurde jedoch in die Tat umgesetzt. Die Schützen-Abteilungen der Vorhut betraten als erste Kielce, und erst später erschien der Vortrab der Kavallerie in Gestalt einer österreichischen Reiterschwadron. Wir kamen in Kielce als die ersten an.

Am Abend desselben Tages, als wir unseren Einzug in Kielce hielten, erfolgte die erste Berührung mit dem Feind, der viel stärker und im Vergleich zu uns verschwenderisch ausgerüstet und bewaffnet war; verfügte er doch über Kanonen und Maschinengewehre, die wir gar nicht besaßen.

Es kam sofort zum Kampf. Ich habe ihn nicht geleitet, denn ich wurde nach einer rückwärtigen Stellung berufen, um eine Anzahl politischer Fragen zu besprechen. Das Kommando dieser Vorhut führte als mein Vertreter der heutige General Sosnkowski. Unser aus 500 Schützen bestehender Vortrupp nahm den Kampf an; die mit uns verbündete österreichische Schwadron tat das vernünftigerweise nicht, sondern zog sich zurück, woraus man ihr selbstverständlich keinen Vorwurf machen kann. Sosnkowski ließ sich in einen Kampf ein, bei dem er eine ganze Kavallerie-Division gegen sich hatte. Der Kampf dauerte nicht lange. Sosnkowski zeigte sich vorsichtig und zog es

vor, den Rückzug zu befehlen. Unter dem Druck einer ganzen feindlichen Division zieht er sich zurück, aber er führt diesen Rückzug ganz langsam aus. Als ich von Krakau zurückkehrte, traf ich am zweiten Rückzugstage die Schützenabteilung in Chęciny, das etwa 15 Kilometer von Kielce entfernt liegt.

Ich bleibe bei diesem ersten Auftreten der Legionen auf der Kriegsbühne stehen, nicht um mich damit zu brüsten, sondern weil diese erste Tat am Anfang unserer Soldatenarbeit nicht bei der polnischen Umgebung, wohl aber beim österreichischen Generalkommando sofort Anerkennung fand. Niemals werde ich vergessen, wie einer der Offiziere, der uns von Amts wegen beobachtete, mir sagte, im Stabe der österreichischen Armee hätte niemand vermutet, daß unsere Abteilungen eines solchen Vormarsches fähig gewesen wären. Man meinte — um es österreichisch auszudrücken —, eine solche „Zivilbagage“ wäre nicht imstande, auch nur bis Miechów zu marschieren, und würde sich schon unterwegs auflösen müssen. Darum war auch unser Vormarsch eine Überraschung für die österreichischen Behörden.

Als später in Kielce neben unseren Abteilungen auch österreichische Truppen stationiert waren, ließ mich derselbe Widerspruchsgeist und die Neigung zum Ehrgeiz, die mich mit meinen Soldaten erfaßt hatte, mein Quartier im Gouvernementspalais aufschlagen: nach Kriegsbrauch besetzt der Ranghöchste das ansehnlichste Gebäude als sein Quartier. So errang ich kraft der vollzogenen Tatsache — denn niemand wagte es, mich aus dem Schloß zu entfernen — den Anschein des höheren Ranges. Infolgedessen kamen die Österreicher und die Deutschen mit einer gewissen Unterwürfigkeit zu mir; denn anscheinend glaubten

sie, wenn ich schon im Schlosse wohnte, so besäße ich durch diese Tatsache allein einen höheren Rang. Und ich vergesse nie das Gefühl der Bitterkeit, das ich später bei einem Aufenthalt in Kielce empfand, als ich in der Vorstadt hausen mußte, während andere das Schloß besetzt hatten.

Man mußte sich aus Kielce zurückziehen. Ich nahm absichtlich die schwerste Soldatenarbeit auf mich, die Pflichten der Nachhut, die Arbeit, den Rückzug zu decken. Diese Aufgabe gehört tatsächlich zu den schwierigsten, die den Soldaten und dem Führer zufallen kann. Es war wiederum der Widerspruchsgeist und Ehrgeiz des Legionärs, der mich dazu trieb, die verantwortlichste Arbeit auf meine Schultern zu laden. Beim Rückzug auf die Weichsel und während des Flußübergangs hielten wir ständig den Rückzug auf. Wir hielten ihn über das Maß der vorgesehenen Zeit hinaus zurück. In Szczucin passierten wir die Brücke unter der Gefahr, daß sie uns hinter unserem Rücken verbrannt würde. Ich überlastete absichtlich die Kräfte der jungen Soldaten, weil ich um so schneller zum Siegeslorbeer der Brüder von den Legionen gelangen und um so rascher unsere eigene, aus uns selbst geleistete soldatische Tat anerkannt wissen wollte. Ich erinnere mich noch an den traurigen Brückenübergang. Das gelobte Land mußte verlassen werden, in dem wir zu größerer Stärke anzuwachsen hofften. Man erteilte uns den Befehl, einen Weichselabschnitt zusammen mit einer ganzen Anzahl anderer Truppen zu decken. Dieses Befehls entsinne ich mich recht gut. Um die Tapferkeit der österreichischen Truppen zu heben, verkündete er, der Feind habe die „Grenzen des Vaterlandes“ überschritten, und stellte die Aufgabe, die Grenzpfähle Österreichs zu verteidigen. Um uns Legionäre zu ermuntern, fügte man dem deutschen Text noch einen polnischen

Absatz hinzu; darin wurde auch für uns die Wichtigkeit der „Grenzen des Vaterlandes“ betont, welche die Weichsel sein sollte, die zwei besetzte Teilgebiete Polens voneinander trennte. Zum Glück gab mir der Geist dieses Befehls das Recht, neue gefährliche Unternehmungen zu wagen. Er befahl eine Angriffshandlung, d. h. er ließ eine Bewegung auf dem linken Weichselufer zu, erlaubte uns, Truppen auf die andere Seite des Flusses zu werfen, in jenes Land zurück, das anscheinend nicht unser Vaterland sein sollte. Aus der Festung Krakau erhielten wir den Befehl, alle Verkehrsmittel zur Überschreitung der Weichsel zu vernichten. Auf Grund dieses Befehls ging sogleich die Brücke bei Szczucin rechts von uns in Flammen auf. Ich nahm diese Mittel zur Weichselüberquerung in Schutz; denn um den Fluß zu überschreiten, mußte man eine Möglichkeit zur Überfahrt haben. Ich erinnere mich, wie gerade an jenem Tage der damalige Leutnant und heutige Oberst Dreszer, da er vergebens auf irgendein Mittel zur Überfahrt warten mußte, sich mit seiner Patrouille völlig nackt auszog und mit der Waffe in der Hand das jenseitige Weichselufer erreichte. Bis heute wird diese Tat mit Stolz erwähnt und ist der Gegenstand verschiedener Witze, Dreszer habe eine seltsame Vorliebe für Flüsse und überquere sie schwimmend, selbst wenn eine Brücke in nächster Nähe wäre . . . Auch diese kleine Episode zeugt von unserem sonderbaren Widerspruchsgeist und von dem Wunsch, unseren soldatischen Wert unter Beweis zu stellen, einen Wert, der nicht bloß durchschnittlich war, sondern zu außergewöhnlichen Taten befähigte. Wenn wir nämlich als Neuerer neue Dinge schaffen wollten, so mußten wir beweisen, daß wir fähig waren, mehr als durchschnittliche Anstrengungen auf uns zu nehmen.

Ich will hier noch von dem ersten Eindruck beim Anblick von Wunden sprechen, von Erscheinungen übrigens, die im Kriege eine gewöhnliche und alltägliche Sache sind. Meine Herren, bei den Legionären waren Wunden eine nahezu alltägliche Sache; aber der erste Eindruck, den man beim Anblick Verwundeter erhält, ist äußerst stark, selbst wenn die Wunden nur geringfügig wären. Dieses erste Blut, die ersten Leiden eines Verwundeten, die erste Hilfe, der Augenblick, da man einen blutüberströmten Menschen sieht und das Knattern der Schüsse hört, ist außergewöhnlich. Ich erinnere mich daran, wie ich den ersten zurückkehrenden Verwundeten begegnete, während ein frisch angelegtes Bataillon über die Weichsel gesetzt wurde. Meine Herren, ich habe auf den Gesichtern der Verwundeten niemals Tränen gesehen, habe keinen Schmerzenslaut vernommen! Ich sah nur Stolz und Freude, daß sie polnische Soldaten seien, daß sie ihr Blut vergießen und dadurch von ihrem Soldatendienst Zeugnis ablegen durften. Ich entsinne mich eines Jungen, dem drei Maschinengewehr kugeln den Kopf an drei Stellen gestreift hatten; er ging blutüberströmt, aber gelassen vorbei. Als ich ihn fragte: „Was fehlt Euch, mein Junge?“, antwortete er mir fröhlich und stolz: „Am Kopf hat es mich getroffen, aber der Kopf ist hart, der wird es schon aushalten.“

Auf diese ersten Kriegseindrücke folgten schwere Stunden. Ich sah Charaktere und Herzen, die unter dem Druck und der Last gebrochen waren, Gemüter, in denen der Krieg alles Gute ertötet hatte, Menschen, die dieser Krieg aus tapferen Männern zu niederträchtigen Memmen und aus starken Kerlen zu weinerlichen Weibern gemacht hatte. Wir haben so viele Dinge, so viele Lehren und so viele Erfahrungen durchgemacht!

Es kam das Ende des Jahres 1914. Nach schweren Kämpfen und einer verlorenen Schlacht zogen sich die österreichischen Heere geschlagen zurück. Man hatte mir den ehrenvollen Auftrag erteilt, die Nachhut zu übernehmen; denn in den schwersten Augenblicken waren wir polnische Soldaten die sicherste Truppe, der man die schwersten Lasten auferlegen konnte. Ich denke an die Qual dieses Rückzugs zurück, an die schlaflosen oder am Tisch verbrachten Nächte, in denen man sofort einschlief, sowie man sich auf den Stuhl hatte niederfallen lassen. Ich habe noch genau den Eindruck in Erinnerung, den die zurückflutenden dezimierten Bataillone auf mich machten, Soldaten, die wie Schafe husteten und wie Kranke aus dem Lazarett wirkten, welche durch die Wälder getrieben wurden. Die Bataillone schmolzen dahin. Die Offiziere sahen tödlich ermattet aus, waren bis zum Äußersten übermüdet und noch ganz unter dem Eindruck der ersten großen Schlacht, in der Artillerie aufspielte und Granaten niedersausten. Ich sah, wie Menschenherzen in sich zusammenbrachen. Ich sah Soldaten, die einst selbstbewußt und trotzerfüllt waren und sich jetzt in den Wäldern verkrochen, um auf die Schande der Gefangenschaft zu warten.

Bei diesem ganzen Rückzug war ich auf meine Soldaten stolz, denn mit ihnen konnte ich anfangen, was ich wollte. Ich konnte nach beendetem Rückzug ruhig einen sofortigen Befehl zum Vormarsch erteilen. Als sich das österreichische Kommando mit der Bitte an mich wandte, ich sollte meine Soldaten gegen den Feind führen, da von der regulären Armee noch niemand wieder vorwärts marschieren wolle, war ich der einzige, der mit einigen Bataillonen unerschrocken auszog, um eine Berührung mit dem Feind zu suchen. Mir aber folgten meine stolzen Jungen, stolz dar-

auf, daß sie einen so großen soldatischen Wert erlangt hatten. Sie zogen mit Gesang davon und schauten mit Verachtung auf die österreichische Umgebung herab.

Ich erinnere mich, daß ich damals ein Gemälde von Kossak sah. Dieser Künstler diente zu jener Zeit in der 1. österreichischen Armee, zu der wir ebenfalls gehörten. Das Bild trug die Benennung: „Ein Legionär“ oder „Gefangene“. Es stellte einen Jungen in der Uniform der Legionen dar, der sich selbstbewußt auf sein Gewehr stützt. Hinter ihm waren russische Gefangene in grauen Mänteln sichtbar, die den jungen Soldaten mit dem Kindergesicht und den stolzen, in die Ferne blickenden Augen um Kopfeslänge überragten. Ein Bild wie viele andere. Kossak teilte gesprächsweise mit, er habe diese Arbeit nach einer wirklich beobachteten Szene aus dem Leben gemalt. Ich beachtete besonders das Gesicht des jungen Soldaten auf dem Bilde. Ausdruck und Blick, wie ich sie täglich bei meinen Soldaten sah, waren ausgezeichnet getroffen. Das waren die Augen eines unschuldigen Kindes, eines Jünglings, Augen, die das Leben noch nicht kannten. In diesen Augen aber war schon der kalte, stahlharte Abglanz eines starken Willens, von Standhaftigkeit und Entschlossenheit sichtbar — ein Merkmal dafür, daß in dieser Seele die Soldatentugenden frühzeitig erweckt waren.

Es gingen einige Monate vorüber. Wir hatten bereits einen guten Ruf und erfreuten uns allgemeiner Anerkennung. Ruhm und Legende nahmen uns auf ihre Fittiche und trugen uns vorwärts. Was an einer Legende falsch ist, wirkt nicht lange, es bleibt vor der Herzenspforte zurück. Unser Ruhm aber und die Legende von unseren Taten blieben nicht an dieser Pforte stehen. Uns folgte vor allem, was das Schönste in der menschlichen Kultur ist: die Kunst.

Meine Herren, wahre Dichtung gehört zu jenen geistigen Dingen, die — um ein Wort Słowackis\*) zu gebrauchen — „sich wie Efeu um Eichen ranken“. Wie solch ein Efeu rankt sie sich um große menschliche Anstrengungen. Je größer die Anstrengungen, je größer die Arbeit des menschlichen Geistes, desto machtvoller sind die Bilder, welche Dichtung und Kunst in diesem nicht verächtlichen Leben finden. Vor allem schlug die sogenannte Volkskunst mit lebendiger Flamme aus dieser neuen Kraftquelle, aus dieser neuen schöpferischen Stärke und Anspannung empor, welche sich in den Legionen verkörperte. Ich kenne keine Zeit, die hinsichtlich des Soldatenliedes erfolgreicher und kraftvoller gewesen wäre als gerade unsere Legionärszeit. Bis auf den heutigen Tag ist das Legionärslied ein Gewinn für das ganze Volk geblieben. Bis auf den heutigen Tag singt der Soldat unsere Lieder, obgleich die Legionen schon der Vergangenheit angehören. Er singt das, was damals durch unsere Seelen klang, was darin noch lebt und sich darin widerspiegelt, und er tut das, was wir einst auf polnischem Boden getan haben. Die Soldatenlieder haben die polnische Kultur belebt, haben ihr viele ungekannte Züge aufgeprägt, welche die polnischen Soldaten aus fremden Armeen übernommen haben, und prägen sie ihr noch heute auf. Wenn Lieder eine Bedeutung haben, wenn das, was schön ist, was dem tiefen seelischen Bedürfnis entspricht, irgendeinen Einfluß ausüben kann, so muß das Soldatenlied ein starkes, unzerstörbares Glied in der Kette sein, muß den Legionen Bestand verleihen, solange polnische Soldaten leben werden. Welche Unmenge dieser Lieder gibt es! Man kann die Geschichte der Legionen verfolgen, wenn man ihre Lieder studiert. Jedes Bataillon hatte seine eige-

---

\*) Großer polnischer Dichter aus der romantischen Blütezeit.

nen, gemeinsam gedichteten Lieder, denen es immer wieder neue Worte, neue Einfälle hinzufügte. So wurden diese Lieder, wie einst die Volksdichtung entstand. Sie leben bis auf den heutigen Tag, als etwas Erworbenes, lebendig und beständig.

Nehmen wir die Malerei. Ich weiß wirklich nicht, ob es überhaupt einen größeren polnischen Maler gibt, der nicht sein Können auf dem Gebiet des Legionärslebens versucht hätte, der nicht wie jener Efeu um dieses Leben voller Kraft und menschlicher Energie seine Ranken geschlagen hätte, das damit unbewußt Kunst und Schönheit an sich zog . . .

Und was soll man erst von den Frauen sagen?! Ich erwarte bei diesen Worten kein Lachen, das eine unreine Seele bekundet. Ich spreche von der Frau als von der Schönheit des Lebens. Ich spreche von ihr als von einem Wesen, das häufig bessere, edlere Triebkräfte weckt, das dem Manne Lebensfreude verleiht. Die ersten, die uns folgten, waren die Frauen. Die Frauen haben stark die Lebensschönheit und die stolze Widerspenstigkeit der Legionäre empfunden, welche der ganzen Welt zum Trotz, sogar gegen die eigene Volksgemeinschaft sich durchschlug und von ihr, wenn nicht Anerkennung, so doch wenigstens Achtung für den polnischen Soldaten verlangte. Auf allen unseren Wegen folgten die Frauen den Fußstapfen unserer Soldaten, durch die Schönheit der Seele bezaubert, durch den sittlichen Wert gewonnen, den wir aus uns herausholten. Man kann über die übertriebene Begeisterung und Bewunderung lachen, die uns begleiteten, aber sie sind doch ein Beweis für den tiefen inneren Wert der polnischen Lebensäußerung, die wir verkörperten.

Meine Herren, diese Schönheit, diese Lebenspoesie, die

wir schufen, besaß gewisse Merkmale, die sich unwiderstehlich der Umgebung aufnötigten. So will ich einige lebendige Beispiele von der Wirkung dieses Zaubers aufzeigen. Wir marschierten durch ein Land, in welchem die Leute, wenn sie „unser Heer“ sagten, damit diejenigen meinten, die uns töteten. Dort also, wo es nicht um die politische Seite unserer Bewegung zu tun war, wo das Verhältnis zur sogenannten Idee der Legionen keine Rolle spielte, wo im Gegenteil uns gegenüber eine sichtbare Ablehnung bestand, da suchte ich unruhig in der polnischen Seele nach den Spuren einer Wirkung jener Schönheit, die wir mitbrachten. Ich suchte danach, indem ich in den Menschenseelen forschte und die Leute befragte. Ich entsinne mich jener Aufenthalte in den polnischen Dörfern, welche bald länger, bald kürzer nach unseren verzwickten Hinundher-Märschen waren. Jedesmal forschte ich aufmerksam nach dem Eindruck, den unser Aufenthalt bei der Bevölkerung hinterließ. Die Leute kamen zu mir als dem Vorgesetzten mit ihren Klagen. Denn wo gäbe es einen Soldaten, der Geschöpfe wie ein Huhn oder eine Gans nicht mit habgierigen Blicken verfolgte? Wo gäbe es einen Soldaten, der ein Pferd nicht mit verlangendem Auge betrachtet? Und wo einen, der nicht durch List oder Gewalt von der Bäuerin etwas Eßbares zu ergattern suchte? Gerade so waren auch meine Soldaten. Es ist also nicht zu verwundern, daß die Bevölkerung zu mir mit Klagen und Bitten kam, man möge diese Dinge unterlassen, man solle den Schaden auf die eine oder andere Art gutmachen oder doch wenigstens eine Quittung ausstellen. In jedem einzelnen Fall erkundigte ich mich, und jedesmal suchte ich auszuforschen, wie das Verhältnis der Bevölkerung zu meinen Soldaten sei. Lebhaft habe ich in Erinnerung, wie in fast jedem Dorf die Frauen,

die zu mir kamen, um sich zu beklagen, ihr Gesicht bei solchen Fragen schamhaft mit der Schürze verdeckten und meinten: „Das sind lustige Soldaten.“ Dieser Zauber der Fröhlichkeit und des Scherzens, der Zauber der Soldaten, die mit einem Lächeln auf den Lippen in den Tod gingen, noch im letzten Augenblick ein Mädchen umarmten und für die Memmen Worte der Verachtung fanden —: das ist der echte Legionär, wie er leibt und lebt.

Ich entsinne mich zum Beispiel dieser Bilder: Es war in einem Landstrich, der jetzt einen Teil unserer Republik bildet, in dem aber — um es genau festzustellen — die Polen in der Minderheit waren. Ich meine das wolhynische Polesien. Wir blieben dort lange liegen und haben das Land genau kennengelernt. Die Bevölkerung war dort nicht zahlreich. Es waren nur Reste von menschlichen Siedlungen übriggeblieben, die immer mehr unter dem heißen Atem des Krieges dahinschmolzen. Ganze Dörfer verschwanden und mit ihnen auch die Menschen. Vernichtung, soweit man blicken konnte. Das traurige Bild belebte hier und da ein Obstbaum, dem man begegnete und der in Blüte stand, obwohl in der Umgegend keine Spur mehr von menschlichen Behausungen zu finden war. Er war übriggeblieben als Zeugnis, daß hier einst Menschen gelebt und gearbeitet, daß sie hier ihren Schweiß zur Erde vergossen hatten, aus der dieser blühende Obstbaum emporgewachsen war. Und ich denke daran, wieviel Lebensfreude und welches Leben die jungen Ulanenburschen in diese Einöde brachten, jene ausgelassenen Gemüter, eine lustige Gesellschaft, Liebhaber aller Frauen und auf weibliche Tugend erpicht. Ich erinnere mich daran, wie ich nach langem Hin- und Herreiten durch die Einöde zum Regiment der sogenannten Belina-Ulanen kam. Ich war erstaunt über das, was ich da sah. Das

war ein Leben! Sogar Hühner rannten umher, was eine ganz unerhörte Erscheinung war. Hier, bei Oberst Belina, in der Umgebung dieses Mannes, der wie ein richtiger Landwirt aussah und hier mit all seinen Edelmannstugenden und -schwächen wie auf seinem Dorf wirtschaftete, herrschte frohes Lachen; in diesem Dörflein wurden sogar abends Bälle veranstaltet, wurde getanzt! Die Musik spielte auf, das war eine Fröhlichkeit, ein Leben — mitten im düsteren Grauen des Krieges. Das waren die polnischen Ulanen, die das Dorf vor der Vernichtung bewahrt hatten; sie trugen in die Melancholie des Krieges ihre Freude.

Ich wende mich nun anderen Erscheinungen der soldatischen Arbeit zu. Ich meine das Verhältnis des Ulanen zu seinem Pferd. Ich habe ganze Bände von Literatur gelesen, die davon handelten, wie die Reiterei ihre Pferde schonen müsse und wie schwer es sei, die Menschen zu dieser Soldatentugend zu erziehen. Der Offizier muß ununterbrochen darüber wachen, daß die Pferde gut versorgt werden. Wenn der Reiter übermüdet am Rastplatz angelangt ist, liegt dem Offizier die Pflicht ob, den Ulanen daran zu erinnern, daß sein Pferd allen seinen Bedürfnissen nach Schlaf und Ruhe vorangestellt werden muß. Für unsere Kavallerie waren diese dicken Bände von Lehren und Ermahnungen vollständig unnötig, die auf Grund der Erfahrungen verschiedener Völker aufgezeichnet worden sind. Unser Legionen-Ulan liebte sein Pferd mehr als die Frauen, und die Frauen liebte er doch wahnsinnig. Die Pferde waren sein wahrer Schatz, sie waren seine Kameraden. Die Versorgung der Pferde lag ihm mehr am Herzen als das eigene Leben und die eigenen Wunden. Er rettete die Pferde aus der Gefahr, verbrüdete sich mit den Pferden, machte aus ihnen eine wahre Poesie, welche die Zielscheibe des Spotts der ganzen

Infanterie war. Der Ulan holte aus sich die höchsten Soldatentugenden heraus, damit der Ruhm des Ulanen, der Ruhm der polnischen Reiterei in alle Ewigkeit bestehen bleibe. Der Ulan, dem der Infanterist nachzurufen pflegte: „He, Ulan, kennst den Weg nicht, frage dein Pferd!“, der arme Ulan, der von den anderen Waffengattungen mit Scherzen und Neckereien bedacht wurde, verwöhnte sein Pferd und freute sich mit ihm wie mit einem Kind, so daß man ihn als Vorbild für jedes andere Heer hinstellen kann. Als Beispiel wähle ich ein komisches Bild: Die Ulanen gehen ordnungsmäßig zur Küche, um ihr Essen zu holen. Ich bemerke mit Entsetzen, daß einer der Soldaten sich mit dem Eimer versehen hat, aus dem er sein Pferd trinkt. Ich ließ den Führer der Schwadron rufen und machte ihm Vorwürfe, daß der Soldat sein Essen aus dem gleichen Eimer isst, aus dem sein Pferd, ein niederes Geschöpf, getränkt wird. Darauf entgegnete mir der Kommandeur der Eskadron, für den Ulanen sei es eine große Ehre, aus demselben Geschirr zu essen wie sein Pferd. Diese widerspenstige Übertreibung in der Sorge für das Pferd bestätigt jene bezeichnende Eigenschaft, die sich in der Seele unseres Soldaten entwickelt hatte.

Ich kannte Legionäre, die in ihren Tornistern sehr seltsame Dinge mit sich herumtrugen. Niemals konnte ich diese Leidenschaft verstehen, verschiedenerlei Gerümpel wie Granatsplitter aufzusammeln und mitzuschleppen, wo doch der gewöhnliche Inhalt des Tornisters schon schwer genug war. Diese Sammelwut brachte die Menschen dazu, daß sie es oft vorzogen, Nahrungsmittel fortzuwerfen, nur um sich nicht von ihren sonderbaren Andenken zu trennen. Ich erinnere mich einer mir unvergeßlichen Szene: die Soldaten mußten durch Artilleriefeuer zur Feldküche gehen, die im Wald

verborgen lag; bei jedem Kanonenschuß blieben sie stehen und gafften dumm umher, wo die Granaten niedergegangen wären. Man mußte sie anschreien, damit sie sich nicht blödsinnig den Schüssen preisgaben. Das war die Neugierde des Kindes im Soldaten, die Neugierde eines Menschen, der nach neuen Erfahrungen sucht; sie führte zu den unsinnigsten Dingen, bei denen der Selbsterhaltungstrieb verneint wurde. Darum fehlte es auch niemals in den Legionen an Freiwilligen, wenn es galt, ein gefahrvolles Unternehmen zu wagen. Stets meldeten sich zu viele, und man mußte immer erst eine Auswahl treffen, welche diejenigen kränkte, denen man nicht die schwerste Arbeit anvertraute.

Ich muß auch das Verhalten unserer Kranken und Verwundeten erwähnen. Fremde Ärzte fragten mich oft: „Was ist das eigentlich mit Euren Legionen?“ Soldaten, die nicht ganz ausgeheilt sind, die die Ärzte noch im Lazarett zurückhielten, kehrten zu ihren Regimentern, ihren Kompanien, ihren Schwadronen zurück; sie flüchteten förmlich aus den Krankenhäusern zu ihren Truppen und suchten aufs neue Verwundungen und Soldatenruhm. Ich erinnere mich an eine Unterhaltung mit einem hervorragenden Wiener Arzt, der als Chirurg die Lazarette besichtigte. Es hatte ihn beeindruckt, daß die Legionäre viel leichter Operationen ertrugen und die Genesungszeit viel schneller durchmachten als alle anderen Soldaten. Er erklärte es sich damit, daß sich die Legionäre der Operation in einer weit besseren Geistesverfassung unterzogen als die Mehrzahl der österreichischen Soldaten. Der einzige Traum unserer Kranken und Verwundeten war es, so schnell wie möglich dem Krankenhaus zu entfliehen; sie sprachen davon, als ob es sich um die Heimkehr handelte. Aber ihr Zuhause war die Kompanie, waren die Kameraden.

Die Legionen besaßen die Fähigkeit, fremde Menschen oft ganz unbeabsichtigt sich zu assimilieren. Hier ein komisches Beispiel für eine solche Anpassung: Ein Wiener hatte sich zufällig während einer Kriegskatastrophe einem der Bataillone der Ersten Brigade angeschlossen und wurde ein „wilder“ Legionär. Nachdem eine gewisse Zeit verflossen war, wollte er uns gar nicht mehr verlassen, und erst während seines Urlaubsaufenthalts bei Wien wurde er verhaftet, weil er die Österreicher geborene Memmen gescholten hatte, was er eigentlich von seinen Kameraden in den Legionen gelernt haben mochte. Diese seltsam starke Anziehungskraft ergriff einfache Seelen und verwandelte einen fremden Menschen plötzlich in einen treuen Legionär; verwundet, kehrte er aus dem Feldlazarett so rasch wie möglich wieder zu seinen Legionen zurück und versicherte, er wollte lieber mit seinen Kameraden auf dem Schlachtfeld sterben als in einem Lazarett herumzulungern, da er doch nur eine leichte Verletzung erhalten habe.

Ein zweiter Fall einer solchen Anpassung ist noch interessanter. Irgendein württembergischer Soldat hatte sich verirrt. Sein Regiment war irgendwohin weitermarschiert, und auf der Suche nach seiner Truppe blieb er schließlich bei einem Feldlager der Legionen-Pioniere hängen. Dort hatte man ihn umgekleidet, und von nun an lief er mit der polnischen Mütze und einem Adler daran herum. Da die Pioniere gute Arbeitstiere brauchen konnten, ließ man ihn gewähren. Der Württemberger war gleichfalls sehr zufrieden und behauptete, er hätte es gut getroffen mitten unter so vortrefflichen und fröhlichen Truppen. Er hatte sich bereits so eingelebt, daß er das deutsche Gesetz ganz vergessen hatte, welches für Fahnenflucht strenge Strafen vorsieht. Er blieb etwa ein halbes Jahr bei uns und fing dann

erst an, Briefe an die Familie zu schreiben, die ihn verrieten. An das Kommando der Ersten Brigade gelangte plötzlich von dem betreffenden württembergischen Regiment die Aufforderung, den in Frage kommenden Soldaten auszuliefern, da er entsprechend bestraft werden müsse.

Den gleichen Vorgang der Assimilierung fanden wir nicht nur in der I. Brigade. In der II. war er sogar noch stärker. Dort sprachen weniger politische Beweggründe mit, die von den Legionären selbständig abgewandelt wurden; auch war ich dort nicht als Vertreter der politischen Widerspenstigkeit gegenüber den kleinen Ehrgeizbeweisen in der polnischen Volksgemeinschaft anwesend. Dafür hatte man dort viel sichtbarer und ausdrucksvoller den Gedanken an den Soldaten, der sich fast ausschließlich mit der fachmännischen Seite seines Berufes befaßt, und an seine Ausbildung zum tüchtigen Soldaten entwickelt. In der III. Brigade, die später gebildet wurde, schuf man einen Mitteltypus, der im übrigen doch dem Legionär der I. Brigade ähnlicher war.

Wir erwarben uns bald den Ruf guter Soldaten, und indem wir verschiedene und wechselnde Schicksale durchlebten, vervollkommneten wir uns immer mehr. Indessen blieb das ständige Kompliment bestehen, das man uns gegenüber stets wiederholte: „undiszipliniert“. Erlauben Sie mir, meine Herren, daß ich Ihnen einen Fall solchen Mangels an Disziplin vor Augen führe, der sich gerade hier in Lemberg ereignet hat. Das war nach den schweren Kämpfen in Wolhynien, als ich an Influenza erkrankte und hier in Lemberg meiner Genesung entgegenging. Ich hatte damals Gelegenheit, vom Stadtkommandanten empfangen zu werden. Bei dem Empfang traf ich verschiedene Offiziere. Der eine von ihnen erzählte mir folgendes Erlebnis:

Um Mitternacht, also zu einer Zeit, da ein ordentlicher

Soldat nichts in der Stadt zu suchen hat, bemerkte er auf der Sixtusstraße zwei Soldaten, die auf ihn zukamen. Von weitem schon konnte er feststellen, daß es Legionäre waren. Er stellte auch fest, daß sie „benebelt“ waren und hin und her schwankten. In der I. Brigade dienten auch Lemberger „Batjaren“\*) — um einen hiesigen Ausdruck zu gebrauchen —, und sie erhielten verschiedentlich Urlaub, den sie nirgends anders als in Lemberg verbrachten. Als sie auf gleicher Linie mit dem Offizier waren, leisteten sie ihm keine Ehrenbezeugung und stießen ihn sogar im Vorbeigehen an. Der Offizier begann, ihnen Vorwürfe zu machen: „Du willst Legionär sein und schämst dich nicht, nachts betrunken herumzulaufen? Du triffst einen Offizier, leistest keine Ehrenbezeugung und stößt ihn noch an?“ Darauf entgegnete einer der Soldaten und musterte dabei den Offizier von Kopf bis Fuß: „Wir sind von der Ersten Brigade!“ „Na und, was hat das damit zu tun“, antwortete der Offizier, „daß du aus der Ersten Brigade bist? Was für ein Soldat bist du? Das ist eine Schande für die Erste Brigade!“ „Eine Schande für die Erste Brigade?“ wiederholte der Legionär, und er begann lange in seinen Hosentaschen zu suchen. Schließlich holte er eine niemals an der Brust getragene österreichische Tapferkeitsmedaille hervor, zeigte sie dem Offizier und fragte: „Genügt das?“ Nach einer Weile holte er aus der anderen Tasche ein preußisches Eisernes Kreuz und wiederholte seine Frage: „Genügt das?“ Und auf seinen Kameradenweisend, fügte er hinzu: „Der hat dasselbe. Komm!“ Dieses brutale Benehmen gegenüber Offizieren war tatsächlich eine Gewohnheit der Legionäre. Ich will es nicht leugnen.

Hier noch ein Bild aus derselben Zeit. Durch das offen-

\*) Burschen, Kerle.

stehende Fenster höre ich, wie die Wachtposten vor meiner Wohnung abgelöst werden, und ich höre einen mit flüsternder Stimme erteilten Befehl: „Vor der Wohnung stehenbleiben, alle hineinlassen, seinen Offizieren Honneurs machen, den Österreichern nicht!“

Ich will nicht behaupten, daß ein solches Benehmen eine gute Gewohnheit war. Sie war aber noch eine Folge jener Widerspenstigkeit der Legionen, die auf Schritt und Tritt zu betonen versuchten, nachdem sie Waffenruhm erworben hatten, sie verdankten ihren Wert der eigenen Leistung und brauchten keine ungebetenen Lehrer. Die Reibungen mit den fremden Offizieren wurden bei uns dadurch hervorgerufen, daß uns Lehrer gewaltsam aufgenötigt wurden; das weckte immer wieder einen Unwillen gegen das österreichische Militär und insbesondere gegen seine Offiziere, der oft in sehr scharfer und ungehöriger Form zum Ausdruck kam. Daher der Vorwurf: „undiszipliniert“. Ich richtete meine Aufmerksamkeit auf diese Erscheinungen und erließ einen Befehl: „Von heute ab werden allen Offizieren, gleichviel welche es sind, Ehrenbezeugungen erwiesen. Ich will keine Klagen mehr hören.“ Dieser Befehl wurde ausgeführt, und die Soldaten zeigten sich übertrieben höflich, indem sie prachtvoll stramme Haltung annahmen. Die Herzen der österreichischen Offiziere schlugen höher, denn sie waren überzeugt, ihr Einfluß hätte die Legionäre dermaßen erzogen. Was mich betrifft, so konnte ich Disziplin, d. h. Gehorsam und guten Willen, immer finden. Befehl war Befehl, und Dienst war Dienst. Der Vorwurf der Undiszipliniertheit betraf aber etwas anderes. Das war nur eine Geringschätzung für die Formen des Alltagslebens, hervorgerufen durch die Brüderschaft mit dem Tode.

Der Soldatenberuf — das ist eine Arbeit unter unnatür-

lichen Verhältnissen. Er erzeugt in den Soldaten eine besondere Einstellung zu einer Erscheinung wie dem Tode. Alle Menschen sterben freilich. Aber wenn der Soldat in den Tod zieht, so heißt das, er geht mit ihm Arm in Arm über die Schlachtfelder. Tod und Todesahnung umgeben den Soldaten immerzu. Der Tod ist für ihn eine ständige, alltägliche Erscheinung. Ich weiß nicht, meine Herren, ob diejenigen, welche niemals Soldaten waren, sich Rechenschaft darüber geben, wie schwer ein ständiger Verkehr mit dem Tode ist. Dieses alltägliche, für den Soldaten pflichtgemäße Hinausgehen in den Tod, die Willensanstrengung, sich an den Tod zu gewöhnen, diese Brüderschaft mit dem Tode hinterläßt in der Seele tiefe Spuren, ruft Wandlungen im Charakter hervor. Ein Mensch, der morgen sterben muß, hat ein besonderes Verhältnis zu den Dingen. Er schätzt gewisse Bequemlichkeiten nicht, denn morgen kann es mit allen Bequemlichkeiten vorbei sein. Er kümmert sich zwar auch um die Bequemlichkeiten anderer Menschen wenig, aber die eigenen veranschlagt er ebenfalls nicht hoch. Während einer langen Brüderschaft mit dem Tode wird Bequemlichkeit eine billige Sache, über die man zur Tagesordnung übergeht. Das Leben eines guten Soldaten wird zum ständigen Lotteriespiel. Die Folge davon ist eine Geringschätzung gegenüber den Fragen des materiellen Wohlstandes, die weit stärker als bei anderen Menschen ist.

Das Kriegsleben, das Leben unter unnatürlichen Bedingungen prägt der Soldatenseele noch eine andere Eigenschaft auf. Er ist ein Mensch, der das Familienleben irgendwo weit hinter sich gelassen hat. Eine flüchtige Umarmung, die er oft mit Gewalt erlangt, muß ihn befriedigen. Je mehr er zu solchen Umarmungen einer irgendwo in einer Ecke gefundenen Frau verurteilt ist, desto stärker wird in sei-

nem Innern die Sehnsucht nach einem glücklichen Lächeln wach, das aus dem Familienleben erwächst. Die Freude und das Lächeln des Familienglücks, die Freude und das Lächeln eines Kindes ergreifen ihn, und ich möchte allen Damen anempfehlen, einen guten Soldaten zu heiraten, denn ihn kann man — das ist so gut wie sicher — mit einem einzigen Lächeln beherrschen.

Schließlich noch einen bezeichnenden Charakterzug des guten Soldaten: er erfüllt die harte Soldatenpflicht, er führt Arbeiten aus, die oft sehr unbedeutend und untergeordnet sind. Aber er fordert immer sehr entschieden Achtung für sich, Achtung für seine Arbeit und Achtung für seinen Führer. Das bezeichnende Merkmal aller guten Soldaten ist, daß sie ihren Führer, der sie zum Siege führt, lieben und für ihn Verehrung verlangen.

Meine Herren, diesen Typus des guten Soldaten finden wir überall, wo es je Militär gab und wo es unter einem guten Führer Siegen entgegenging.

Als in Frankreich die Soldaten in jenen denkwürdigen Zeiten unter dem größten Feldherrn der Welt, unter Napoleon dienen, entsteht der Typus des napoleonischen Soldaten. Er ist wohl leichtsinnig im Alltagsleben, sorgt sich nicht um Geld, geht über die materielle Seite des Lebens zur Tagesordnung hinweg, ist froh und ungebunden, sucht Glück und Annehmlichkeiten des Lebens, ist immer bereit, fest und mutig seine Ehre und seinen Kaiser zu verteidigen, später konspiriert er ununterbrochen, um seinen Führer „aus der Gefangenschaft“ zu befreien. Jeder kennt Heines Lied von den beiden Grenadieren. Dieses Lied wurde nicht von einem Franzosen geschrieben. Um so bezeichnender ist es gerade, daß sich der Typus des französischen Soldaten durch die Kraft seiner Charakterzüge sogar Fremden der-

maßen aufdrängte und ihre Einbildungskraft anzog: Zwei Grenadiere kehren aus der Gefangenschaft heim und erfahren unterwegs die schreckliche Kunde, daß ihr Kaiser in Gefangenschaft geraten ist. Es könnte scheinen, daß sie nichts anderes wünschen dürften, als in den Schoß der Familie zurückzukehren, die sie so lange entbehrt hatten. Und dennoch ist ihr ganzes Sinnen darauf gerichtet, denjenigen zu sehen und ihm die Ehrenbezeugung zu erweisen, der sie in den Kampf geführt hatte: den Kaiser. Dieser Typus des guten Soldaten, des napoleonischen Haudegens, auch jener Offiziere, die nach der Restauration zu Hunderten aus der königlichen Armee entlassen wurden, die man als Staatsfeinde unter Polizeiaufsicht stellte, ist ins französische Schrifttum übergegangen und fand in den Heldengestalten zahlreicher Romane seinen Ausdruck.

Bei einem Nachbarvolk finden wir das Gleiche. Es ist in der Epoche des Sieges bei Sedan, die Zeit jener Kämpfe, die von den preußischen Siegen widerhallten; da finden wir fast dieselbe Art von gutem Soldaten, nur daß ihm gewisse eigene Charakterzüge der deutschen Rasse hinzugefügt sind. Der Typus ist strenger, weniger kultiviert. Der Soldat nimmt im Staat vorwiegend eine bescheidenere Stellung ein, aber er verlangt mit strengem Blick von seinem Herrn Achtung für sich und für das Ehrenkreuz, das er auf der Brust trägt. Wie der napoleonische Haudegen ist er für die weiblichen Reize und für das kindliche Lächeln empfänglich. Und auch in der deutschen Literatur finden wir jene Menschenart wieder, die sich mit dem Tode verbrüdet haben, ihn als Bruder erkannten, mit ihm schlafen gehen und aufwachen. Es sind Menschen, die den Wert des Wohlstandes und des Geldes nicht hochschätzen, es sind aber dafür Herzen, die der eigenen Ehre und der Ehre ihres Führers treu sind. Auf

diesen Unteroffizieren, die oft sehr bescheidene Stellungen einnahmen, beruhte die Kraft und Festigkeit des Deutschen Reiches.

Wenn ich nun zum russischen Schrifttum übergehe, so finde ich auch dort einen ähnlichen Typus des guten Soldaten. Er ist mit dem Tode vertraut und verbrüdet, ist ein Leichtfuß, der sich in der Welt umhertreibt, seinen Sold leichten Herzens verspielt und vertrinkt, aber Achtung für sich und für den Zaren fordert, in dessen Namen er gefochten hat. Ich entsinne mich eines russischen Schriftstellers namens Uspienski, der den Typus des russischen Haudgens mit viel Können gezeichnet hat. Er ist fünfundzwanzig Jahre im Dienst, kämpft auf allen Schlachtfeldern, tut tadellos seinen Dienst und — philosophiert. Er hat die Feinde zwar geschlagen, aber im Grunde genommen sind die, mit denen er sein Leben lang gekämpft hat, doch anständige, nette Menschen, die Franzosen wie die Deutschen, die Polen und die Türken, obgleich diese Heiden sind. Eine solche Achtung vor dem Feinde hat er angesichts des Todes erworben.

Und wie viele vortrefflich gelungene Gestalten guter Soldaten finden wir in den alten polnischen Erzählungen! Die Vorbilder der Verfasser waren lebende Menschen, auf deren Todesanzeigen man einstmals schrieb: „. . . ehemaliger Offizier (oder Unteroffizier) der ehemaligen polnischen Armee.“ Sie sind etwas gefühlvoller und rührseliger als die Franzosen oder Deutschen. Es sind Originale von altem Schrot und Korn, die auf dem Gutshof gedient haben und den jungen Herrn in der Fechtkunst unterwiesen; nun geben sie ihre ungewöhnlichen, selbsterlebten Kriegsabenteuer zum besten. Bisweilen sind es auch Charakterfiguren alter Offiziersburschen, die mit ihrem Herrn aus dem Krieg heimge-

kehrt sind und ihm nun weiter dienen — Diener, die sich aber nicht zurücksetzen lassen, denn auch ihre Brust schmückt das Verdienstkreuz. Auch sie haben, wie alle guten Soldaten, das Glück und das freundliche Lächeln des Lebens gesucht, haben die irdischen Güter leichtsinnig und geringschätzig behandelt. Aber ihr ganzes Leben hindurch haben sie ihre Anhänglichkeit an die Freunde bewahrt und den einfältigen Glauben eines Don Quichotte, jenes Ritters, der gegen Verderbtheit und Niedertracht kämpfte.

Überall, wo der Mensch in langen Kriegen und in schweren soldatischen Anstrengungen tätig war, hinterließ er seinen Volksgenossen einen neuen kulturellen Gewinn: das Vorbild eines Mannes, der über die irdischen Lebenswerte leicht hinweggeht und die moralischen Werte vorzieht; das Vorbild eines Mannes, der die Veränderlichkeit des Schicksals gern erträgt, um nur den besten Teil seiner Seele bewahren zu können: die Achtung vor sich selbst und vor seiner eigenen Ehre. Eine ehrliche Arbeit auf bescheidenstem Posten, ein ständiges Streben nach Einklang mit dem eigenen Gewissen — diese Charakterzüge haben sie aus ihrer Verbrüderung mit dem Tode behalten. Wie sie einst auf den Schlachtfeldern ihr Blut für die Ehre ihrer Fahnen und auf Befehl ihrer Führer vergossen, so setzen sie in ihrer Friedentätigkeit an die Stelle der Fahnenehre die Ehre ihrer Arbeit, ihres neuen Dienstes, für den sie Achtung verlangen, da das den Hauptteil ihres eigensten Wesens bildet. Sie suchen die Lebensfreude, das Lächeln des Glücks, nach denen sie sich während ihrer Soldatenpflichten und ihrer Kriegstätigkeit so lange sehnen mußten.

In Polen schufen und förderten die Legionen die Wiedergeburt des guten Soldaten. Dieser Gewinn kann für Polens zukünftige Geschichte mehr bedeuten als alle anderen Er-

rungenschaften in den oder jenen Schlachten. Durch unsere Anstrengungen, unser Herz, unsere große Arbeit und unseren Willen haben wir Polen einen neuen Gewinn zu geben vermocht: das Vorbild des guten Soldaten. Das alte Bild des Soldaten aus dem letzten Aufstand ist gleichsam aus dem Grabe erstanden, jenes Soldaten, der oft hungernd durch die Wälder und Forsten seines Vaterlandes streifen mußte. Denn diese vergessene, abgelehnte und oft wie ein Gespenst gefürchtete Gestalt aus alten Zeiten lebte, aller Welt und den eigenen Volksgenossen zum Trotz, wünschte zu leben und schenkte Polen ein neues Leben.



**Von der Führerschaft im Kriege**

*Im August 1923 hielt Marschall Piłsudski an der Stefan-Batory-Universität in Wilno fünf militärische Vorträge, betitelt „Von der Führerschaft im Kriege“. Die Zuhörer waren hauptsächlich Offiziere, außerdem auch Vertreter der Wissenschaft und politischer Kreise.*

*Der Marschall erklärte den Anwesenden, daß er über die „Führerschaft im Kriege“ sprechen wolle: was ihr Wesen sei, welche Bedeutung sie habe, aus welchen seelischen Elementen sie sich zusammensetze und welche Arten von Führerschaft es gebe.*

## Erste Vorlesung

(16. August 1923)

Was ist das Wesen der Führerschaft? Sie ist der notwendige Befehl, der Wille eines einzelnen über eine Menschenmasse. Kein menschliches Tun läßt sich ohne Führerschaft denken; und nicht nur das: auch in der Familie, in den Beziehungen einander nahestehender Menschen muß es eine Art von Führerschaft der Älteren gegenüber den Jüngeren, der Mutter gegenüber dem Kinde usw. geben. In Polen, wo es so viele schwache Charaktere gibt, besteht eine Neigung zum Mitregieren, zum Mitbefehlen, was das Wesen der Führerschaft notwendig schwächt.

Beim Militär muß es anders sein; dort kann man nicht die Bildung von falschen Anschauungen, von Erwägungen und Unschlüssigkeit zulassen. Denn in der Kriegstätigkeit wird jeder einzelne durch Gebote geleitet, wie sie im gewöhnlichen Leben nicht anzutreffen sind. Im Kriege verlangt der Führer von den Menschen ihren wertvollsten Besitz: ihr Leben. Ein Mensch ist einem anderen mit all dessen Fehlern und Tugenden preisgegeben; er ist den Fehlern und Tugenden des Führers ausgeliefert. Kein anderes Gebiet menschlichen Tuns kennt eine solche Führerschaft, die bis an die tiefsten Rechte, an die Lebensrechte rührt.

Sie nimmt die sittliche und körperliche Ganzheit des Menschen in Anspruch und gibt ihre eigene sittliche und körperliche Ganzheit dafür.

Jede Kriegstätigkeit ist ein Streben nach dem Sieg. Die Kriegsoperationen sind die Technik dieser Tätigkeit, welche die Bewegungen des Heeres leitet, und zwar von oben nach unten hin. Die Führung handelt durch Befehle einer Menschengruppe gegenüber, welche die Befehle auszuführen hat; diese Menschen leiten die Befehle weiter, und eigentlich befiehlt man nur einigen wenigen Menschen. Diese geben die Gedanken der Führung oder des Führers weiter und weiter, bis zu den fernsten Truppenverbänden. Die ganze Kunst der Führerschaft besteht darin, daß die Befehle des Führers begriffen und die Untergebenen mit ihrem Geist erfüllt werden.

Beim Militär sind alle nur Empfänger der Befehle des Obersten Kriegsherrn, er ist der Schöpfer der Befehle. Die Arbeit aber, die den Befehl für die Massenbewegung in der Gedankenwelt des Führers entstehen läßt, geschieht durch eine geistige Schöpfung: nämlich den ursprünglichen Plan, der also schon im Umriß die sichtbare Tat vorhergestaltet.

Der Plan selbst ist dann bereits technische Arbeit. Alles Schöpferische geht in den Plan über, oder es stirbt ab, indem es durch eine neue Eingebung, einen neuen, den Umständen entsprechenden Gedanken ersetzt wird, der von der entstandenen und erkannten Konzeption des Feindes oder von mitgeteilten Einfällen der Mitarbeiter abhängig ist.

An sich ist es die Aufgabe des menschlichen Geistes, zu schaffen. Eingebungen sind plötzliches Schaffen, eine Art von Inspiration, und Führerschaft ist die Fähigkeit, solche Erleuchtungen zu empfangen. Es gibt Heerführer mit schwungvollen, lebhaften und überreichen Eingebungen, die stets bereit sind, sie in jeder Lebenslage wirken zu las-

sen. Ein solcher Heerführer war Prądzyński, dessen Geist schnell und stets von neuem zu schaffen vermochte. Ein Beispiel schwerfälliger Gedankenarbeit war Generalfeldmarschall Kuropatkin, der nicht imstande war, einmal gefaßte Ideen umzuformen, der sich selber gedankliche Hindernisse errichtete, die zur Niederlage führten. Das war bei Sandepu der Fall, denn dieser Ort wurde infolge eines solchen gedanklichen Hinterhalts zur Ursache einer Niederlage, wie er Menschen auflauert, die ihre Pläne nicht rasch ändern und neue Formen können. Beim ersten Rückschlag ist dann die Niederlage da.

Die sogenannte *idée préconçue* hindert nämlich daran, gut zu sehen und zu beobachten. Der Führer aber muß für jede Möglichkeit eine Konzeption bereit haben, dann führt er seine Armee wie ein guter Tänzer seine Tänzerin. Ein schlechter Führer dagegen ist wie ein schlechter Tänzer, der seinen Tanz nur vom Kamin beginnen kann und auf den richtigen Augenblick warten muß, er tanzt sicherlich drauflos, ohne den Takt einzuhalten . . .

Der Führer kann auch fremde Einfälle zu den eigenen hinzufügen. Das ist jedoch nicht zu empfehlen; denn am wertvollsten und am kraftvollsten sind gerade die Ideen, die man selber, ohne jeden Nebeneinfluß gefaßt hat. Zur Ausführung gelangt nur ein kleiner Teil der ursprünglichen Konzeption; selbst für den Entwurf des Plans wird die Idee nur noch teilweise verwandt. Wieviel davon muß der Führer aus eigenem Entschluß oder aus Notwendigkeit über Bord werfen!

Der Empfang einer Eingebung steht am Anfang der Operationsarbeit. Und oft muß man schon vor der Befehlsausgabe seine ursprünglichen Pläne angesichts der feindlichen Konzeptionen fallen lassen. Alle empfangen bereits fertige

Konzeptionen zur Ausführung; der Führer ist ihr Schöpfer, er hat die Pflicht, gedanklich zu schaffen.

Wenden wir uns jetzt der Planung des Feldzugs von Wilno zu; denn darin werden wir die Beispiele für das vorher Gesagte finden. Als Wilno im Jahre 1918/19 in die Hände der Bolschewisten fiel, trennten sich 300 Kilometer und deutsche sowie bolschewistische Streitkräfte von dieser Stadt. Wilno ist die Stadt meiner Kindheit, ich liebe sie und habe mich lange Jahre hindurch nach ihr gesehnt. Das Schicksal der Stadt Wilno — das war mir seelisch ein Kernpunkt und eine Notwendigkeit, die mich unwiderstehlich anzog. Im großen Bildfeld meiner Seele erschien Wilno als rosenroter Fleck im Norden des großen roten Flecks der ringenden Stadt Lemberg, wohin ich aus dem Zwang der Notwendigkeit Hilfstruppen entsenden mußte. Und meiner Seele war zumute wie jener Frau in Wyspiańskis „Hochzeit“: „Not ruft stumm, rundherum, rundherum!“ Das Muß der Jugendjahre, der Liebe und der Erinnerungen rief sie, und Wilno war für mich das Erbteil langer Jahre der Sehnsucht und treuer Anhänglichkeit.

Feldherren haben für diese oder jene Konzeption eine Vorliebe, und das kann für sie zu einem gefährlichen Gedankenknoten werden. Bei Lemberg kündigte sich ein klarer, unzweideutiger Krieg an; bei Wilno dagegen war noch nichts Bestimmtes festzustellen. Die Notwendigkeit, nach Lemberg Hilfstruppen zu senden, war augenscheinlich, und das Schicksal Wilnos bildete im Kriegsplan eine Art von Hinterhalt.

Ob ich falsch gehandelt habe, daß ich meine Eingebung, im Dezember 1918 Hilfstruppen nach Wilno zu senden, fallen ließ — darüber mag die Geschichte ihr Urteil fällen.

## Zweite Vorlesung

(17. August 1923)

Die erste Konzeption betreffs Wilnos war mißlungen, weil es unmöglich war, sie zu verwirklichen; so mußte eine andere geschaffen werden. Wir sind im Januar 1919; neue Konzeptionen entstehen in meinen Gedanken, aber erst im Februar beginnt das Entwerfen von Plänen, d. h. die Verwirklichung des Gedankens. Ohne mich bei allen Einzelheiten dieser Entwürfe aufzuhalten, will ich betonen, daß ich einerseits als Oberbefehlshaber der Streitkräfte mich mit den Kriegshandlungen um Lemberg beschäftigen mußte, wo vier Fünftel meiner Seele und vier Fünftel meines Heeres gebunden waren. Andererseits ließ Wilno nicht zu, daß ich es in Gedanken vernachlässigte. Es war gleichsam ein Wettbewerb zwischen Wilno und Lemberg, der aber nicht mein Denken beschäftigte; es war eher ein Kampf der Gefühle, keiner der Gedanken und der realen Begriffe des Führers. Auf der einen Seite also die idyllischen Gefühle und Erinnerungen gegenüber der in der Ungewißheit der Ferne liegenden Stadt Wilno, auf der anderen Seite die harte Wirklichkeit, die nach Lemberg rief.

Zu jenen Zeiten begann sich der Kriegsschauplatz herauszubilden. Ich stand einem Feind gegenüber, der vor mir Schritt für Schritt zurückwich, da er nicht mit uns zu kämpfen beabsichtigte. Aber im Norden gab er den Bolschewisten, im Süden den Ukrainern Kleinstädte, Dörfer und ganze Landstriche preis. Die Deutschen konnte ich nicht als Feinde nach eigentlichen Kriegsbegriffen betrachten und brauchte sie nicht in Rechnung zu stellen. Nach Wilno gerieten Lida, Słonim und Wolkowysk in bolschewistische

Hände. Ich wußte, daß man um jeden Preis Brześć besetzen mußte, und gab einen entsprechenden Befehl sogar auf die Gefahr hin, einen Kampf mit den Deutschen wagen zu müssen. Am 8. Februar kam Brześć in unsere Hände, und so bildete sich eine Front.

Außerstande, unter irgendwelchen Umständen Truppen von Lemberg abzuziehen, dachte ich daran, eine Armee aus Emigranten zu bilden; denn ich wollte eine spezielle Kampfeinheit mit der besonderen Zweckbestimmung für Wilno schaffen.

Schon damals hätte meine Beobachtung des neuen, unbekanntes Feindes begonnen, vor dem Europa zitterte und dessen Stärke ein großes Geheimnis war; wohin er seinen Fuß setzte, wichen alle unverzüglich zurück.

Bereits im Anfang meiner Kämpfe mit der bolschewistischen Armee erlebte ich die Überraschung, daß mein schlecht ausgerüstetes und zahlenmäßig schwaches Heer fast ohne Verluste große Gebiete besetzen konnte und „wie in Butter“ vorwärts kam. Das waren neue Tatsachen über den Feind. Sie wurden in mein Bewußtsein als Grundlage für eine neue Konzeption aufgenommen.

Die Einschätzung des Feindes im Kriege ist eine sehr schwere Aufgabe. Die Bolschewisten waren eine unbekanntes Größe, die zu erforschen keine leichte Sache war.

Unsere Beobachtungen und Erkundungen waren ungleichartig. Was wir kannten, war nur die Leichtigkeit des Vordringens, und diese Tatsache, die mir den Eindruck gab, daß der Feind schwach sei, belebte meine Arbeit für die Wilnoer Pläne. Mein Denken spürte nämlich der Möglichkeit nach, das offensichtliche Übergewicht auszunützen, das ich über den Feind hatte.

Es gibt einen großen Kriegsherrn, der das Denken und

die Tätigkeit im Kriege beherrscht — den Raum, den jeder Heerführer in Betracht ziehen muß. Sooft ich in Gedanken den Raum von 290 Kilometern maß, der mich von Wilno trennte, wich mein Denken zurück. Meine Streitkräfte waren zu klein; denn bei Kriegshandlungen darf der Raum keine völlige Leere darstellen, er muß von der Tätigkeit des Heerführers und seiner Untergebenen, von Truppenbewegungen und dergleichen mehr ausgefüllt sein.

Es gab auch ein geographisches Hindernis, das ich in meinen Gedanken nicht überspringen konnte: unser lieber Njemen-Fluß, der von Olita bis Mosty in einer Richtung fließt, von Mosty auf die Naliboker Forsten aber in entgegengesetzter Richtung; so entsteht eine Schlinge, in der sich meine Truppen leicht fangen könnten. Jeder Fluß ist für die Operationen ein großes Hindernis. Der Njemen wurde für mich zu einem Gedankenknoten, um so drohender, als man annehmen mußte, daß es keine Brücken über ihn gab; der Bau einer neuen Brücke schien mir sehr problematisch. Vor diesem Hindernis wich mein Denken mehrmals zurück. Die Nachricht vom Flußübergang unserer Truppen bei Mosty wühlte mich innerlich auf. Das war also doch möglich? So mußte man sich mit ganzer Seele an diese Sache machen.

Zur Konzeption eines Planes gehören Dinge, die für jeden Feldherrn eine wichtige Rolle spielen. So erzeugt z. B. die Frage des Raums in Verbindung mit der erforderlichen Zeit unvermeidliche Denkhemmungen, vor denen die Tätigkeit der Planung haltmachen muß.

Außer dem Fluß Njemen und dem Mangel an Brücken hatte ich noch eine geographische Schwierigkeit: die Wälder. Sie sind für die einen ein Hindernis, für die anderen eine Hilfe — das waren neue Hemmnisse, die mir in der

Gestalt des Grodnoer und des Rudniki-Forstes erschienen. Dazu muß man auch die Wege in Rechnung stellen. Für die Truppen sind die Wege dann gut, wenn sie nicht nur für Infanterie und Kavallerie, sondern auch für die Geschütze und den Train benutzbar sind. Zwei Anmarschstraßen auf Wilno standen mir zur Verfügung.

Entweder führte der Weg nach Wilno über Rózanka, Raduń, Rudniki oder 180 Kilometer weit über die Lidaer Heerstraße. In der Kriegssprache bedeutet das eine bestimmte Anzahl von Tagesmärschen. Die Reiterei kann diese Entfernung bei Gewaltmärschen in drei Tagen, das Fußvolk in sechs Tagen bewältigen. Bei meiner Konzeption muß ich auch an den Feind denken, der meine Pläne ununterbrochen lahmzulegen sucht. Wir wollen annehmen, daß ich acht Tage brauchen werde, um bis Wilno zu gelangen.

Aber man muß überdies alle Umstände in Rechnung stellen, die zu unseren oder zu des Feindes Gunsten wirken werden: die Bolschewisten haben eine fertige Eisenbahnstrecke von Minsk nach Wilno zur Verfügung, wir aber bewegen uns zu Fuß.

Auf der einen Seite haben wir Grodno, das von den Deutschen besetzt ist, welche — wie ich annehme — mit den Bolschewisten im Einvernehmen stehen, auf der anderen Seite die Stadt Lida, die in den Händen der Bolschewisten ist.

Wenn ich den kürzesten Weg auf Wilno einschlage, so muß ich die äußerst gefährliche Stelle an den Forsten von Rudniki passieren, an der die Entfernung zwischen den Bahnlinien Wilno—Grodno und Wilno—Lida kaum 50 Kilometer beträgt. Diese Stelle ist sehr schmal, sie ist wie ein Wespenleib eingeschnitten und darum gefährlich.

Die Tätigkeit des Konzipierens ist eine Arbeit in Gefahr und Ungewißheit; Angst und Unruhe bemächtigen sich des Denkenden. Es bilden sich die notwendigen Gedankenknoten, an denen sich der Plan in deutlicher Gestalt zu kristallisieren beginnt, so daß man ihn schon auf der Karte aufzeichnen kann.

In dem vor mir liegenden Raum zeichnen sich nun folgende Gedankenknoten ab: die Bolschewisten, die Deutschen. Doch die Notwendigkeit ruft mich, und die Gedanken drehen sich um die Konzeption wie im Strohweisch-Tanz\*), und dieser Tanz hinterläßt unauslöschliche Spuren auch in den Seelen meiner Untergebenen, die sich unter dem Einfluß ihres Feldherrn in dieselben Gedankenknoten verwickeln.

Man muß an den Feind denken und auch daran, daß er an uns denkt. Man muß sich stets daran erinnern, daß der Raum ein Feind ist, den man zu überwinden hat. Es gilt, den schönsten Vorzug des Krieges auszunützen: die Überraschung, welche die Stärke zunichte macht.

Das Element der Überraschung auf die eigene Seite zu bekommen — das ist der neue Seelenknoten. Der Raum ist dein Feind — laß ihm keine Zeit, ergreife alle Möglichkeiten, um die Überraschung zu schaffen, benutze alles, was sie vergrößern kann! Die ganze Wucht der Überraschung liegt in ihrer Plötzlichkeit, dann wird der Schwache, wenn auch nur auf kurze Zeit, stark.

Aber Zeit und Raum waren gegen mich.

Im Februar blieb die Konzeption noch tot, sie konnte sich noch nicht in einen Befehl verwandeln. Anderthalb Monate lebte sie, ohne sich zu offenbaren. Für sie sprach

---

\*) Anspielung auf den Strohweisch-Tanz in der berühmten Dichtung „Die Hochzeit“ von Wyspiański, die in diesen Vorlesungen mehrmals erwähnt wird.

die Leichtigkeit, von den Bolschewisten Raum zu erobern, gegen sie die doppelseitige Gefahr Lida—Grodno.

Selbst der größte Feldherr der Welt, Napoleon, sagt von seiner Planungsarbeit, sie quäle ihn und erfülle ihn mit Angst, niemals sehe er Gutes dabei, er beschaue die Dinge auch nicht in rosigem Licht. Das mag meine Worte bekräftigen. Napoleon vergleicht die Tätigkeit, Kriegspläne zu schaffen, mit den Schmerzen eines gebärenden Mädchens, das ganz in Unsicherheit ist, voller Befürchtungen, aber zugleich auch voller Liebe für das Kind in ihrem Schoß. Die Konzeption wird zum Prokrustesbett für ihren Schöpfer, sobald sie fremden Händen anvertraut wird.

Anfang März hatte ich begonnen, an der Durchführung der Absichten, die ich auf Wilno hatte, zu arbeiten. Nach meiner Schätzung und Berechnung hatten die feindlichen Truppen eine Stärke von 10 000 Mann, davon 6000 wirklich kriegstüchtige Soldaten und 4000 in unsicheren Formationen: Letten, Chinesen, Matrosen, nichts Regelrechtes oder Bestimmtes. Man mußte eine Neugliederung der Armee vornehmen. Zwei Divisionen, die erste und die zweite, bestimmte ich für die Nordfront. Ich wählte die besten Organisatoren aus: Legionäre, denen ich unbedingtes Vertrauen schenkte. Ich beschloß auch, allmählich Kavallerie zusammenzuziehen. Ich verfügte also über zwei Divisionen Infanterie, eine dritte war an der Front, und sechs Regimenter Kavallerie, von denen vier gegen Wilno vorrücken sollten.

Das waren die Befehlsanordnungen, man machte sich an die Arbeit. Es ist leichter, darüber zu sprechen, als es zu verteidigen.

Mit der Ausarbeitung des Plans auf dem Papier beauftragte ich Oberst Stachiewicz und Oberstleutnant Kaspr-

zycki. Oberst Tokarzewski erhielt den Auftrag, die Armee in wirtschaftlicher Hinsicht zu organisieren. Er quälte mich furchtbar mit allerlei Forderungen, die nicht zu erfüllen waren. Sosnkowski bekam auch niemals genug. Die Streitkräfte wuchsen an, aber ihre Ausrüstung war sehr schlecht. Die Ausbildung der Rekruten dauerte zwei bis drei Wochen, in den meisten Regimentern hatte nur ein Bataillon volle Ausrüstung. Schießunterricht wurde während des Marsches zur Front erteilt.

Diese papierene Heeresorganisation, die Notwendigkeit, daß der Führer eine Auslese trifft, die einen Dinge den anderen opfert, läßt ihn in steten Widersprüchen leben; er sieht das Risiko der militärischen Arbeit wachsen, wenn der Plan zu früh aufgedeckt wird. Nach einmonatigen Vorbereitungen gab ich General Szeptycki den Befehl, das Kampfgebiet zu erkunden und streng geheim die Zusammenziehung der Streitkräfte in Rózanka anzuordnen.

Befürchtungen tauchten auf, die Deutschen könnten den Bolschewisten Grodno übergeben. Ich entsandte Offiziere, welche diese Angelegenheit erforschen sollten, und erhielt am 24. März ein Telegramm, die Deutschen marschierten mit den Litauern von Grodno in der Richtung auf Merez gegen die Bolschewisten.

Diese — wie sich später herausstellte — völlig irri- ge Nachricht wurde jedoch niemals widerrufen. Mein ganzer Plan schien zusammengebrochen zu sein. Es bildeten sich neue Begriffe; Wilno rückte in weite Ferne. Am 27. März trafen aus Grodno Nachrichten ein, daß dort ein Spartakus-Aufstand ausgebrochen sei. Wegen Lida tauchten Befürchtungen auf, aber die Meldungen bewiesen zugleich, daß wir in dieser Richtung mühelos vorrückten.

Ein neuer Widerstandsknoten entsteht bei Słonim, wo

sich größere bolschewistische Streitkräfte sammeln. Uns erreichen auch beängstigende Nachrichten von Befestigungsbauten am Merezanka-Fluß und in den Rudniki-Forsten. Und in diesem Gebiet soll doch meine Kavallerie vorgehen.

Die Konzeption, hilflos preisgegeben wie ein fremden Händen anvertrautes Kind, gerät auf ein Prokrustesbett, und mit ihr auch die Seele des Feldherrn. Das war die schwerste Krise meiner Absicht. Alles verschwor sich gegen sie, aber sie hat alle meine Seelenängste überstanden.

Ich faßte den Entschluß, den Angriff auf Lida zu wählen. Das vergrößerte das Wagnis, die Angst und die Unsicherheit außerordentlich, aber die Durchführung nahm diese Richtung. Die Befehle wurden erteilt, mein Plan war allem zum Trotz gerettet.

Der Feldherr muß schöpferisch gestalten, und wenn er vor dem Entschluß steht, einen Befehl für die Kriegsarbeit zu erteilen, so bietet er den Anblick der Qual des Schaffenden. Wenn er dann seinen Gedanken durch andere ins Werk gesetzt sieht, so erlebt er die Angst — nicht eines Hasen, der zitternd am Feldrain hockt, sondern eines Löwen, der sich mit den Tatzen fest in den Boden krallt, und durch seine Seele rasen Gewitterstürme.

Gekettet wird der Wille in Fesseln gehalten und muß auf seinen Augenblick warten. Wenn dann der Wille des Feldherrn frei wird und seine Ketten und Ängste abschüttelt, so beginnt seine erlösende Macht.

Die Lust am Willen ist das größte Glück jedes Feldherrn.

## Dritte Vorlesung

(18. August 1923)

Bei meinen Ausführungen über die Kriegsarbeit habe ich den Befehlen niederen Grades zu wenig Beachtung geschenkt. Das ist aber ebenso wichtig, denn es stützt sich auf die seelischen Eigenschaften des Führers und der Untergebenen.

Ich will heute einmal bei all den Dingen stehenbleiben, die Verwicklungen und Widerstände bilden, welche von der Kriegsarbeit nicht zu trennen sind, bei all dem, was ich die Kriegsbuchhaltung nenne, d. h. beim Ausarbeiten der Pläne. Das ist die eigentliche Küche, die der Armee und der Heeresleitung die Leckerbissen zubereitet.

Der Oberste Feldherr bildet während des Krieges einen unabtrennbaren Teil des Staates. Auf seinen Schultern hat er die Last der Politik zu tragen. Einen Krieg führt man um der Politik willen, ohne sie gibt es keinen Krieg, beide sind unzertrennlich.

Als Oberhaupt eines kriegführenden Staates begegnete ich auf meinem Tätigkeitsfeld politischen Elementen, die nicht völlig aus den Kriegsplänen ausgeschaltet werden konnten.

Im Tagesbefehl muß der Zeitpunkt einer Kriegshandlung bestimmt sein. Ich hatte mir als Zeitpunkt das Frühjahr ausgewählt, den genauen Termin aber nicht festgelegt. Der verspätete Frühling von 1919 ließ mir Zeit, um die mich die einzelnen Organisatoren der neuen Truppenteile dringend baten und deren auch die Kriegsarbeit bei Lemberg bedurfte. Aber es kam noch eine andere Frist in Frage: die Räumung Grodnos durch die Deutschen zwischen dem 28. April und 1. Mai.

Wenn meine Konzeption Leben gewinnen sollte, so war jetzt ihre Zeit gekommen, da in Grodno kein Feind mehr stand.

Vor dem 28. April mußte Wilno mein sein; denn wenn Wilno von mir besetzt war, konnten die Bolschewisten nicht ihre Hand nach Grodno ausstrecken.

Eine kurze Berechnung: bis zum 23. muß ich in Wilno sein — fünf Tage werden dann für Grodno genügen. Mit den Vorbereitungen für die Unternehmung muß ich zu recht kommen. In diese Vorbereitungen mischten sich aber politische Einflüsse. Ganz einfach: durch die Köchinnen, die ihre Nachrichten von den Legionären in Ostrowo bezogen, verbreitete sich die Kunde von einer Expedition gegen Wilno.

Wenn das schon die Köchinnen wußten, um wieviel mehr wohl die maßgebenden politischen Kreise! Es begann wie in einem Bienenstock zu summen — Delegationen, Zornesausbrüche, Proteste, Kommissionen und endloses Gezänk.

Man drohte mit Unannehmlichkeiten und Kundgebungen gegen die „verbrecherische“ Absicht, das Militär irgendwo anders als bei Lemberg einzusetzen. Ein Gewitter brach über meinem Kopfe los.

Aber sie hatten es mit einem schlaunen Litauer zu tun. Das Osterfest steht vor der Tür, sie werden zu den Parlamentsferien nach Hause fahren, ich habe also Zeit, die Sache ohne allzu großes Aufsehen abzuwickeln. Der Wille beginnt zu arbeiten. Ich beschloß, das Tempo zu beschleunigen, meinen Plan zu retten und Wilno sofort einzunehmen.

Am 9. wurden die Befehle erteilt. Am 15. fange ich an, um eine Woche zu gewinnen, die zur Überwindung der im

Frühjahr furchtbaren Straßen unentbehrlich ist. Anstatt der neun Bataillone der 1. Division marschieren nur sechs, anstatt der weiteren neun der 2. nur fünf. Die übrigen sollten später kommen. Ich halbiere meine Streitkräfte, ich nehme es auf meine Verantwortung. Die Truppen sind weder ausgebildet noch ausgerüstet, ich nehme es auf meine Verantwortung.

Am 11. bricht ein Sturm im Landtag los. In einer Nachtsitzung sucht man nach einer Formel, die mir, dem Obersten Feldherrn, ein Hindernis in den Weg legen könnte. Und in Rembertów steht schon mein Zug bereit.

Am folgenden Tage fuhren wir ab: das Parlament in die Osterferien, ich auf Lida zu.

Nicht nur ich mußte solche Verwicklungen durchmachen: auch der französische General Nivelle z. B. hatte seinerzeit sehr scharfe Auseinandersetzungen mit den politischen Stellen.

Ich war mir meiner Verpflichtungen gegenüber meiner Regierung bewußt. Loyalität war mir Gesetz und Pflicht. Als ich Paderewski, der noch vor den Landtagsferien nach Paris fuhr, deutlich erklärte, daß ich auf Wilno marschieren wolle, und ihn fragte, ob ich ihn damit nicht in seiner diplomatischen Arbeit stören würde, erfolgte — wie immer — eine unbestimmte Erörterung und ein Glückwunsch für erfolgreiches Gelingen, schließlich aber das Versprechen eines telegraphischen Bescheids von Paris aus.

Ich erklärte, daß ich nur im Falle einer unbedingten, durch Gründe erhärteten Forderung die geplante Unternehmung einstellen würde. Den telegraphischen Bescheid erhielt ich, als Wilno schon fest in meinen Händen war.

Da erteilte man mir den Rat, auf die Ankunft der „wirklichen“ Armee unter dem Befehl des Generals Haller zu

warten. Der einzige gutgesinnte Mensch in dieser Sache war der damalige Innenminister und gegenwärtige Präsident der Republik, Stanisław Wojciechowski. Er versprach mir Geld und seine Unterstützung.

Ich bin ihm dankbar für die einzige Hilfe, die mir damals zuteil wurde. Es ist schwer, das einzugestehen — ich war der Oberbefehlshaber der polnischen Armee, doch ich wußte, welchen Umständen ich dieses Amt verdankte. Niemand wagte es nämlich, dieses Amt zu übernehmen, und jeder andere wäre vor einer solchen Last zurückgewichen. Wenn beinahe kein Militär vorhanden ist und das, was da ist, eher Bettlern gleicht, wenn ringsum die Revolution die Offiziere niederstreckt, so wird alles unsicher. Ich habe die ganze Verantwortung kühn und gleichmütig auf mich genommen; aber ich wußte nur allzu gut, daß ich keine Autorität besaß. Ich war doch nur Brigadier, und bis zum Oberbefehlshaber ist es ein Riesensprung. Woher soll man die erforderliche Erfahrung haben, woher die Sicherheit, daß der unter meinem Kommando Stehende nicht den Einwand macht, er wäre klüger und fähiger als ich?

Wenn ein Staat seinen Führer wählt, sucht er starke, ehrgeizige, selbstbewußte Männer. Ehrgeiz besaß ich genug. Ich suchte nach der Möglichkeit einer Prüfung, in der ich beweisen sollte, daß niemand vollbringen könnte, was ich vollbringen würde. Ich türmte die Schwierigkeiten, suchte Außergewöhnlichkeiten, um den Beweis zu erbringen, daß ich zu siegen vermag.

Wilno war meine Prüfung.

Ich suchte Menschen, die mir sagen würden: „Ich kann das fertigbringen.“ Mein Freund, General Henrys, hielt meine Wilnoer Pläne für Wahnwitz. General Szeptycki glaubte nicht an den Erfolg; er betrachtete es als uner-

laubt, den Staatschef Gefahr laufen zu lassen, von seinem Staat abgeschnitten zu werden.

Als ich am 12. April den Eisenbahnzug bestieg, hallten die Wagen von Lachen, Freude und Zuversicht wider. Meine Konzeption, mein Kind, lebt also, wird sichtbar, setzt sich in Bewegung. Macht Platz, ihr anderen alle! Napoleon sagte: „Ich eile zur Ausführung, werde vor der Qual davonlaufen.“ Der Wille ließ keine Zeit zum Zaudern. Die Notwendigkeit rief. Einmal und nicht wieder. Rundherum im Ringelreihn!

Ich komme zur Ausführung. Am 13. im Hauptquartier in Skrzybowce packen mich die alten Erinnerungen: diese Fichten und grauen Hütten, das in eine russische Kirche verwandelte Dorfkirchlein . . . das kenne ich . . . kenne es gar zu gut. Ich bin also da, wo ich sein wollte. Die Sammlung der Kräfte ist vollzogen. Noch fehlen einige Bataillone, noch etwas vom Train, es gibt verschiedene Mängel infolge der überstürzten Eile, zu der mich die politischen Stellen zwangen.

Ich befahl, die Tätigkeit im Eisenbahndienst zu verstärken. Es brodelte auf. Der in der Einsamkeit des Belvedere geborene Gedanke beginnt immer lebendigere Farben anzunehmen. In einem Auto jage ich nach Lida, um dort die Truppen zu sehen, die diese Stadt im Sturm nehmen.

Verschiedene Hindernisse und Unmöglichkeiten stellen sich in den Weg: beschädigte Brücken, Verpflegungsman gel usw., über die mit dem Wort: „Es muß sein!“ entschieden wird. Und dieses Wort wirkt. Langsam werden die Truppen ausgeladen. Die Soldaten schlendern umher, fluchen, machen Witze über ein Land, in dem es so viel Dreck gibt, fast wie jener Grenadier Napoleons, der sich wunderte, daß man so etwas Vaterland nennen kann . . . Die

Generäle machen mir das Leben sauer: Belina schwört, daß er ohne Hafer nicht von der Stelle kommen kann, eher schon ohne Brot für die Soldaten; Ställe wären nicht vorhanden, die Pferde gingen ihm zugrunde. Smigly fordert Eßgeschirr für seine Infanteristen, die statt dessen Waschsüsseln unter dem Arm tragen. Lasocki schüttelt den Kopf über Lida, wohin die Bolschewisten anscheinend acht Matrosen-Regimenter gesandt haben.

General Szeptycki mit seinem Unglauben an die Möglichkeit eines Erfolges richtet seine Aufmerksamkeit auf die erhöhte Verteidigungsmöglichkeit von Słonim, das aus Minsk Hilfstruppen erhalten hat. Es folgen die letzten Berechnungen, der „ordre de bataille“ an alle meine Truppen. Dazu gehört schon eine Zeichnung, das ist bereits die sogenannte Kriegsbuchhaltung. Ich hatte 32 000 feindliche Bajonette gegen mich, im Süden 8000 bis 9000, die übrigen im Norden. Unsere Truppen waren nur an Kavallerie und Geschützen stärker.

Vor Lida hatte ich das Suwalki-Infanterie-Regiment, das 7. Ulanen-Regiment und die vorlaut lärmenden 15er Geschütze. Belina lasse ich mit seinen Ulanen auf einem Seitenweg gegen Wilno vorrücken. Mag er seiner geliebten Waffe durch einen 40 Kilometer langen Ulanenraid am ersten Tag Ruhm verschaffen; mag er sich unbemerkt bis an Wilno heranpirschen, die Stadt von Osten, von woher man nichts vermutet, im Sturm einnehmen. Er soll die Stadt um jeden Preis halten, bis die Infanterie heranmarschiert oder herangefahren ist. Du bist der Träger meines Kindes, möge es leben! Sich selbst überlassen, führt er seine Ulanen davon.

Zur selben Zeit wird der Eisenbahndienst von einer seltsamen Schläfrigkeit erfaßt. Kaum rührt sich etwas; die

Eisenbahnbeamten weichen den Offizieren aus, die fluchen und schimpfen; es bilden sich Stauungen, die Züge verstopfen die Geleise, die Maschinisten wollen nicht ohne Instandsetzung der Telephone „auf gut Glück“ fahren. Alles bleibt stehen.

So muß ich den Beginn der militärischen Aktion auf den folgenden Tag, den 16. April verschieben.

Plötzlich erscheint, man weiß nicht wie, alle Stauungen überwindend, Major Brzozowski. Und auf einmal geschieht das Wunder des Willens eines Menschen über alle: die Eisenbahnen beginnen sich wie fleißige Ameisen zu regen, die Lokomotiven pfeifen, überall herrscht Leben, der Anstoß ist gegeben. Ein starker Wille bewegt alle Schwachen.

Ich schließe mit diesem Beispiel von der Wirkung eines starken Willens und lasse den Bericht über den Triumph der bestandenen Prüfung für die nächste Vorlesung.

## Vierte Vorlesung

(20. August 1923)

Wir blieben bei dem Augenblick des eigentlichen Beginns der kriegerischen Unternehmungen stehen. Infolge der Eisenbahnstauung hatte ich einen verlorenen Tag hinter mir. Am 16. kam schließlich alles in Bewegung. Belina rückte vor. Smigły folgte ihm, ohne die beiden Bataillone, die wir ihm nachsenden sollten, sobald sie einträfen. Werden sie rechtzeitig eintreffen? Auf der Brücke nehme ich von der abziehenden Kavallerie Abschied. Es war meine Sache, ihnen Mut einzuflößen, zu bezeugen, daß ich im Geiste stets bei ihnen bin, daß ich mit ihnen zusammen an jedem Augenblick der Kriegshandlungen teilnehme. Es war mir angenehm, festzustellen, daß meine Anwesenheit den

Soldaten Mut einflößte; später erzählten mir Piskor und Belina davon, daß jeder Chevauxleger meine persönliche Nähe fühlte.

Eine Kompanie hatte sich zu weit vorgewagt, geriet in einen Hinterhalt und begann sich ängstlich zurückzuziehen. Oberst Mackiewicz brachte sie zum Stehen und ordnete ihre Reihen. Ich befaßte mich nicht damit, denn der Oberbefehlshaber darf nicht zuviel kommandieren. Jeder muß in seiner Befehlsgewalt eine gewisse Freiheit haben. Ich verlange von den Menschen Seele, sie soll zu ihrem Recht kommen; meine Untergebenen sollen selber die seelischen Knoten lösen, die durch die empfangenen Meldungen geknüpft werden.

Wir kehren nach Skrzybowce zurück und harren der kommenden Dinge. Warten ist das Los des Soldaten und oft auch das des Führers. Man hört schießen, den fernen Schlachtenlärm, die Seele möchte sich losreißen, aber du mußt stehenbleiben. Die Nerven werden hin und her gezerrt, und die Kräfte schwinden. Der Führer muß warten können, heiter ausharren und Heiterkeit um sich verbreiten, sonst umzüngeln die Schlangen der Angst und Unsicherheit sein Herz und fallen auch andere an.

Wir warten — da plötzlich eine Überraschung: ein Panzerzug verteidigt Lida und überschüttet die unerfahrenen Rekruten mit höllischem Feuer; dessen ungeachtet gehen sie mutig zum Angriff vor, müssen aber schließlich unter dem Feuer zurückweichen. Da, auf einmal eine Explosion! Der Panzerzug ist aufgerissen, sein Munitionslager ist von unseren Geschossen in die Luft gesprengt, zerfetzt fährt er mit seinen Leichen davon. Also wird Lida bald mein sein. Die Stimmen der Geschütze verstummen . . . Eine Stunde vergeht, zwei, da kommt Kasprzycki im Auto an-

gerast: „Wir ziehen uns zurück, Lida ist nicht genommen!“ Rasch ein Auto her, schnell Smigly's Bataillone, die soeben angekommen sind, nach vorne! Unter Oberst Biernackis Kommando werfe ich sie gegen Lida, jage selbst hinterdrein. Ich erreiche die Batterien. Warum schweigen sie? Warum? Es ist keine Munition mehr da! Sofort nach Skrzybowce schicken, inzwischen werde ich selbst euch anführen, diese einzige Batterie, die noch etwas zum Schießen hat. Unentschlossen, verängstigt muß mir die Batterie folgen . . . Plötzlich umweht mich das vertraute, seit langem nicht mehr vernommene Pfeifen und Singen der Kugeln. Die Kugeln singen ihr Todeslied . . . Kriegsseele, wie ungründlich bist du! Das Denken eilt plötzlich zu den alten Erinnerungen aus den Zeiten der Legionen zurück: Meine Jungen, die ihr in fernen Gräbern ruht, eure Träume haben sich erfüllt. Euer Kommandant ist der Feldherr Polens, seid mit ihm, euer Geist soll meine Soldaten begleiten! Schenkt mir Wilno zum Fest der Osternacht! Die Bataillone sind angelangt, der Kampf lebt wieder auf, zur Nacht tritt eine Ruhepause ein. Das Suwalki-Regiment soll sich ausruhen. Lida ist eingeschlossen, beim Morgengrauen muß es in meine Hände fallen.

Von den Bewegungen meiner Truppen ringsumher kommen Berichte an: Belina meldet, daß er bereits Żyrmuny erreicht hat; vom Feinde hat er keine Spur entdeckt, die Abteilungen seiner Vorhut rücken nordwärts vor. In Bastuny stößt man auf eine bolschewistische Patrouille. Żyrmuny wird beschossen, 2400 Matrosen sind in Richtung auf Lida unterwegs, man versinkt im Straßenschmutz, wir warten auf den Train. Smigly schickt verzweifelte Berichte über den Zustand seiner unglückseligen Infanterie, die tief im Dreck sitzt und mit den Trains keine Fühlung hat; die

Leute haben nichts zu essen; die Trains versinken, die Pferde stürzen vor Ermattung und vor Hunger und können keinen Schritt weiter.

Von Baranowicze her entwickelt sich ein scharfes Gefecht, es gibt dort Schwierigkeiten. Aus Grodno kommt die Nachricht, daß die Deutschen dort plündern und mit unseren Vorposten handgemein geworden seien. Bei Łunna sollen litauische Abteilungen liegen, in Zdzięcioł bolschewistische. Von Minsk her werden neue Truppen nach Brześć herangebracht, der Kampf bei Baranowicze verschärft sich. Zawistowski ist in Gefahr, er hat zu wenig Kavallerie, und diese ist überdies erschöpft. Bei Słonim ist die Lage sehr gefährlich, ein Sturmangriff wird vorbereitet.

Das letzte Telegramm, das ich am 16. empfangen, ist eine Meldung des Majors Bobiatyński, der vor Leśna um Verstärkungen bittet. Bei Baranowicze soll ein Sieg unmöglich sein; sie kämpfen erst kurze Zeit miteinander. Ratschläge, selbstverständlich Ratschläge im Namen der Vernunft: mit der Hauptmacht auf Baranowicze zu marschieren. Alle stürmen sie auf meine Konzeption ein: dem einen ist der Straßendreck im Wege, der andere hat keine Zigaretten für seine Soldaten . . . Das ist der Brauttanz des Feldherrn, blind im Kreise, rundherum . . .! Mögen sie stehen bleiben, mögen sie sich zurechtfinden. Am 16. abends ist Lida noch nicht genommen, es verteidigt sich hartnäckig.

Das war der erste Tag, an dem der Feind mich aufzuhalten vermochte. Ich habe hier Bilder von all den Eindrücken und Gefühlen gegeben, welche die Arbeit des Feldherrn begleiten. Aber die gleichen Gesetze beherrschen auch die Seele des Untergebenen, der nach Empfang des Befehls

selbst weiter schöpferisch handeln und sich mit seiner Aufgabe abquälen muß.

Ein Feldherr wird stets seine Gedankenkonzeption verteidigen. Er verlangt von den anderen ihre Seele und gibt ihnen dafür, daß sie ihr Wesen verleugnen und opfern müssen, von seiner Seele.

Am 17. fiel Lida, und von diesem Augenblick an wurde alles leicht und entwickelte sich schnell: Sofort einen Eisenbahnzug nach Wilno hin abschicken! Das Geleise ist beschädigt, aber es wird ausgebessert. Wir müssen mit den Truppen vor Wilno Fühlung bekommen. Was geht da vor? Den ganzen Tag wird telephoniert — wir können nichts erreichen, die Drähte sind zerrissen. Von Skrzybowce aus muß ich noch ein Gespräch mit dem Innenminister Wojciechowski führen. Eine volle Stunde höre ich im Apparat nur: it, it, it, ende, ende und nichts weiter. Jemand hört mit und hat sich in die Leitung eingeschaltet.

Am 19. April bin ich in Lida. Alles ist in Ordnung; das Bahngleise ist ausgebessert, die Verbindung instand gesetzt, die Arbeit geprüft. Ich esse gerade bei dem Suwalki-Regiment, das seinen Sieg feiert, zu Mittag, als ein Offizier Belinas atemlos hereingestürzt kommt: Wilno ist genommen! Wilno, die geliebte Stadt, ist mein!

Belina bittet dringend um Infanterie, die Eisenbahnenwagen stehen bereit, da bringt man mir ein Telegramm aus Paris: „Warten mit Wilno, bis die Armee Hallers kommt.“ Und ich fahre nach Wilno . . . Da kommt eine Drahtmeldung von Oberst Dziewulski: die Bolschewisten stoßen von der Flanke her über Bastuny oder Bieniakonie gegen uns vor. Zum Teufel! Ich beratschlage mit Radziwiłł, er prüft die Meldung, und es stellt sich heraus, daß irgendein Pfarrer das erzählt und Oberst Dziewulski nichts Eiligeres zu

tun hatte, als in seiner Furcht Alarm zu schlagen. Ich reise nach Wilno in einem Eisenbahnwagen ab, der von Freudenäußerungen widerhallt.

Ich habe Ihnen, meine Herrschaften, meine seelische Arbeit zergliedert und Ihnen damit die Seele des Führers analysiert. Zugleich gab ich auch den Seelenzustand der unteren Chargen wieder, denn im Kriege ist jeder in seinem Bereich Befehlshaber, und die Gesetze, welche die Seelen beherrschen, sind die gleichen.

Ich kann darüber objektiv sprechen, denn ich habe mich jahrelang der Erforschung der Kunst der Führerschaft gewidmet. Dazu trieb mich meine Bestimmung und vielleicht auch meine Befähigung. Um des Triumphes und des Sieges willen mußte ich menschliche Seelen fordern, denn auch ich selbst gab meine ganze Seele der Sache hin.

Während ich die Wilnoer Konzeption schuf, hatte ich die Überzeugung, daß ich etwas Schönes ins Werk setzte.

Ich verband die Kriegshandlungen miteinander, ließ aber alle Verbindungen unsicher und versah sie mit einem Fragezeichen. Warum? Durch das Suchen nach Sicherheit verliert man an Geschwindigkeit, und gerade sie schont die Kräfte und das Leben des Soldaten. Die jugendliche Kraft, die mir den Gedanken an Wilno eingab, hatte mir erlaubt, einen so seltsamen Einfall lebendig werden zu lassen. So erlebte ich die Lust des Sieges: alle wichen zurück, nur ich allein nicht. Ich hatte meine Autorität erworben, meine Prüfung bestanden. Ich war der Oberste Feldherr, der nach großen Dingen zu greifen vermag.

Die geliebte, teure Stadt Wilno . . . Während der Fahrt lehrte ich meine Offiziere, diese Stadt eines Mickiewicz und Słowacki zu lieben. Die Liebe dieser Dichter sang noch durch die Räume; ihre Füße hatten wandernd den Boden

dieser Wälder und Felder berührt, jene Orte, die mir so gut bekannt sind, so innig teuer und durch so starke Bande mit meiner Seele verbunden.

Mein Gedanke kehrte siegreich, rein und unbefleckt zu mir zurück, aus den Händen derer, die ihn ausgeführt hatten, ohne ihn zu verunstalten und zu verderben. In keine eroberte Stadt hielt ich mit solchen Gefühlen Einzug wie in Wilno. Diese süßen Kinderlieder, die ängstlichen Augen der Mütter, diese Tränen, diese Rührung . . . Hoch zu Roß hielt ich meinen Einzug . . . meine Stadt wartete auf mich . . . Der Triumph der Seele war vollkommen, und wieviel neue, herrliche Arbeit lag noch vor mir!

So sehen Sie, meine Herren Kameraden, wie man Hinterhalte überwinden muß, denn anders wird die Konzeption nicht Leben gewinnen. Wer Seele fordert, muß Seele geben. Wer nach Seelen greift, muß mit der eigenen Seele bezahlen.

Ich schließe das Wilnoer Kapitel, das ich nur vom Gesichtspunkt der Erlebnisse des Feldherrn behandelt habe, und will in der letzten Vorlesung die Wege des Triumphs bei anderen Feldherren in ihren Erlebnissen aufspüren.

## Fünfte Vorlesung

(21. August 1923)

Wenn ich mich heute mit der Seelenanalyse der Feldherren zu befassen gedenke, so will ich mit demjenigen Feldherrn beginnen, dem der erste Platz gebührt: mit Napoleon, denn er hatte nicht seinesgleichen. Er, dieser Kriegsgott, schreibt über sich selbst folgendermaßen: „Es gibt keinen ängstlicheren, kleinmütigeren Menschen als mich, wenn ich im Kriege vor einem Entschluß stehe. Ich sehe alles

schwarz, fürchte mich wie ein Mädchen, das gebären soll; aber sobald der Entschluß gefaßt ist, so ist die Qual zu Ende, dann eile ich an die Ausführung.“ Eine Illustration dieser Worte habe ich an meinem Beispiel gezeigt. Der Wille will keine Qual, er sucht nach Kraft. Öfters hat Napoleon von der „Sonne von Austerlitz“ gesprochen, weil das seine schönste und kühnste Konzeption war, seine gewagteste Schlacht, drei Kaiser kämpften gegen ihn. Scheinbar gibt es für den Kampf unerschütterliche Gesetze. Napoleon mißachtet sie, er macht es auf seine Art überraschend, unberechenbar und verblüfft die Menschen durch seine Einfälle, die niemand voraussehen konnte.

Um einen solchen Entschluß zu fassen, hat er sich sicherlich gequält und mit sich selber gerungen, so wie er mit sich gerungen haben mag, als er nach Waterloo auf die Insel St. Helena gehen mußte, mit einer von Verrat und Erniedrigungen müden Seele. Aber auch dort war seine Qual keine Schwäche, denn zuweilen sucht auch eine starke Seele nach Qual.

Nehmen wir Beispiele großer Konzeptionen aus der eigenen Geschichte. Wählen wir die Generäle Prądyński und Skrzynecki. Prądyński hat immer neue und kühne Pläne, die General Skrzynecki und seinem Stabschef Chrzanowski oft wie unerfüllbarer Wahnwitz erscheinen. Selbst den einfachen Plänen Prądyńskis bringen jene beiden nur ein ironisches Lächeln entgegen. Auf den Knien fleht er den Feldherrn an, ihm seine Bitte zu erfüllen und mit den Angriffsoperationen zu beginnen. General Skrzynecki gibt nach, aber ungerne und ohne rechten Glauben. So hat denn auch die Ausführung des Plans keine Lebenskraft, die Arbeit der Führung ist schwächlich. Dennoch kommt es zum Siege bei Dąb-Wielki und zu einer Ermüdung des Generals

Diebitsch, die nur Skrzynecki nicht auszunützen vermag. Eine Konzeption, die nur halb übernommen wird, ist von vornherein zum Tode verurteilt. Der Feldherr liebt sie nicht, und ihr Schöpfer sieht, wie sie verunstaltet wird. Wir wissen, daß die Verfolgung der geschlagenen russischen Armee nach dem Siege bei Dąb-Wielki sehr träge von dem langmütigen Łubieński geführt wird. Es ereignet sich ein wunderbarer Glückszufall, der einzig dasteht: die Papiere des Generals Diebitsch fallen in polnische Hände, seine Pläne sind aufgedeckt; aber Skrzynecki macht sich das nicht zunutze, sondern berät sich und zaudert, und auf die Bitten Prądyńskis antwortet er, daß er nicht wie Kościuszko bei Maciejowice enden wolle.

Das Ende kam aber bei Ostrolenka . . . Das ist ein Beispiel dafür, was geschieht, wenn der Feldherr keine feste Konzeption hat, sondern die Gedanken seiner Umgebung aufnimmt, mehrere zerstückelte und lebensschwache Pläne, die keine Kraft und keinen Glauben einflößen.

Eine andere Seite der Sache: ich habe an die Reibungen mit den politischen Stellen erinnert. Jeder Feldherr erlebt solche Reibungen; er ist ein Teil der Politik seines Landes, die Kriegstätigkeit beeinflußt sie, und Reibungen sind unvermeidlich, insofern der Feldherr nicht zugleich Diktator ist, d. h. derjenige, der in seiner Person alle Konzeptionen vereint und die Freiheit der Wahl zwischen ihnen hat.

Das Beispiel eines Kampfes mit den politischen Faktoren und der Niederlage in einem solchen Kampf ist General Nivelle. Als im Jahre 1917 die Ereignisse in Rußland die Deutschen von einem Gegner befreit hatten, stand an der Spitze der französischen Armee der General Nivelle, der vom Range eines Artillerie-Obersten sehr schnell zu dieser hohen Stellung aufgerückt war, nachdem er seine her-

vorrangenden Fähigkeiten dafür bewiesen hatte. Das Heer war gerade in die große Hölle von Verdun geworfen worden. Nivelle hielt den Kampf durch, in dessen Verlauf eine Million Menschen fielen. Der Erfolg seiner Pläne war derart, daß Lloyd George die Forderung erhob, dieser General solle auch die englische Armee führen. Aber das Kabinett Briand war gestürzt, und Ribot wollte sich nicht mit den „napoleonischen Plänen“ Nivelles einverstanden erklären, zu deren Verwirklichung eine weitere Million Menschen zusammengezogen worden war. Man macht ihm den Vorwurf, er spare nicht mit Menschenleben, er sei verschwenderisch im Blutvergießen. Er kommt nach Paris, man protestiert dagegen, daß die Feste Douaumont gestürmt werden soll, denn dabei würden 60 000 Menschenleben geopfert werden müssen; es befanden sich dort aber nur 4000 Mann . . . Im Streit der Meinungen entwickelten sich die Dinge so, daß Nivelle seinen Rücktritt einreichen mußte. Während der großen französischen Revolution beschränkte man die Heerführer noch stärker; jeder hatte im Konvent seinen Schutzengel und mußte sich mit ihm beraten und ihm Berichte vorlegen. Napoleon allein beachtete sie nicht; er schreibt an seine Frau: „Ich habe niemand um Rat gefragt, ich hätte damit die ganze Sache geschwächt, wenn ich mich mit anderen beraten hätte, und auch meine Seele wäre durch die Berührung mit anderen geschwächt worden.“

Ich wende mich einem Beispiel zu, das aus der großen, herrlichen Schlacht bei Mukden entnommen ist: Oyama und Kuropatkin. Der russische General führt seine Aktionen nach den bekannten Mustern durch, der japanische wirkt durch Überraschung und Geschwindigkeit. Einer der japanischen Generäle soll einen demonstrativen Angriff

unternehmen, um die russischen Kräfte abzulenken. Kuropatkin klammerte sich krampfhaft an den Bahnkörper, so führen die Japaner gegen diese Stelle einen Scheinangriff aus. Oberstleutnant Kawekami führte zwei Schwadronen aus 12 Offizieren und 160 Mann derart, daß sie im Rücken des Feindes auftauchen und zur Zerstörung des Eisenbahngleises übergehen sollten. Anderthalb russische Divisionen hatten den Bahnkörper zu schützen und diese kleine Abteilung aufzuspüren. Sie aber verdoppelte sich, erschreckte den Feind, machte immer neue Ausfälle, schien an verschiedenen Stellen zugleich zu sein. Sie hat anderthalb Divisionen von Mukden abgelenkt. Nun geht der Japaner zum Scheinangriff über. Er ist vier Tage früher ausgerückt, hat Tag für Tag Stellungen erobert, die russischen Hauptkräfte in Angst und Unruhe versetzt. Die Begriffe davon, wo sich die japanische Hauptmacht befindet, hat er dermaßen verwirrt, daß das erste sibirische Armeekorps zur Verteidigung eines scheinbar bedrohten Abschnitts marschieren muß, um dort zu erfahren, daß es gerade 80 Kilometer von der Stelle entfernt ist, an der es dringend benötigt wird; so muß es sofort umkehren.

Der General, der diesen Scheinangriff leitete, verlor zwar Menschenleben, bat aber nicht um Verstärkungen. Er wußte: wenn er zugrunde ging, diente es dazu, daß andere den Durchbruch machen konnten. Er lebte und starb als ein echter Soldat. Das ist das wunderbarste Beispiel.

Die Konzeption, eine flüchtige Schöpfung, muß aus dem Willen der Untergebenen fließen und in ihren Seelen wiederum die psychischen Knoten knüpfen, die sie leiten. Der herrlichste Sieg ist derjenige, bei dem der Wille in der Seele des Gegners solche psychischen Knoten knüpft, so daß er ihnen gehorchen muß, daß er dort schwach wird, wo

ich es will. Die Konzeption, von eisernem Willen geleitet, dringt in die gegnerischen Pläne ein und vernichtet sie. Damals in der Schlacht bei Mukden war die Seele Kuropatkins wie eine Harfe, auf welcher der Feind spielte. Das gehört zu den Wundern der Führung. Wir sind Kameraden und machen im Großen und im Kleinen die Arbeit der Führung durch. Nach diesen Beispielen aus großen Kriegen will ich noch ein Beispiel aus den uns nächstliegenden Erfahrungen anführen.

Ich verließ Belina, als er allein mit seinen Ulanen gegen Wilno ritt; er hatte den Befehl, überraschend vorzustößen, den Feind zu zermürben und sich bis zur Ankunft der Infanterie in der Stadt zu halten. Am ersten Tage erreichte er die Mitte des vorgesehenen Anmarschweges und machte in Bieniakonie halt. Dort wartete er vergeblich auf die Infanterie und ritt am nächsten Tage weiter. In Pawłowo erreicht ihn der verspätete Befehl: „Halt machen und auf die Ankunft der Infanterie in Soleczniki warten.“ Aber diesen Ort hat er bereits im Rücken, soll er nun umkehren?

Er zögert und quält sich: Er besitzt nur 1100 Mann, Pferde und Säbel; aber er liebt seine Waffe. Zum erstenmal sollen seine Leute etwas so Wichtiges vollbringen, da soll er den Ruhm der Eroberung von Wilno einem anderen überlassen? Was tun? Er zaudert voller Qual. Um die quälenden Gedanken loszuwerden, überließen sie es dem Los durch Scheibenschießen. Darauf beschlossen sie, weiterzureiten. Eben weil das Losen vorübergehend ein Ausruhen der Gedanken war. Ich muß gestehen, daß ich in solchen Augenblicken eine Patience lege, und wenn ich sehr unruhig bin, wähle ich die leichtesten, damit sie aufgehen.

Ich habe Sie in die Geheimnisse der Führerschaft eingeführt, indem ich selbst nach der Wahrheit suchte. Es ist

das seltsame Geheimnis des Führertums, daß es außerordentlich tief in die Seele des Untergebenen eingreift und eine so starke Herrschaft ausübt, wie sie die Welt sonst nicht kennt. Also muß der Grundsatz des Feldherrn lauten: du nimmst Seele, so gib Seele!

Es ist schwer, die Wahrheit über die eigene Seele zu sagen und an sie zu denken. Dennoch habe ich mich bemüht, auch darüber die Wahrheit offen auszudrücken. Wenn du als Führer etwas vollbringen willst, dann mußt du die Wahrheit der Seele suchen. Sieh ihr ins Auge, denn die Wahrheit ist stark und ist die Kraft der Seele. Sie ist eine Göttin. Der Schwache verträgt ihren Blick nicht und wälzt sich davor im Staube; selbst der Starke wankt unter diesem Blick, aber er wird niemals stürzen. Er ist es, der aus den Augen der Göttin den Befehl des Willens liest.



# Vom Wesen der Führung

*Diese Vorlesungen des Marschalls Piłsudski wurden in Warschau am 19. und 26. Januar 1925 gehalten. Die erste war der taktischen Führung, die zweite der höheren Truppenführung gewidmet. Beide wurden vor einer hauptsächlich aus Offizieren bestehenden Zuhörerschaft gehalten.*

## Erste Vorlesung

(19. Januar 1925)

Wenn ich vor diese Zuhörerschaft hintrete, kommen mir die lange verflissenen Jahre in Erinnerung, da ich einst in den Städten Galiziens versuchte, das polnische Denken dazu anzuregen, sich mit den Erscheinungen des Krieges zu befassen. Als einem geistig lebendigen Manne schien es mir unmöglich, daß Menschen nicht wissen sollten, welcher starken Einfluß auf ihr Leben und auf ihre Schicksale in der Vergangenheit und auch in der nächsten Zukunft die Kriegsvorgänge hätten. Es schien mir einfach unverständlich, warum die Menschen so gleichgültig und gelassen an diesen Erscheinungen vorübergingen, von denen sie doch eines Tages überrannt würden, warum sich diese Menschen nicht die Mühe gaben, diese Dinge zu erforschen, warum sie an ihrem eigenen Schicksal, an ihren eigenen Interessen achtlos vorbeigingen und das Unglück des Krieges, den sie doch fürchten, und die Befreiung, um die sie in den Kirchen zu Gott flehen, nicht verstehen wollten.

Ich versuchte damals — und das betrachtete ich als den Anfang meiner militärischen Laufbahn — den Menschen einen freilich nur allgemeinen Begriff von den Erscheinungen des Krieges, wie ich sie verstand, zu geben. Ich freue mich, daß ich jetzt, nach langen Jahren meine frühere Arbeit gewissermaßen fortsetzen darf.

Geehrte Zuhörer! Ich selbst habe meine Kriegsstudien auf ganz besondere Weise betrieben. Ich begann meine Stu-

dien nicht so wie die anderen; ich führte sie ohne irgendwelche Lehrer durch, ich bin also, was man einen Autodidakten nennt. Ich bahnte mir den Weg durch ein ganzes Gestrüpp von niederdrückenden Widersprüchen und Schwierigkeiten, ohne irgend jemand zu fragen, wie man diese Widersprüche lösen könnte. Hatte meine, wenn ich so sagen darf, seltsame Arbeit auf diesem Gebiet Erfolg, so habe ich ihn, offen gestanden, nur einer besonderen Begabung für dieses Fach zu verdanken. Sonst hätte ich unter dieser drückenden Riesenlast zusammenbrechen müssen, und wenn ich dank einer ungewöhnlichen Befähigung, eines Talentes gerade für dieses Gebiet diese Arbeit dennoch erfolgreich beenden durfte, so sage ich das jetzt nicht, um mich dessen zu rühmen, sondern nur, um Ihnen darzulegen, daß der Selbstunterricht in der Methode und in der Einstellung zur Arbeit tiefe Spuren hinterläßt, während den anderen das von den Lehrern schon vorgekaut und vorbereitet wird. Sie werden wahrscheinlich auch in meinen jetzigen Ausführungen Spuren davon finden.

Als ich ein Dutzend Jahre vor dem Kriege meine militärischen Studien begann, hatte ich nur ganz allgemeine Begriffe vom Militär, Begriffe, denen wir alle unter uns begegnen.

Wenn Sie an militärische Dinge herantreten oder in sie hineinkommen, oder auch wenn Sie darüber nachdenken, ohne mit ihnen dienstlich in Berührung zu kommen, und wenn Sie sich dabei unvermittelt die Frage vorlegen, was den Soldatenstand gegenüber den Nichtsoldaten kennzeichnet, so werden Sie stets ein deutliches Merkmal finden: Soldat sein bedeutet eine unerträgliche Unterwerfung eines Menschen unter den anderen, dem der Soldat zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet ist.

Das führt sogleich zu einem allgemeinen Begriff, den man mit noch so wenig Überlegung findet: der Gehorsam gegen denjenigen, der die Befehle erteilt. Danach müßte es scheinen, daß der Begriff der Führung das ganze militärische Denken durchdringt, daß bei allen militärischen Fragen zuerst in Rechnung gestellt werden sollte, was Führertum ist und was die Arbeit des Führers bildet. Stellen Sie sich mein gewaltiges Erstaunen vor, als ich am Beginn meiner Studien ganz davon betäubt wurde, wie ich vorfand, daß es gar nicht so ist, wie ich entdeckte, daß gerade das, was ich voraussetzte und was ich suchte — die Rolle des Menschen in Befehlerteilung und Befehlsempfang —, in dem riesenhaften Material, das ich durchforschte, indem ich ein Buch nach dem anderen las, gar nicht zu finden sei. Das schien mir ein so ungeheurer Unsinn, etwas dermaßen Lächerliches und Widersinniges, daß ich mir selber nicht glauben wollte. Es kam mir vor, als ob entweder ich so töricht war, nicht zu verstehen, was ich lese, oder aber umgekehrt, als ob die Herren vom Militär nicht imstande wären, das auszudrücken, was sie in der Tat fühlen. Ich fand die Arbeit ständig und planmäßig überhäuft mit allerhand Formelkram, Vorschriften und abermals Vorschriften, hinter denen ich den Menschen nicht sehen konnte. Ich begegnete einer Menge verschiedenartigster technischer Begriffsbestimmungen, einer sehr üppig entwickelten Terminologie, hinter denen der Mensch auch gar nicht zu finden war. Manchmal schien es mir, daß die Herren vom Militär beim Schreiben ihrer Bücher allem Menschentum in ihren Arbeiten sorgfältig aus dem Wege gingen, als ob sie sagen wollten, daß man nur Vorschriften, Regeln und wiederum Regeln sowie allerlei technische Definitionen beachten müßte, aber nicht den Menschen.

Ich erinnere mich meiner riesengroßen Verwunderung, als ich beim Lesen eines meiner ersten militärischen Bücher, das ich einem eingehenden Studium unterzog, nämlich des großen Werks des zu jener Zeit militärisch so maßgebenden deutschen Großen Generalstabs, einer Berechnung der Truppen begegnete, bei der man den Menschen sorgsam vermied; man rechnete da nämlich nicht nach der Menschenzahl, sondern nach Säbeln und Seitengewehren. Es wurde also in Betracht gezogen, was der Mensch trägt, wie wenn der Mann, der den Säbel trägt oder das Bajonett aufblitzen läßt, gar nicht vorhanden wäre, wie wenn die Geschütze von niemand bedient würden. In demselben Werk las ich viel darüber, daß alle Versuche, gerade diese Säbel und Bajonette anzuwenden, vergeblich seien; denn die Zeiten, da man mit Säbeln und Bajonetten rechnen durfte, wären längst vorbei. Ich entsinne mich, wie erstaunt ich war und zu der Annahme neigte, die Herren Offiziere könnten ihre Gedanken nicht klar ausdrücken, wenn sie einerseits den Wert der Säbel und Bajonette leugnen und andererseits sich selbst als Säbel und Bajonette in Rechnung stellen. Lange habe ich mir, meine Herren, mit dieser seltsamen Wahrheit keinen Rat zu schaffen gewußt; lange habe ich danach gesucht, was eigentlich diese sonderbare Abneigung vor dem Menschen verursacht, daß man nach Regeln, nach lauter toten Dingen forscht, während man es doch mit Menschen zu tun hat. Woher kommt es, und was ist der tiefere Grund dafür, daß ich bei allen meinen Studien immer wieder diese Arbeitsweise fand?

Erst nach längerer Zeit konnte ich mich mit dieser Methode anfreunden, militärische Schulfragen zu behandeln; erst nach längerem inneren Kampf und Selbstüberwindung entschloß ich mich, weiterzuarbeiten: so unsinnig kam mir

diese Arbeit, so sinnlos diese Art von Gedankengängen vor. Denn mir schien, daß als wichtigstes der Mensch in den Vordergrund gerückt werden müßte, der Mensch, der befehlt, und derjenige, dem befohlen wird; indessen mußte ich ein ganzes Meer von Regeln und Nebensächlichkeiten durchwaten, ehe ich zum Menschen gelangte.

Meine Herren, dieser Stand der Dinge ist nur die Auswirkung einer gewaltigen technischen Arbeit, die jedes lernende Glied des Soldatenstandes durchmachen muß, um tüchtig in seinem Fach zu werden. Wenn man eine umfassende Methode anwendet, so führt das unbedingt zur Erötung des Menschen. Je weiter sich die Militärtechnik entwickelt, je mehr uns die verwickelte Arbeit mit dem Instrument der Waffe mit Beschlag belegt, desto höher werden die Anforderungen an den Offizier. Und ich denke mit einem gewissen Entsetzen daran, wir werden schließlich vom Offizier verlangen, daß er ein Elektrotechniker mit den Fähigkeiten des besten Monteurs wird, daß er wie ein Ingenieur über die Waffen Bescheid weiß, daß er auch ein guter Chauffeur und Automechaniker ist und daß er überdies reiten kann und Pferdekenntnis wie ein Zirkusdirektor besitzt, daß er die Fechtkunst gut genug beherrscht, um selbst öffentlich als Fechtkünstler auf Säbel auftreten zu können, daß er nebenbei noch verschiedene gymnastische Fertigkeiten erlernt; wir begraben ihn unter einem Berg von Regeln, Vorschriften, schriftlichen Anweisungen und verschiedenartigen Fachausdrücken, und am Ende wird — fürchte ich — kein Platz für den Menschen übrigbleiben. Mit meinen Studien habe ich mich erst dann angefreundet, als ich auf dem Gebiet der Kriegsgesetze lernte, daß die Menschenrechte genügend gewährleistet sind, daß hinter einer Unmenge von Technik und Arbeit überall der

Mensch bestehen bleibt. Es ist unmöglich, anderes anzunehmen; denn die beste Kriegsmaschine ist nichts wert, wenn sie der Mensch durch schlechte oder unwillige Arbeit verdirbt. Keine Kriegsarbeit kann etwas leisten, wenn nicht der Mensch daran teilnimmt, wenn nicht der Mensch für ihre richtige Ausführung sorgt; aber alle Fehler des Menschen spiegeln sich auch sofort in den Ergebnissen seiner Arbeit wider.

Nachdem ich diesen vernünftigen Schluß gezogen habe, müßte ich schon beruhigt sein, wenn mich alle meine Studien und Beobachtungen über den Krieg zu der Erkenntnis gebracht hätten, daß der Mensch im Kriege sehr weit gezogene Grenzen seiner Arbeit und seiner Wirkung besitzt. Mit diesem Augenblick gewinnt die Allerwärtsweisheit an Kraft, daß der Gehorsam für den Soldatenstand verpflichtend ist. Das Heer wird also von Menschen geführt, die Befehle erteilen. Alles übrige ist eine Zugabe zu den Menschen, und sie kann diese oder andere Folgen zeitigen, je nachdem der Mensch all diese Dinge kunstgerecht oder nicht kunstgerecht zu verwenden versteht.

Meine Herren, um sofort alle Mißverständnisse zu beseitigen, wende ich mich sogleich einem allgemeinen Irrtum zu, der aufkommt, wenn man von Führerschaft spricht. Die gebräuchlichen Durchschnittsausdrücke scheinen zu bezeugen, daß der Mensch nicht andere Menschen befehligen will. Man sagt, ein Offizier befehligt ein Regiment, der eine hat eine Schule, der andere eine Abteilung, ein Bataillon, eine Armee unter seinem Befehl, und so geht es weiter. Alle diese hier gebrauchten Begriffe lassen den Menschen unsichtbar, sie sind Sammelbegriffe, abstrakte, tote Begriffe. Darin liegt ein Wortirrtum, den wir sehr leicht erkennen, sobald wir uns in das Wesen der vom Menschen

zu erfüllenden Arbeit vertiefen. Der Regimentskommandeur befehligt ein Regiment, — sehr gut —, aber warum befehligt er nicht jeden einzelnen Mann, der in den Reihen seines Regiments steht? Er befiehlt einem Dutzend Menschen, alle übrigen stehen unter dem Befehl anderer und werden von seinen Untergebenen befehligt. Man kann natürlich zur Rechtfertigung Worte finden: der Regimentskommandeur könne, wenn er wolle, jeden einzelnen Soldaten aus Reih und Glied heraustreten lassen und ihm seine Befehle erteilen; aber das Befehligen der Unterführer ist doch nicht seine tägliche Arbeit. Dieser allgemeine Wortirrtum hat eher eine symbolische Bedeutung; der Begriff, der sich auf die Tatsachen stützt, besagt nämlich, daß der Kommandeur seinen Unterführern befiehlt, daß von unten auf bis zu den höchsten Chargen eine ganze Kette von Führenden besteht, welche miteinander in der Tätigkeit der Führung verbunden sind.

Wenn ich erklären soll, was Führung ist, wenn ich diese Führung näher ausdrücken soll, so habe ich in allen meinen Versuchen nur eine Bezeichnung gefunden: das Wesen der Führung liegt in der Befehlserteilung. Alle Versuche in den und jenen Handbüchern, in den und jenen Erläuterungen sind eigentlich darauf gerichtet, uns zu sagen, wie man führen muß, um ein richtiger Führer zu sein; aber sie sprechen nirgends über das Wesen und den Inhalt der Führung. Man kann ein guter oder ein schlechter Führer sein, aber Führerschaft gibt es unabhängig davon. Es ist eine bekannte Tatsache, daß es nicht nur gute und schlechte, sondern daß es sogar erbärmliche Führer gibt, die dennoch Führer sind. Der wesentliche Inhalt der Führung ist immer nur der menschliche Befehl, der den Menschen erteilt wird, die ihn erfüllen müssen. Die Tätigkeit

der Führung ist eine ständige Befehlerteilung, mit allen Folgerungen, die daraus zu ziehen sind.

Ich komme nun zu der schwersten Arbeit der Führung, nämlich zur Führung unter denjenigen Bedingungen, für die eigentlich das Heer besteht, zur Führung im Kriege. Wir haben so viele Kriegsjahre erlebt, sieben lange Jahre wälzte sich der Krieg über unser Land dahin. Wir wissen gut, warum die Menschen in den Kirchen beten und um Erlösung von Hunger, Feuer und Krieg flehen.

Der Krieg bringt ein sehr unangenehmes Gefühl mit sich: das Gefühl der Angst. Die Angst aber wird durch die drohende Gefahr hervorgerufen. Im Kriege ist also der Führer und der Mensch unter Gefahren tätig. Der alte Clausewitz beginnt seine Arbeiten über die Philosophie des Krieges mit der Begriffsbestimmung: Das Element, in welchem die kriegerische Tätigkeit sich bewegt, ist Gefahr. Um Ihnen das zu vergegenwärtigen, allen denjenigen, die Sie die Kriegsgefahr nicht unmittelbar erlebt haben, möchte ich Ihnen ein Beispiel hier im Saale selber geben: Sie, meine Herren, würden meinen Ausführungen ganz anders folgen, wenn hier plötzlich die Scheiben zu klirren und Kugeln durch den Saal zu sausen anfangen. Diese Tätigkeit inmitten eines Zustandes der Gefahr ist für die Befehlerteilung eine gewohnte, alltägliche Sache. Die gleichen jähren Gefühle, die — bei meinem Beispiel — in diesem Saale entstehen würden, werden Sie auch in der Tätigkeit des Führers wie des Geführten während der Kriegsgefahr finden. Das heißt, die Atmosphäre der Kriegsarbeit in Gefahrzuständen hat auf die Tätigkeit der Führung ihren Einfluß. Der zweite Umstand, den Clausewitz erwähnt, ist das Handeln in Ungewißheit, d. h. in einem Zustand seelischer Unentschlossenheit. Das rührt einerseits von der Gefahr her, andererseits von dem be-

sonderen Charakter der Kriegshandlungen durch die einander widerstrebenden Umstände, wovon ich noch ausführlicher sprechen werde.

Ich will diese Frage hier nur streifen. Die Unsicherheit beruht darauf, daß man über den Feind, mit dem man kämpft, keine genügenden Angaben hat; und andererseits ergibt sie sich daraus, daß man in ständigem Widerstreit der einzelnen Tatsachen handeln muß.

Um meine Worte näher zu erläutern, will ich Ihnen einige konstruierte, nicht historische Beispiele darlegen. Ich spreche heute von der Führung einfacherer Art, und für sie ist es schwierig, geschichtliche Beispiele ausfindig zu machen; daher nehme ich erdachte Fälle und bin bemüht, so zu den Gesetzen der Führung zu gelangen.

Meine Herren, ein jeder von Ihnen, der Soldat ist, kennt gewiß den Weg, den ich oft benutze und oft gesehen habe, die Straße nach Rembertów. Bei der Biegung der Chaussee Warschau—Brześć auf Rembertów zu befinden sich am Weg verschiedene, zerstreut liegende Bauten, und schließlich führt der Weg über Rembertów nach dem Wald. Vor dem Walde liegt eine Hügelkette, die eine ziemliche Anzahl von Menschen zu decken vermag.

Als ein Beispiel, das die Arbeit eines Führers unter Gefahr und Unsicherheit erläutern soll, wähle ich folgenden Tatbestand: der Abend sinkt, und auf diesem Wege erscheint ein Zug Kavallerie mit einem Gruppenführer an der Spitze, welcher feststellen soll, wo sich der Feind aufgestellt hat. An der Wegbiegung empfangen ihn Schüsse vom Walde her. Das ist die Lage, der sich der Führer dieses kleinen Häufleins Soldaten aus 10 bis 15 Ulanen gegenüber sieht. Das erste, was in die Augen springt, ist die Möglichkeit, daß er nun von sich aus verschiedene Entscheidun-

gen trifft. Er ist in seiner Wahl vollständig frei und muß sich unverzüglich entscheiden. Das erste wäre die Feststellung, daß der Feind am Walde Aufstellung genommen hat und schießt; er braucht also nicht weiterzugehen — er hat das Seinige getan und seine Aufgabe gelöst. Die zweite Entscheidung wäre die, festzustellen zu suchen, um was für einen Feind es sich handelt, ihn also aus der Nähe zu beobachten. Die dritte Entscheidung wäre, wenn die Kugeln zu dicht pfeifen, sich etwas zurückzuziehen, eine Deckung ausfindig zu machen und eine Meldung zu schreiben, daß man den Feind aufmerksam beobachte. Ich sehe, daß die Herren als erfahrene Kavalleristen lachen. Wir haben also drei einfache Entscheidungen — es gibt deren aber noch eine ganze Menge. Der Mann, der die Führung innehat, besitzt in dieser Hinsicht volle Freiheit der Wahl. Er kann ganz ruhig seinen Entschluß fassen, kann das eine, das zweite oder das dritte tun.

Die Herren, die nicht zu der Waffengattung gehören, welche ich für mein Beispiel wählte, müssen ebenfalls über den großen Faktor ein wenig Bescheid wissen, der bei der Kavallerie eine Rolle spielt: über die Pferde. Hier gibt es wiederum eine Menge von Entscheidungen, die mit dem Pferde zusammenhängen. Die erste: ich mache halt, in der Nähe befinden sich steinerne Gebäude, hinter ihnen werde ich die Pferde in Deckung bringen. Ein anderer glaubt, daß der Feind sich zurückziehe, und denkt: ich werde einen Angriff ausführen und, ohne Pferde und Menschen zu schonen, drauflos reiten, um so schnell wie möglich an den schwach feuernden Feind heranzukommen. Wir haben also ein Beispiel, bei dem der Mensch verschiedene Entscheidungen zur Auswahl hat, deren es aber sehr viele gibt. Ja, es gibt auch eine Entscheidung, und sie ist eine der schlech-

testen: nicht zu wissen, wie man sich entscheiden soll, und im Kugelregen stehenzubleiben; das führt zweifellos zum Verlust von Pferden und Menschen. Schließlich kann man auch die allerschlechteste Entscheidung treffen: alle stehen lassen und sich in das steinerne Haus flüchten, welches Schutz bietet. Das ist eine Entscheidung, die in Kriegszeiten oft vorkommt; man kann sie mit verschiedenen Vorwänden bemänteln, z. B. damit, daß man eine Meldung an den Vorgesetzten schreiben müßte und dazu Ruhe brauchte. So haben wir also in einer ganz einfachen Lage, wie sie in Kriegszeiten fast alltäglich vorkommt, einen Unterführer, der vor die Möglichkeit gestellt ist, seine Entscheidungen nach verschiedenen Richtungen zu treffen; er hat freie Wahl, was er tun soll.

Wir wollen, meine Herren, jetzt ein anderes Beispiel aus einer anderen Waffengattung, und zwar aus der Artillerie wählen. Ich nehme die Lage auf dem gleichen Wege am folgenden Tage an. Auf der Straße nach Rembertów zieht sich der Feind zurück; zuerst marschiert ein Bataillon Infanterie, ihm folgt eine Artillerie-Batterie. Man hört Schüsse, der Kommandant der Batterie erhält den Befehl, die Geschütze nach vorne zu bringen, in Stellung zu gehen und das Feuer zu eröffnen. Wir haben wiederum für den Kommandanten eine ganze Reihe von Entscheidungen, die jenen sehr ähnlich sind, die der Kavallerist zu treffen hatte. Er kann lange überlegen; dann steht die Batterie mit ihrer langen Kette von Fahrzeugen mitten auf der Straße, versperrt den anderen den Weg und leistet dem vorrückenden Infanterie-Bataillon nicht die erforderliche Hilfe. Eine andere Entscheidung wäre folgende: sofort die Arbeit der Batterie zu organisieren, eine Stellung für die Geschütze zu finden, alles das möglichst rasch auszuführen, da der Vor-

gesetzte anscheinend die Hilfe des Artilleriefeuers wünscht. Bei dieser Entscheidung kann er seine Kanonen entweder etwas nach vorne oder weiter nach hinten aufstellen; dabei nützt er entweder die ganze Tragweite seiner Geschütze auf den zurückweichenden Feind aus, oder aber er ist — wenn er mehr nach hinten in Stellung gegangen ist — nicht imstande, von der Schußweite der Kanonen einen oder andert-halb Kilometer auszunützen.

Sobald er den Befehl erteilt hat, beginnen sich neue Folgen daraus auszuwirken. Ist der Befehl, der den Entschluß des Kommandanten ausdrückt, schon durch seine Unterführer ausgeführt, von denen ebenfalls ein jeder in seinen Grenzen die freie Wahl seines Handelns besitzt, so werden sich nacheinander die bereits unvermeidlichen Folgen abwickeln, und der Führer muß die Verantwortung auf sich nehmen.

In unserem Beispiel von der Kavallerie-Erkundung würde ein Befehl zum Vorrücken als Folge große Verluste zeitigen; denn da man nicht weiß, wie stark der Feind ist, kann die Abteilung auf eine stärkere Truppe stoßen, die sie aufreißt; sie wird dann im weiteren Kampf fehlen. Im zweiten Falle kann der Gruppenführer eine Meldung schreiben, die aber die Lage nicht genügend aufklärt; dadurch gerät die Hauptmacht am folgenden Tage in eine ungünstige Lage, weil die Kavallerie ihre Aufgabe nicht bis ins letzte erfüllt hat. Nacheinander werden da verschiedene Folgen eintreten und werden sich so weitgehend auswirken, daß es unmöglich ist, sie auszuschalten. Denn schon mit dem Augenblick der Befehlserteilung sind sie vollendete Tatsache.

Wenn die Ausführung eines Befehls begonnen hat, so kann man sie nur durch einen neuen Befehl unterbrechen oder

widerrufen, der jedoch abermals die Wahl verschiedener Entscheidungen offen läßt.

Meine Herren, ich werde niemals den Eindruck vergessen, den ich empfang, als ich zu der Überzeugung gelangte, daß der Mensch mit seiner Handlungsfreiheit dennoch vorhanden ist, daß trotz der ganzen Unmenge technischer Arbeit, welche die Kriegsleute zu bewältigen haben, es doch den Menschen gibt, der in der Wahl seiner Entschlüsse frei ist. Es gibt also doch so etwas wie Willensfreiheit, so etwas wie eine Verneinung der Zwangsläufigkeit der Kriegsarbeit. Wenn man tiefer in das Wesen des Krieges eindringt, kommt das noch schärfer zum Ausdruck, so daß man sagen kann: vielleicht in keiner menschlichen Tätigkeit ist das Vorhandensein des freien Willens so augenscheinlich wie gerade im Kriege. Mit dem Augenblick jedoch, in dem ein Befehl erteilt ist, treten mit eiserner Notwendigkeit die verschiedenartigsten Folgeerscheinungen ein; sie sind bei jeder Entscheidung anders und rufen das hervor, wovon ich vorher sprach: eine Verstrickung in einander widerstrebende Umstände. Hat jemand den Weg nach rechts eingeschlagen, so bedeutet das, daß er sich tatsächlich nach rechts gewandt hat; bleibt jemand auf der Stelle stehen, so bedeutet das, daß er nicht vorwärtsgerückt ist. Das schließt das Erteilen eines anderen Befehls aus; ist aber ein anderer Befehl erteilt, so schließt er wiederum die übrigen Befehle aus, die man noch hätte erteilen können.

Daraus folgen für die Tätigkeit der Führung sehr weitreichende Widersprüche. Hätte der Leutnant, der die Reiterabteilung an der Straßenbiegung nach Rembertów befahl, länger nachdenken mögen, so würde er diese Widersprüche mit Leichtigkeit herausgefunden haben. Sie beruhen auf der Möglichkeit, daß seine Abteilung beim Vor-

gehen stark geschwächt werden konnte, daß er auch Pferde verlieren konnte; jedes Vorgehen wäre also mit einer Schwächung der Kraft seiner Abteilung, der für sein Regiment nötigen Kraft verbunden. Wenn er aber umgekehrt nicht vorgehen würde, so könnte er nicht liefern, was man ihm aufgetragen hatte: nähere Nachrichten über den Feind zu erhalten. Wir haben also einen Widerspruch, den man durch Überlegung nicht lösen kann; denn was zur Erkundung des Feindes gut ist, das ist ungünstig hinsichtlich der Verluste, die man erleiden muß. Nehmen wir an, er hatte beschlossen, seine Aufgabe zu erfüllen, so werden dadurch die Pferde, die eigentlichen Werkzeuge seiner Arbeit, stärker ermüdet und morgen weniger geeignet zum bevorstehenden Tagewerk sein; sie werden länger unter dem Sattel bleiben; Pferd und Reiter kommen sehr schlecht davon, wenn sie nachts im Notquartier bleiben müssen. Hier entsteht ein neuer Widerspruch, den man nur dadurch lösen kann, daß man einen Befehl erteilt und die Verantwortung für das Befohlene auf sich nimmt.

Nehmen wir das Beispiel von der Artillerie, so kann hier die Wahl einer nicht weit nach vorne gelegenen Stellung der Infanterie beträchtliche Hilfe bringen; die Artillerie braucht ihren Platz nicht zu wechseln und wird überdies den Truppen sofort auf einem weiteren Raum möglichst weitgehenden Schutz bieten können; andererseits kann dann die Infanterie leicht unter ihr Feuer geraten. Abermals haben wir hier den Widerstreit; einerseits die Verluste von Menschen und Pferden an den Geschützen, andererseits die Wirkung, die man in der gegebenen Lage aus den Werkzeugen zur Kriegsarbeit herausholen kann. Der Widerstreit ist unmöglich zu lösen, solange nicht der Entschluß fällt, der alle diese Widersprüche beiseite schiebt. Man stellt alle

guten Möglichkeiten um der einen willen zurück, die man bei seinem Entschlusse wählt.

Dieses unvermeidliche System im Kriege: das Handeln unter Gefahr, das Handeln in Unsicherheit, das Handeln in ständigen Widersprüchen und ihre Entscheidung allein durch den Befehl ist eine dauernde Erscheinung und die dauernde Tätigkeit der Führung.

Es ist kein Wunder, meine Herrschaften, daß die Menschen bisweilen schwer an der Pflicht der Führung tragen. Jeder, der in einem anderen Beruf arbeitet, weiß, wie schwer es ist, sich einerseits immerfort in die Widersprüche der Arbeit zu verwickeln und andererseits unter ständiger Gefahr zu wirken und zu schaffen. Das aber ist das Element eines jeden Handelns im Kriege und jeder Tätigkeit eines Befehlshabers, mit dem jeder Führer stets und ununterbrochen rechnen muß.

Da nun Führung gleichbedeutend mit Befehlen ist, so möchte ich die Arbeitsweise der Befehlserteilung analysieren. Man gibt auf dreierlei Art Befehle: mündlich, schriftlich oder durch Vermittlung eines Menschen zum anderen, also durch Boten. Alles, was Telephonieren oder ähnlich heißt, wird auf eine dieser Arten zurückgeführt. Je nach dieser oder jener Methode zu befehlen, gewinnt oder verliert die Kraft des Befehls an Wert. Jede Methode hat ihre guten und ihre schlechten Seiten.

Die erste Methode bringt den ganzen befehlenden Menschen nahe und legt dadurch seine ganze Kraft oder Kraftlosigkeit bloß. Am stärksten wirkt ein Befehl, wenn er unmittelbar erteilt wird, wenn man den Menschen ansieht und seine eigenen inneren Schwankungen nicht zeigt. In solchen Fällen erhält der Befehl größeren Nachdruck, und es gibt gewisse Dinge, die im Gedächtnis stärker haften bleiben,

wenn sie in stärkerem Tone gesagt werden. Hier beginnt aber die gefährliche Seite dieser Art von Befehlen.

Wenn der mündliche Befehl auch die gute Seite hat, daß er den ganzen Menschen vergegenwärtigt, der ihn erteilt, so hat er doch auch seine schwache Seite: die späteren Eindrücke verwischen die Kraft des mündlichen im Vergleich zum schriftlichen Befehl, den man selbst hundertmal wieder durchlesen kann.

Der unmittelbar gegebene Befehl hat die Kraft des Menschen, der ihn erteilt, der geschriebene jedoch schwächt diese Kraft immer ab. Es ist schwer von den Menschen zu verlangen, daß sie im Schreiben von Befehlen einen eigenen Stil haben und fähig sein sollen, dem Befehl einen kraftvollen Stil zu geben.

Am schwächsten dagegen ist die mündliche Befehlserteilung durch einen Boten. Diese Methode wird häufig bei der Befehlsübermittlung größerer Einheiten — ähnlich wie bei kleineren Verbänden — gebraucht. Sie besitzt alle schwachen Seiten der unmittelbaren Führung und auch alle schwachen Seiten der schriftlichen Übermittlung und gewährt dem Befehl kaum einen Vorzug. Deshalb muß der durch einen Boten übermittelte Befehl sehr kurz sein; es ist nicht möglich, allzu ausführlich vermittels eines anderen Menschen zu befehlen.

Ich habe mich etwas länger bei der Methode des Befehlens aufgehalten, weil von ihr viel bei der Tätigkeit der Befehlserteilung abhängt. Das liegt einfach daran, daß der Beschluß irgend jemand mitgeteilt werden muß, und je nach der Methode der Übermittlung kann er entweder verdorben oder in seiner ursprünglichen, nicht verdorbenen Gestalt weitergegeben werden.

Ein unverständener Befehl wirkt derart, als ob der Ent-

schluß ein anderer gewesen wäre als derjenige, der bei der Befehlerteilung vorlag.

Daher ist das Befehlen eine der wichtigsten Bedingungen für die Tätigkeit der Führung, eines jener Dinge, die jeder Führer gut bedenken müßte, bevor er die ihm entsprechende Methode des Befehlens wählt. Denn ein Befehl, der nicht verstanden wurde, kann nicht der Befehl sein, der erteilt werden sollte; er ist ein anderer Befehl mit all seinen Folgewirkungen, die häufig ganz im Widerspruch zu denjenigen stehen, welche der Befehlshaber erreichen wollte.

Der Befehl und die Tätigkeit des Befehlens als der Ausdruck menschlicher Entschlüsse gehören daher zu den wichtigsten Dingen im Kriege. Selbst der Klang der Stimme, mit der ein Befehl unmittelbar erteilt wird, hat oft entscheidenden Einfluß. Auch der Blick hat eine große Bedeutung, die man sich nicht leicht vorstellen kann. Es gibt eine besondere Art, sich bei unmittelbaren Befehlen so an die anderen zu wenden, daß sich der Befehlende dem Gedächtnis und der Seele des Befehlsempfängers einprägt. Sogar Mütter, die ihren Kindern etwas befehlen, müssen die Stimme heben.

Sehr geehrte Anwesende, zum Schluß der heutigen Vorlesung will ich einige allgemeine Gesetze feststellen.

Bei meinen Kriegsstudien habe ich immer den Menschen gesucht; in den Werken der Kriegswissenschaft, in den Arbeiten militärischen Denkens fand ich ihn fast vollständig unter einer Flut von Formeln und Formen, Gesetzen und Regeln, einer Fülle technischer Bestimmungen vergraben, welche die militärische Wissenschaft und Bildung überhäufen. Das ist eine Wirkung der Technik, die so schnell fortschreitet, daß man von dem seine Bildung vervollständigenden Offizier immer mehr verlangt mit der stets kleiner wer-

denden Hoffnung, daß die erforderlichen Ergebnisse erreicht werden könnten. Denn die Anforderungen werden immer mannigfaltiger und streben immer weiter auseinander.

Infolge der großen technischen Arbeit, der Arbeit der Kriegstechnik, die wir Felddienstordnung nennen oder in irgendwelche anderen Begriffe der Taktik einbeziehen, durch all diese Regeln und diesen Formelkram wird der Blick auf den Menschen verengt.

Indessen ist die wesentliche Tatsache aller menschlichen Tätigkeit im Kriege diejenige der Führung. Bei der Führung aber ist der Umstand wesentlich, daß der Mensch dem Menschen befiehlt, niemals aber einem Truppenverband. Jeder Regimentskommandeur hat Bataillonskommandeure und Kompanieführer zu seiner Verfügung. Außerdem steht ihm beim Befehligen sein Adjutant zur Seite (soweit dieser nicht von seiner Frau beherrscht wird), ferner hat er seine Ordonnanz.

So geht die Befehlserteilung eines Regimentskommandeurs unmittelbar von Mensch zu Mensch, und die Befehlserteilung schließt alle Führer des ganzen Heeres zu einer Kette zusammen. Der Unteroffizier, der eine Rotte führt, könnte mit Recht dem Obersten Feldherrn die Hand reichen und ihn „Kamerad“ anreden, denn sie alle erteilen Befehle.

Führung ist Befehlen; der Befehl ist eine Handlung der Führung. Bevor man einen Befehl erteilt, muß man einen Entschluß fassen. Die seelische Arbeit, deren Ergebnis der Entschluß ist, gehört zu den wichtigsten Vorgängen; denn sie wird im Zustand der Gefahr und der Ungewißheit und unter ständiger Verwicklung in einander widerstreitende Umstände geleistet.

Dadurch ist die Kriegstätigkeit bei der Führung niederen Grades gekennzeichnet, die Tag für Tag ihr Leben erstens in einer Atmosphäre der Ungewißheit, zweitens in der Umgebung von Gefahren und drittens in fortwährendem Widerstreit lebt.

Da ich mich nur auf zwei Vorlesungen beschränke, will ich mich, meine Herren, nicht länger bei der höchst wichtigen Frage aufhalten und den Vorgang analysieren, wie ein Entschluß entsteht, wie er im Menschen wächst und wie er zum Befehl wird. Sehr oft charakterisiert den Vorgang der Entstehung des Entschlusses im Menschen der Befehl selber.

Da ich den folgenden Vortrag der Erklärung des Unterschiedes zwischen der Führung höheren und niederen Grades widmen will, welche wieder ganz andere und neue Verwicklungen für die Führung schaffen, bleibe ich jetzt bei der Tatsache stehen, die ich nicht nochmals wiederholen will: der Führer befiehlt nur die ihm unterstellten Unterführer; Führung ist Befehlen; und schließlich: die Führung im Kriege ist belastet durch ihr Handeln und Befehlen in Lebensgefahr, in Ungewißheit und inmitten ständiger Widersprüche.

## Zweite Vorlesung

(26. Januar 1925)

Heute will ich mich mit der Führung höheren Grades befassen. Sobald man von höherer und niederer Führung spricht, gebraucht man Bezeichnungen, die hinsichtlich dessen, was höher und was niedriger ist, recht relativ sind. Führung ist die allgemeine Bezeichnung, es bleibt der Unterschied: höher und niedriger. Ich habe bei meinen ver-

schiedenen Überlegungen — sei es bei meinen militärischen Arbeiten, sei es in der militärischen Organisation — darüber nachgedacht; und ich habe dabei über mich selber gelacht, daß vielleicht die beste Antwort darauf, was höhere und was niedere Führung ist, darin liegt, daß man der einen Einheit eine größere Aufgabe stellt und der anderen Einheit nur eine kleinere Aufgabe anvertraut. Eigentlich ist das aber eine Tautologie: eine unbedeutendere Truppeneinheit und eine unbedeutendere Aufgabe, eine größere Truppeneinheit und eine höhere Aufgabe. Man muß das zu erfassen suchen, was den tieferen Unterschied, den eigentlichen Inhalt ausmacht.

Zweifellos, meine Herren, sind alle Begriffe, die nach Exaktheit streben, alle Begriffe, die je ein Geist erdacht hat, immer ungenau und bieten dem kritischen Verstand, der die Unbestimmtheit dieses oder jenes Begriffs herausfindet und deshalb eine andere Bezeichnung vorschlägt, keine Befriedigung. Ich muß also, meine Herren, feststellen, daß alle Definitionen, aus denen man viele Folgerungen ziehen kann, sehr schwierig sind, und muß daher tautologische Definitionen noch für die einfachsten halten. Das muß jedoch einer Analyse unterzogen werden. Nehmen wir einige Begriffsbestimmungen aus der Zeit vor dem Weltkrieg. Ich entsinne mich nicht genau, wie diese Definitionen in dem einen oder anderen Reglement lauteten; sie beschrieben den Inhalt der Truppeneinheit und der Führung höheren Grades ungefähr auf folgende Weise: es kommt darauf an, daß eine Truppeneinheit höheren Grades mit Waffen und allen anderen Hilfsmitteln zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse auf längere Zeit versehen wird, als es für die Einheiten niederen Grades der Fall ist. So wurden Divisionen und Armeekorps derart ausgerüstet, daß sie eine Woche

hindurch jedem Kriegszufall standhalten konnten. Außerdem hatten sie alle Waffenarten in genügender Zahl, um den feindlichen Waffen entsprechend zu begegnen, und hatten ausreichende Lebensmittel für den Fall, daß sie in einem bestimmten Zeitraum keine Hilfe erhalten könnten. Dagegen war eine Truppe niederen Grades meistens für zwei Tage mit allem Notwendigen versorgt. Wenn man von zwei Tagen spricht, so können damit nicht volle zwei Tage gemeint sein; man muß es vielmehr so rechnen, daß diese Dauer möglichst verkürzt wird. Versorgung für zwei Tage bedeutet, daß es bei der Berechnung der allgemeinen Versorgung als ein Tag gerechnet werden muß. Denn es wäre unzulässig, eine Abteilung, die weiterfechten soll, in eine Lage zu bringen, in der sie ohne Verpflegung bleibt. Dem muß durch die geistige Arbeit des Befehlshabers vorgebeugt werden, indem er veranlaßt, daß die Versorgung bereitgestellt und täglich der Truppe möglichst regelmäßig zugeführt wird. In den neuesten Zeiten haben sich die Kampfhilfsmittel infolge der Einführung allerlei neuer Erfindungen bedeutend vermehrt; dadurch vergrößert sich mit jedem Tage ungeheuer das Gewicht des Materials, das riesengroße Eisenbahnzüge, z. B. für die Munition, beansprucht. Die Überzeugung griff immer weiter um sich, die Versorgung mit Kampfmaterial sei die Hauptsache, auf die bei der Ausrüstung und Organisierung einer größeren Truppeneinheit zu achten ist. So gibt eine größere Truppeneinheit die Gewähr längerer Zeit, eine kleinere diejenige kürzerer Zeit. Die Geschichte des letzten Krieges beweist, daß das Übergewicht der reinen Gefechtstätigkeit an Bedeutung zugenommen hat. Meines Erachtens ist das eine ungesunde Entwicklung; der Kampf als solcher ist zwar ein starkes Mittel der kriegerischen Aktion, aber er sollte doch immer nur als

ein Mittel angesehen werden. Er muß einem Zweck dienen, und die Geschichte beweist, daß nicht jeder Kampf vernünftig ist. Der Kampf als solcher und die Ausrüstung für ihn entscheiden nicht über die gesamte Kriegstätigkeit. Auf der einen wie auf der anderen Seite werden die militärischen Handlungen um des Sieges willen unternommen. Das Streben nach dem Siege ist das Ziel jedes Kampfes. Wenn aber der Sieg eingeschränkt ist, wenn er nur auf einem verhältnismäßig kleinen Raum ein Übergewicht verleiht, so hat das noch keinen Einfluß auf den Gesamtsieg.

In meiner vorigen Vorlesung sprach ich von der Kavalleriestreife, die auf der Chaussee nach Brześć in der Richtung auf Rembertów vorging. Sie mochte sehr gut geführt sein, sie mochte sogar einen örtlichen Sieg davongetragen und den Feind zurückgedrängt haben, sie konnte vom Feinde besetztes Gebiet wiedergewonnen haben; doch das bedeutet nichts, wenn sie nicht ihre Meldungen rechtzeitig dem Vorgesetzten übermittelte. Jeder kann mit seinen Patrouillen anfangen, was ihm beliebt, aber wertvoll sind solche Erkundungsgruppen nur dann, wenn sie ihre Nachrichten zur rechten Zeit demjenigen zur Verfügung stellen, dem die höhere Führung obliegt. Dieses kleine Beispiel zeigt den Wert des Kampfes auf. Nur dann ist der Kampf ein Instrument der Kraft, ein Instrument der Stärke, wenn er vernünftig ist und einem umfassenden Ziele dient.

Der große Feldherr Napoleon sagt, er hätte mehr Kriege mit den Füßen seiner Soldaten als durch Kampf gewonnen, obwohl er doch in der Kriegführung ein außergewöhnlicher Meister war. Man kann mit vielen Methoden Übermacht und Sieg erlangen, der Kampf selber wird nur eine von vielen sein. Bis auf den heutigen Tag gibt es verschiedene Begriffsbestimmungen der Taktik und Strategie oder

der höheren und niederen Taktik. Ich halte für die wichtigste Grundlage des Unterschiedes — die Zeit! Wenn die Alten in bildlicher Darstellung ihrer Weltanschauung die Zeit verkörpern wollten, so bedienten sie sich einer Gestalt, die sich mit den Füßen auf die Erdkugel stützt. Der Erdball lag zu ihren Füßen. Die Zeit ist ein großer Rechenmeister, eine gewaltige, unabänderliche Kraft! Man kann die Zeit nicht durch menschliche Berechnungen verändern. Die Zeit läßt Kinder heranwachsen, die noch gestern nicht haben sprechen können. Die Zeit ist eine unüberwindliche Macht! Ich habe in meinen Gedanken über die Führung, für welche die Zeit von so großer Bedeutung ist, mit Vorliebe gerade durch die Zeit die Unterschiede zwischen den verschiedenen Arten der Führung zu erklären gesucht.

Worin liegt der Zeitunterschied für die Führung höheren und niederen Grades? Gestatten Sie mir, meine Herren, mich bei einer Sache aufzuhalten, die wir alltäglich beobachten und die auf die kriegerische Arbeit einen großen Einfluß ausübt. Wir haben den immerwährenden Wechsel von Tag und Nacht; soweit unser Gedächtnis reicht, wechselte stets der Tag mit der Nacht ab. Die Dunkelheit der Nacht aber beeinflußt die Kriegstätigkeit gewaltig, und darum ist für denjenigen, der über die Taktik in den Kampfhandlungen entscheidet, der Wechsel von Tag und Nacht maßgebend. Man kann im Kriege nicht die gleichen Handlungen bei Nacht wie bei Tage ausführen.

Die Zeit bleibt für beide Gegner unabänderlich. Früher gab es Zauberer, Führer, die den Tag durch ihr Gebet verlängerten, um ihn ausnützen zu können, so wie das die Bibel von Josua berichtet. Aber seit jenen Zeiten hat die Geschichte einen solchen Fall nicht mehr festgestellt. Der Tag folgt unvermeidlich auf die Nacht und verändert die

Grundlagen des Denkens und der taktischen Führung mit Notwendigkeit. Er verändert sie tagtäglich und zwingt, Tagbefehle in Nachtbefehle umzuändern. In allen Dingen muß sich der Soldat anders bei Tage und anders bei Nacht verhalten. Bei Tage hat er nämlich ein besonders stark entwickeltes Sinnesorgan — die Augen — zur Verfügung; sobald aber die Nacht hereinbricht, wird der Gesichtssinn schwach. Daher ist der Satz vollauf berechtigt, daß die niedere Taktik mit Stunden rechnet, ihre Berechnungen nach Stunden aufstellt, und selbst wenn sie Aufgaben von mehrtägiger Dauer zu lösen hat, doch in Stunden kalkuliert und einen Tag nicht überschreitet.

Für die höhere Führung dagegen spielen die Augen keine so große taktische Rolle wie für die Taktik auf dem Kampfplatz selbst. Dem Feldherrn muß an Stelle des körperlichen ein geistiges Auge erstehen. Er muß nicht physisch, sondern im Geiste schauen können; dadurch kann er die ihm zur Verfügung stehende Zeit für sich ins Riesenhafte steigern. Während also die Taktik auf dem Kampfplatz, die für die niedere Führung maßgebend ist, nach Stunden zählt und in ihrer Wahrscheinlichkeitsrechnung nach Tagen mißt, so überspringt indessen die höhere Führung die Stunden. Nur in sehr seltenen Fällen wird für eine höhere Einheit, der entsprechende Menschen und Hilfsmittel zur Verfügung stehen, eine Stunde entscheidend sein. Hier kommt es auf Tage an. Je höher die Führung ist, desto länger werden die Zeiträume, desto schwieriger und verwickelter die Rechnung.

Wende ich mich nun von der höheren zur niederen Führung, wie sie sich beim Regiment ausdrückt, so rechnet man dort nach meiner Erfahrung mit Stunden, stellt ständig den Tag- und Nachtwechsel in Rechnung und handelt

dementsprechend bei Tage anders als bei Nacht. Auf Grund der Erfahrungen scheint mir folgende Kennzeichnung ziemlich zutreffend zu sein: Divisionen müssen mit Zeitabschnitten von 3 bis 4 Tagen rechnen, müssen ihre geistige Arbeit auf 3 bis 4 Tage im voraus einrichten; Armeen müssen es für Wochen tun und die Heeresleitung für Monate. So schnell wächst die Progression der Zeit mit dem steigenden Grade der Führung. Ich sagte, ihnen müßten geistige Augen erstehen, weil die körperlichen nicht mehr ausreichen. Hier, meine Herren, liegt die Schwierigkeit im Anwachsen der Zeitmaßstäbe.

Der Krieg ist ein Kampf zweier Gegner miteinander. Beide suchen den Sieg. Beide besitzen fast die gleichen Mittel für den Kampf. Und beide Parteien sind endlich einer großen Herrscherin unterworfen: der Zeit. Sie geht vorüber, für die einen wie für die anderen. Sie nimmt keine Rücksicht darauf, ob für den einen gerade der Abend nötig ist oder nicht.

Wenn Menschen miteinander kämpfen, so nicht, um einander Vergnügen zu bereiten; wenn Menschen miteinander kämpfen, so gibt es Beulen. Man sucht über den Gegner das Übergewicht zu bekommen. Wollte man es mit einem Kartenspiel vergleichen, so wäre es ein Spiel um den ganzen Einsatz, nachdem einmal das Spiel begonnen hat. Es ist ein durchsichtiges Spiel, bei dem man nach den schwächeren Kräften, nach den ungeschützten Stellen des Feindes sucht, um gerade dorthin seinen Stoß zu richten. Täglich ist der Kampf im Gange, selbst wenn es an der sogenannten Front still ist; der gedankliche Kampf der Feldherren geht weiter, die erkunden und suchen, wie sie ihrem Gegner den oder jenen bösen Streich versetzen können.

Bei der Führung niederen Grades, meine Herren, sind

diese Dinge verhältnismäßig schnell zu berechnen; da waren einen die Sinne, und die rauhe Waffenanwendung tut fast augenblicklich ihre Wirkung, die man an den Verlusten, an der Dichte des Feuers erkennen kann, an allen Geräuschen und der ganzen Schlachtmusik, welche zum neuzeitlichen Register des Krieges gehören.

Bei der Führung höheren Grades steht mehr Zeit zur Verfügung. Da lassen wir die Möglichkeit offen, durch unsere Einwirkung auf den Feind alle Berechnungen zu verwirren, je mehr wir die Zeit verlängern; um so mehr versucht aber auch der Feind, unsere Berechnungen durch seine Handlungen zu durchkreuzen, und vermag alle Entscheidungen und Entschlüsse zuschanden zu machen, die uns der Oberbefehlshaber übermittelt hatte. Je weiter sich die Kriegsdauer in die Länge zieht, desto größer werden die geistigen Schwierigkeiten und desto mehr werden die Berechnungen der Führung erschwert und stärkeren Irrtümern unterworfen. Darum verknüpfte ich bei meinen Studien verschiedene meiner Gedanken leidenschaftlich gern gerade mit der Zeit, die man nicht überwinden kann, die unabänderlich und unbesiegbar für beide Teile ist.

So bin ich also, meine Herren, bei allen diesen Zusammenfassungen, bei allen Arten der Analyse, durch die ich zu der Erkenntnis gelangen wollte, worin sich die Führung niederen Grades von derjenigen höheren Grades unterscheidet, stets zu dieser endgültigen Begriffsbestimmung gelangt: jene Führung hat es mit dem Kampfplatz, diese aber mit dem ganzen Kriegsschauplatz zu tun.

Die Mittel und Aufgaben nehmen beim höheren Grad der Führung einen ganz anderen Charakter als beim niederen Grad an; denn für die eine geht es um Sieg oder Niederlage auf dem Kampfplatz, für die andere aber liegen Sieg

oder Niederlage auf der ganzen Breite des Kriegsschauplatzes. Das führt uns sofort zu den Begriffen der Strategie, Taktik usw. In der verfügbaren Zeit hat die niedere Taktik, die Führung niederen Grades auf die Sinne der Menschen einzuwirken, mit denen sie hauptsächlich ihre Handlungen durchführen muß; die Führung höheren Grades aber schaltet die Sinne aus, besitzt keine Sinneswerkzeuge, sondern erfordert zur Verrichtung ihrer Arbeit Geist.

Wenn Sie, meine Herren, sich jetzt an meinen ersten Vortrag erinnern wollen, bei dem ich von Clausewitz' Behauptung sprach, der Krieg sei ein Handeln unter Gefahren und in Ungewißheit, so werden Sie hierbei wiederum folgenden Unterschied finden: die körperliche Gefahr verringert sich bei der höheren Führung, doch dafür vergrößert sich die Ungewißheit, in der gehandelt werden muß. Diese Ungewißheit wächst in einem so riesigen Maße an, daß man die beiden Gefahrenmomente gar nicht miteinander vergleichen kann.

Gestatten Sie mir, einige geschichtliche Beispiele anzuführen, die vielleicht für den Gegenstand, mit welchem wir uns beschäftigen, gewisse Erklärungen, eine bestimmte Veranschaulichung, eine nähere Vertrautheit gewähren können.

Als erstes Beispiel habe ich die Kriegshandlungen der 1. deutschen Armee auf den französischen Schlachtfeldern im Jahre 1914 gewählt; ihre Führung war General von Kluck anvertraut. Sie hatte gegenüber allen anderen deutschen Armeen eine besondere Aufgabe: auf dem Flügel vorzugehen. Ein jeder von Ihnen wird begreifen, wie schwer es ist, am Flügel zu marschieren, wenn man keinen eigenen Stützpunkt besitzt, nur die freie Luft und den Feind hat, wieviel schwerer eine solche Aufgabe ist als die, mit den anderen Heeresteilen en cadre vorzurücken. Darum könnte

man annehmen, daß man für die Führung einen der Stärksten ausgewählt hatte, jemand, der Kraft und Seelenstärke genug besaß, um diese Lage auszuhalten und siegreich zu überwinden. Man unterstellte fast sechs Armeekorps seiner Führung, das sind 300 000 bis 400 000 Mann, die mit allem ausgerüstet waren, was zur Erfüllung der großen ihm anvertrauten Aufgabe geeignet war. Wenn ich die Organisation überblicke, so finde ich den Willen, die Armee mit Kraft zu wappnen. Man hatte die besten Truppen auserlesen, denn sie hatten die schwierigste Aufgabe zu lösen; man hatte diejenigen ausgesucht, die auf die Frage, ob sie Deutsche wären, antworteten: „Nein, wir sind Preußen!“ In ihren Reihen marschierten das pommersche Armeekorps, das III. brandenburgische mit einem Reservekorps. Sie waren mit allen Hilfsmitteln ausgerüstet, und außerdem hatte man ihnen noch das IX. Altonaer Armeekorps beigegeben. Klucks Aufgabe überstieg das gewöhnliche Maß: er sollte den ganzen rechten Heeresflügel decken, sollte fast alle die Armeen sichern, die weiter von ihm entfernt marschierten, und überdies hatte er, während er alle anderen decken mußte, noch den größten Raum zu durchmessen. Ich nehme also an, man war felsenfest davon überzeugt, daß der General, dem man eine solche Aufgabe stellte, stark genug wäre, sie durchzuführen. Die Tatsachen sprechen wirklich dafür, daß General von Kluck kein alltäglicher Mann war. Man bedenke, daß er 400 000 Mann durch eine Stadt hindurchzwingen mußte; diese Aufgabe war ihm vor Beginn des Vormarsches gestellt, denn etwas weiter hinter der Stadt begann schon die 2. Armee. Er stellte sich persönlich an die Spitze seiner Armee und bestimmte die Reihenfolge der Truppen für den Durchmarsch seiner Armee durch die Straßen der Stadt — ich spreche von Aachen. Dabei behielt

er seine Soldaten so fest in der Hand, daß der Plan, nach dem er mit einer so gewaltigen Truppenmasse den engen Raum so schnell wie möglich zu durchqueren hatte, keinen Augenblick ins Stocken kam. So übernahm er, obwohl er die größte Arbeit zu leisten hatte, sofort die Spitze des Vormarschs, während die anderen Armeeführer vergleichsweise geringere Widerstände zu überwinden hatten. Bedenken wir, daß er sofort mit der 100 000 Mann starken belgischen Armee zusammenstieß; er ließ sie vollständig links liegen, sicherte sich gegen sie nur durch schwache Kräfte und rückte, nachdem er ihr den Rücken zugewandt hatte, so weiter, als ob dieses belgische Heer von 100 000 Mann keinen Wert besäße. Er ging über ihr Vorhandensein zur Tagesordnung über, um keinen Tag von den großen Vormarschstrecken zu verlieren, die seine Truppen zu bewältigen hatten, wie wenn diese 100 000 Mann, die ihm eine Entscheidungsschlacht liefern wollten, für ihn ohne Bedeutung wären. Berücksichtigen wir weiter: als ihm die englische Armee den Weg verlegte, fiel er über sie unvermittelt her; berechnen wir den Vormarsch der 1. deutschen Armee bis hinter Paris, so müssen wir feststellen, diese Armee hat täglich einige zwanzig Kilometer zurückgelegt, und die Kämpfe und blutigen Entscheidungsschlachten, welche man ihr anbot, konnten den Vormarsch nicht aufhalten. Die große Kraft, die besondere Charakterstärke dieses Mannes, der Wert seiner Truppen und die Selbstsicherheit, die Kluck besaß, sagen mir immer wieder, daß Deutschland in ihm einen seiner tatkräftigsten Männer, seiner großen Feldherren gehabt hat, einen Menschen, der keine Furcht kannte.

Beachten Sie, meine Herren, die Frage der Zeit, über die dieser Mann zu entscheiden hatte. Ich werde niemals mei-

nen Eindruck vergessen, als ich diese Schlacht in der deutschen Darstellung studierte. Von Kuhl, der Stabschef der Armee von Kluck, schildert, wie man am 3. September unentschieden war, ob man die Marne überschreiten sollte oder nicht. Die Marne überschreiten, das bedeutet, Paris schon an seiner rechten Seite zu haben, und wo vorher freie Luft war, jetzt Paris rechts hinter sich liegen zu lassen. Da er vom Oberkommando keinen Befehl erhielt, entschloß sich Kluck, den Fluß zu überschreiten; dann hatte er sich von der Marne um einen ganzen, langen, deutschen Tagesmarsch entfernt und war an Paris vorbeimarschiert. Wie schwer muß das Erlebnis dieses Mannes gewesen sein, als er am 5. September morgens vom Oberkommando einen Befehl folgenden Inhalts erhielt: „Die 1. und die 2. Armee verbleiben vor der Ostfront von Paris stehen, die 1. Armee zwischen Oise und Marne, die Marneübergänge fest in der Hand behaltend, die 2. Armee zwischen Marne und Seine.“ Es war ja schon drei Tage her, daß er die Marne hinter sich gelassen hatte, die er nach dem Befehl erst gestern hätte erreichen sollen, er war schon weitergegangen und vorwärts marschiert. Man stelle sich die tiefe Enttäuschung des Mannes vor, der so viel geleistet, aus sich und seinen Soldaten so viel herausgeholt, mit so unbegrenztem Kraftaufwand einen großen Raum durchheilt hatte, um den Feind endgültig zu werfen, und dem nun der Befehl seines Vorgesetzten verkündet: du hast, mein Lieber, zu viel getan. Wie sein Stabschef von Kuhl berichtet, wurde der Inhalt dieses drahtlos erhaltenen Befehls hin und her überlegt. Man traute seinen Augen nicht. Es wurde darin das Wort „Verbleiben“ gebraucht: „die 1. Armee verbleibt . . .“ „Verbleiben konnten wir nicht“, sagt von Kuhl, „wir konnten nur dorthin zurückmarschieren.“ Der Befehl besagt:

Rückmarsch. Umkehren und zwei bis drei Tagemärsche zurück, die schon vollzogene Tatsache waren. General von Kluck mußte mit sich selbst einen schweren Kampf auskämpfen, als er diesen seltsamen Befehl erhielt: sich kampfflos vor dem weichenden Feinde zurückzuziehen, den er immerfort vor sich auf dem Rückzug hatte weichen sehen. Es war die Demütigung eines Menschen, der nicht mit der Zeit gerechnet hatte, der die Zeit überholen und aus der großen Herrscherin eine Dienerin machen wollte. Die Zeit hatte sich gerächt. Kluck beschloß jedoch, noch einen Tag zu bleiben; er glaubte, daß ein Armeekorps, das er zurückgelassen hatte, im Falle einer Gefahr alle Sorgen erledigen würde. „Ich werde bis an die Seine vorrücken“, drahtete er an das Oberkommando. Am nächsten Tage mußte er gezwungenermaßen dorthin zurückkehren, wohin ihn jener Befehl des Oberkommandos berief — gezwungen durch die Handlungen des Feindes. Er mußte seine ganze Armee kehrtmachen lassen, um sie zurückzuwerfen und durch sie das ganze Heer gegen die feindlichen Handlungen zu decken. Der Rechenmeister Zeit rückte für die einen wie für die anderen vor; der Rechenmeister Zeit ist der Stärke gewogen, aber auch der Besonnenheit, und läßt sich nicht besiegen.

Zum Vergleich gebe ich noch ein zweites Beispiel aus meinen Studien, das ebenfalls die deutsche Armee betrifft. Es handelt sich um den großen Sieg Hindenburgs in Ostpreußen. Als ich die Geschehnisse überblickte und meiner Methode gemäß danach suchte, wie man den Faktor Zeit behandelte, ob man es verstand oder nicht verstand, die Zeit vor seinen Siegeswagen zu spannen, war ich erstaunt — erstaunt und einfach entsetzt. Die Geschichte liefert unbestrittene Tatsachen. Der frühere deutsche Befehlshaber hatte den ersten Kampf, den die Russen ihm anboten, ver-

loren und sich geschlagen zurückgezogen, und zwar hatte er diese Schlacht gegen die Armee des Generals Rennenkampf verloren. Man hatte den Armeeführer gewechselt und die Führung Männern anvertraut, deren Namen die Kriegsgeschichte immer wieder nennt: Hindenburg und Ludendorff. Sonst hatte man nichts verändert; denn inzwischen waren keine Hilfstruppen eingetroffen, diese bereiteten sich erst zur Abfahrt vor. Es blieben also die gleichen Kräfte, die General von Prittwitz kommandiert hatte. Außer der Armee, die ihn vorher besiegt hatte, näherte sich inzwischen bereits eine zweite Armee, die zahlenmäßig stärker war als diejenige Rennenkamps: die Armee Samsonows. Hält man sich allein das vor Augen, so gelangt man zu der Überzeugung, daß etwas Unnatürliches vorging. Warum hatte zuerst Prittwitz verloren, und warum zerbrach dann Ludendorff eine Armee nach der anderen? Denn nachdem er Samsonow so furchtbar geschlagen hatte, schlug er auch den früheren Sieger Rennenkampf aufs Haupt. Wo verbirgt sich das menschliche Geheimnis, wo liegt das Geheimnis der Kraft und Macht der Männer, die solche Wunder zu vollbringen vermochten? Welche Rätsel enthält die Seele solcher Menschen, die so etwas leisten können? Welche große innere Kraft ist es, welche heroischen Werte, die eine sichtbare Niederlage in einen glänzenden Sieg zu verwandeln vermögen?

Als ich meine Berechnungen anstellte, sagte ich mir in bezug auf den Sieg über Samsonow: diese Männer hatten nur zwei Tage Zeit — ein ungewöhnliches Zeitmaß für so große Menschenmassen. Wenn ich für die Umgruppierung drei Tage veranschlagen wollte, so schien mir das bereits zu viel; denn daß Hindenburg und Ludendorff am nächsten Tage nicht mehr das würden leisten können, was sie am

Tage vorher getan hatten, war offenbar. Nur ein Tag war zu veranschlagen, um den Sieg zu erringen. Diese beiden Armeeführer haben es also vermocht, die Zeit so zu bewältigen, daß die in weitem Raum manövrierenden großen Menschenmassen so arbeiteten, als ob sie kleine Bataillone wären.

Es beschäftigt noch immer meine Gedanken, wie das für die menschliche Kraft und für die Kraft der Seele möglich war, eine solche Leistung auf einen Zeitraum von 24 Stunden zusammenzudrängen. Denn diese Seele und ihre Kraft weiß zugleich und begreift: wenn sie heute ihre Aufgabe nicht bewältigen kann, so ist sie morgen schon verloren! Die Herren vom Militär wissen ja, daß es Zeit in Anspruch nimmt, ein Bataillon mit seinen Trains eine Kehrtwendung ausführen zu lassen; drei oder vier Armeekorps im Laufe eines Tages eine Kehrtwendung ausführen zu lassen, ist äußerst schwer und erfordert viel mehr Zeit. Die gefährliche Zeitspanne, innerhalb deren Hindenburg und Ludendorff am Siege über Samsonow arbeiteten, war so verzweifelt kurz, daß es scheinen möchte, die ganze Schlacht wäre nur ein taktisches Spiel gewesen; die Zusammenziehung der Eindrücke des körperlichen Auges habe das geistige Gesicht so stark, so sehkünftig gemacht, als wenn man in den Kampf ziehende Bataillonsführer vor sich hätte. Dabei hatten sie Kilometer und abermals Kilometer zu überwinden, Räume, die ein menschliches Auge nicht erfassen kann.

Hier haben Sie, meine Herren, zwei Beispiele aus der Geschichte, zwei Beispiele, die für das Wesen des Krieges seltsam vielsagend sind. Ich habe absichtlich starke Männer gewählt, denen niemand die große Kraft, den festen Willen und die Geistesstärke absprechen wird. Beide sind dabei, die Zeit zu überholen, und spielen mit dieser großen Herrin der Welt, mit der Zeit ums Ganze.

Der eine verliert, der andere gewinnt. Wenn man darüber nachzudenken sucht und danach forscht, wo die Gerechtigkeit in der Welt ist, die Hindenburg zu den großen Feldherren zählt und Kluck zu denen, die unterlagen, so ist es wirklich schwer, darauf eine Antwort zu geben. Die Last der Arbeit, das Gewicht der Kraft waren die gleichen. Beide wollten die Zeit überwinden, die sich aber nicht überwinden läßt. Beide überwand die Zeit in so außerordentlichem Maße, daß sie aus einer Armee Bataillone machen, daß sie über Stunden befehligen konnten. Dabei bewahrten sie die ganze Macht ihres Denkens und ihrer Seele, verwandelten sie in die Kraft des geistigen Blicks, der da schaut, ohne zu sehen, vernimmt, ohne zu hören, spürt, ohne zu berühren. Diese innere Kraft gibt eine so große Seelenstärke, daß der Tatsachensinn erstirbt. Und dennoch ist Hindenburg groß und Kluck nicht.

Kehren wir, meine Herren, noch einmal zur Analyse der Marneschlacht zurück. Sie erinnern sich daran, daß ich in meinem vorigen Vortrag von der Methode der Befehlserteilung sprach: von der Methode des unmittelbaren Befehls und des mittelbaren, mit Hilfe eines anderen, und von der Methode der schriftlichen Befehlsübermittlung. In der Marneschlacht bediente man sich einer ganz neuen Erfindung — man erteilte die Befehle und übermittelte die Meldungen durch drahtlose Telegraphie. Heute genügt ein kleiner Draht, um den Befehlshaber aus der Ferne sprechen zu hören; damals aber versagte der Funk bei der Führung. Er versagte so sonderbar, daß es einem beim Studium der deutschen Führung an der Marne einfach unglaublich erscheint, wie eine so große und mächtige Armee solche Torheiten begehen konnte. Meldungen und Befehle brauchten häufig 24 Stunden, um an ihr Ziel zu gelangen! Gerade in

jennem Falle, den ich analysierte, funkte Kluck nach dem Überschreiten der Marne abends seinen Entschluß ans Hauptquartier. Er teilte in kurzen Worten seine Beweggründe mit und erklärte, warum er so handele; er erwähnte auch, daß ihn der folgende Befehl bereits südlich von Paris erreichen würde. Als er die Antwort erhielt, schien sie ihm alles, was er tat, auf den Kopf zu stellen, diese Antwort mit dem Wort „verbleiben“ darin, als ob das Hauptquartier nichts davon wüßte, daß er die Marne bereits überschritten hatte und von ihr anderthalb Tagemärsche entfernt war.

Ich komme hier, meine Herren, wie schon früher am Schlusse meiner ersten Vorlesung zum Gebiet der Befehlserteilung. Bei der Führung niederen Grades bedürfen die Befehle einer ganz kurzen Zeit, um empfangen zu werden, und dabei genügt es, einen kleinen Zettel durchzulesen, der einem übersandt wird. Bei der höheren Befehlserteilung bestimmt die Führung selbst die Zeit. Derjenige, der bei der Befehlserteilung die Zeit nicht berechnet hat, ist immer im Irrtum; wer die Zeitdauer des laufenden Befehls nicht mißt und glaubt, der erteilte Befehl sei schon durch die Erteilung ein Befehl, und eine niedergeschriebene und abgesandte Meldung sei mit diesem Moment schon beendet und tue schon ihre Wirkung, der ist immer im Irrtum. Aus unserem Beispiel ersehen wir, daß Tage vergehen, ehe der Befehl sein Ziel erreicht, ehe er durchgelesen wird; Tage vergehen, ehe die abgesandte Meldung ihr Ziel erreicht und in die Rechnung einbezogen wird. Derjenige, meine Herren, der mit seiner Befehlserteilung nicht den Maßstab der Zeit in Einklang bringt, taugt nicht zur Führung höheren Grades; er wird nichts erreichen und muß noch lange lernen, nachzudenken und seine Zeit in Rechnung zu stellen. Denn seine Befehle tanzen mit den Mel-

dungen, die noch nicht an ihren Bestimmungsort gelangt sind, einen Kontertanz.

Die Zeit, meine Herren, hat also in der Befehlserteilung selbst eine solch große Bedeutung. Ich will aber noch einen zweiten, oft begangenen Fehler erwähnen: er beruht darauf, daß man die eigene Kriegstätigkeit in Rechnung stellt, ohne die ständige feindliche Gegenaktion in Betracht zu ziehen. Das erinnert an den großen Podbipięta\*), der seinen Triumph feiern wollte, indem er drei Türken so hinstellen würde, daß er ihnen mit einem einzigen Schwertstreich die Köpfe abhauen könnte. Aber der Feind, meine Herren, ist nicht wie jene Türken, die sich von ihrem Gegner so bequem aufstellen ließen, daß er ihnen leicht die Köpfe abhaue.

Dies und die falsche Berechnung der Zeit sind die häufigsten Fehler bei der Befehlserteilung.

*Abschließend stellte Josef Piłsudski fest, daß das Befehligen der niederen Einheiten in der Gegenwart vor sich gehe, die Führung höherer Einheiten dagegen ein ständiges Werden, ein ununterbrochener Wechsel sei. Um ihn zu bewältigen, dürfe man keine Angst vor dem Denken haben. Die höchste Tugend eines Feldherrn liege darin, daß er keine Angst davor habe, nachzudenken und im voraus zu berechnen, daß er immerfort sich selber, die Lage des Feindes und die Umstände überdenke.*

„So wünsche ich“ — schloß der Marschall seine Vorlesung — „Polen und der polnischen Armee, daß sie möglichst viele Männer besitzen möge, die sich nicht vor dem Denken fürchten.“

\*) Ein Held aus Sienkiewicz' berühmter Romantrilogie „Mit Feuer und Schwert“ — „Die Sintflut“ — „Herr Wołodyjowski“.

# Die Obersten Feldherren

*Als nach dem Sturz der Regierung des Bauernführers Witos im Dezember 1923 die Frage der Rückkehr Pilsudskis zur Armee aktuell wurde, stellte der Marschall den Vertretern der Regierung auf ihre Vorschläge ziemlich weitgehende Bedingungen. Diese Haltung zielte nicht darauf ab, das Amt des Generalinspektors der Armee seiner Person anzupassen; der Leitgedanke war vielmehr, die Frage der obersten Führung im Kriegsfall grundsätzlich so zu regeln, daß der Arbeit des künftigen Oberbefehlshabers der polnischen Armee möglichst zweckdienliche und weitgehende Erleichterungen gesichert würden.*

*Zu diesem Zweck ist auch die nachfolgende, „Die Obersten Feldherren“ betitelte Arbeit entstanden. Sie ist als eine historische Ergänzung zu einer Schrift des damaligen Obersten und jetzigen Generals Taddäus Kutrzeba (der unter dem Decknamen „Miles“ schrieb) angelegt. Kutrzeba hatte seine Abhandlung unter dem gleichen Titel wie der Marschall veröffentlicht und sie mit voller Zustimmung und auf Vorschlag Pilsudskis verfaßt.*

Der Verfasser des dem Leser vorliegenden Werkchens „Die Obersten Feldherren“ wandte sich vor der Niederschrift seiner Arbeit an mich mit der Bitte um Rat und Belehrung. Er setzte nämlich voraus, daß ich als der einzige Fachmann in Polen für die von ihm behandelte Angelegenheit imstande wäre, diese zu erteilen; war ich doch in dem einzigen Kriege, den das neue Polen geführt hat, der Oberste Feldherr der polnischen Armee. Ich beschränkte mich auf einen Ratschlag: so wenig wie möglich die polnischen Erfahrungen anzuführen, dagegen alle Argumente aus der Kriegsgeschichte anderer Völker heranzuziehen. Bei der Besprechung einer so wichtigen Frage, wie es die für uns bedeutungsvolle Erhaltung der frisch eroberten und unlängst verteidigten Unabhängigkeit ist, kommt es nach meiner Überzeugung mehr als auf irgend etwas anderes darauf an, daß die Beweisgründe anerkannt werden. Zweifellos aber erweckt bei den Polen alles, was aus dem Ausland kommt, den Eindruck der Größe; was aber von uns selber stammt, ruft Zweifel an der Wahrheit der geschichtlichen Tatsachen hervor, selbst wenn man sie mit eigenen Augen beobachtet hätte.

An diesen Ratschlag will ich mich auch selber halten, wenn ich auf die Bitte der Herausgeber den Grundgedanken der wertvollen Arbeit meines Freundes weiterentwickle; ich werde mich bemühen, diejenigen Seiten des Kriegeslebens und der Tätigkeit des Obersten Feldherrn klarzu-

legen, die durch den Verfasser in seiner Arbeit kaum berührt worden sind.

Die Kriegsgeschichte wie überhaupt die Geschichte hat — wenn ich so sagen darf — ihre schamhaft vergessenen Winkel. Fast jeder Historiker wirft da nur ungern einen Blick hinein, analysiert nur ungern ihre Bedeutung, als befürchte er, dadurch die große Sonne der historischen Erkenntnis zu verdunkeln. Ein solcher Winkel in der Kriegsgeschichte ist die Analyse der persönlichen Lage der Hauptperson in diesem oder jenem Geschichtsereignis, in diesem oder jenem Kriege; denn Kriege standen bisher fast immer an der Schwelle der wichtigen Entscheidungen im Leben der Menschheit. Die sogenannten großen Geschichtsschreiber lassen gar zu oft diese persönlichen Angelegenheiten — wie aus Geringschätzung der historischen Anekdote — beiseite oder versetzen sie bestenfalls ins Gebiet der Monographien und biographischen Arbeiten. Bei aufmerksamer und genügend tiefschürfender Analyse der Ereignisse finden wir indessen immer als einen Faktor von nicht unbeträchtlichem Gewicht die Tatsache der persönlichen Beziehungen, die oft sogar einen entscheidenden Einfluß ausüben. Ich will diesen Umstand nicht überschätzen; ihn aber verschämt mit einem Mäntelchen zuzudecken, würde nach meiner Überzeugung einen Verzicht darauf bedeuten, die Wirksamkeit lebendiger Menschen im Kriege, diesem höchsten Schaffensbereich menschlicher Tätigkeit, zu betrachten; es würde bedeuten, daß man nur tote Puppen beobachtet und die Wirkungen der verschiedenen Kriegsmaschinen.

Bei meinen kriegsgeschichtlichen Studien stieß ich häufig darauf, daß die persönlichen Beziehungen zwischen den Feldherren einen bisweilen maßgebenden Einfluß auf den

Verlauf selbst der größten Schlachten der Geschichte und der gesamten Kriegstätigkeit hatten. Aus den zahlreichen Beispielen, die ich noch lebhaft in Erinnerung behalten habe, wähle ich hier einige aus.

In der entscheidenden Doppelschlacht von Jena und Auerstädt, welche Preußens Macht zerbrach, geriet Marschall Davoust ganz überraschend in einen heißen Kampf mit der preußischen Hauptmacht, bei der sich der König von Preußen selbst befand. Im schweren Ringen mit dem überstarken Feinde und seines Schicksals ungewiß, flehte er seinen nächsten Nachbarn, Marschall Bernadotte, um Unterstützung an, der noch in der Ausführung seiner Truppenbewegungen begriffen und durch keinen Kampf gebunden war. Marschall Bernadotte verweigerte ihm diese Hilfe und zog sich, Befehle des Kaisers vorschützend, von Auerstädt in Richtung auf Weimar zurück, so daß seine Division an diesem Entscheidungstage keinen Anteil an den beiden Schlachten hatte. Alle Memoirenverfasser, alle Geschichtsschreiber messen das lediglich dem feindlichen persönlichen Verhältnis der beiden Marschälle bei. In derselben Zeit, da Bernadotte seinen Kameraden in schwerer Lage böswillig allein ließ, schwankten die Schicksale des Armeekorps Davoust und der preußischen Hauptmacht den ganzen Tag lang hin und her, bis schließlich die Tatkraft und Begabung des Marschalls und die außerordentlichen Anstrengungen seiner Soldaten die Schale des Sieges auf seine Seite zogen.

Die Geschichte der napoleonischen Zeit liefert eine Menge ähnlicher Beispiele. Der ganze langwierige spanische Feldzug und der gleichzeitig wachsende Ruhm Wellingtons, des späteren Besiegers Napoleons bei Waterloo, war eine ununterbrochene Sichtbarmachung der Einflüsse persön-

licher Reibereien auf den Lauf der Ereignisse. Die französischen Marschälle und Generäle wollten über sich keine andere Gewalt als die des Kaisers anerkennen. Man vergeudete in endlosen Zwisten und Zänkereien Zeit; man spielte bei kriegerischen Handlungen einander verschiedene Streiche und versuchte, sich jeder Art von Gehorsam und Disziplin zu entziehen, als wären das schmutzige, entwürdigende Krankheiten. Die Kriegsarbeit riß immer wieder wie ein morsch gewordener Faden ab, der Feind nutzte immer wieder die Lage aus, und das französische Ansehen, das auf Napoleons blitzartigen, betäubenden Siegen beruhte, sank schnell in Spanien, wodurch der Aufstand und die Volksunruhen Nahrung erhielten. Die Wirkung des langwierigen und trägen spanischen Feldzugs, der von geschichtlicher Bedeutung war und einen großen Teil der Kräfte Napoleons band, machte sich zugleich bei dem schicksalsschweren Wendepunkt wie bei dem Niedergang der Macht des großen Kaisers der Franzosen bemerkbar.

Wie viele persönliche Reibungen und Schwierigkeiten mußte Napoleon selbst während seiner seltsamen, zu schwindelnden Höhen emporführenden militärischen Laufbahn erleben! Es sei nur an seine ersten Schritte in dem klassischen italienischen Feldzug erinnert, wo die Generäle, die an dieser Front kommandierten, sich vor seiner Ankunft zusammenschlossen, um ihre Ablehnung des dummen Jungen zu bezeugen, den man ihnen zu ihrem Verdruß aus Paris als Oberkommandierenden gesandt hatte. Genie und kraftvoller Wille haben alles überwunden; doch wie viele Stiche und Demütigungen haben die Nerven des jungen Löwen ertragen müssen, wieviel Schlaueit und List mußte der Löwe anwenden, um sich den Weg zwischen Füchsen und Hasen zu bahnen! Stammt nicht aus jenen Zeiten sein

Ausspruch, der das Genie herabsetzt und voller Verachtung ist: ein großer Feldherr müsse ein Komödiant sein?

Dann der historische Zwist und die Streitigkeiten Bonapartes, schon in seiner Zeit als Erster Konsul, mit dem General Moreau, als sich der Sieger von Hohenlinden nicht überwinden konnte, sich dem Genie von Marengo unterzuordnen. Wenn man über die zuweilen komische und lächerliche, zuweilen tragische Arbeit der Menschen im Kriege nachdenkt, wenn man die Seiten der Geschichte und die unmittelbarsten Lebensdokumente — Briefe und Tagebücher — durchblättert, wenn man die Tatsachen und Geschehnisse ihrer Wichtigkeit und geschichtlichen Bedeutung nach zergliedert und ordnet, so kann man sich manchmal nicht den widersprechendsten Folgerungen entziehen, die sich aus der Untersuchung der persönlichen Beziehungen im Kriege ergeben.

Wir wollen also ein Beispiel wählen, und eine solche Annahme ist möglich: Marschall Davoust und Marschall Bernadotte wären, anstatt Feinde zu sein, durch herzliche Freundschaftsbande verbunden, und Bernadotte wäre in der schicksalsschweren Stunde von Auerstädt, anstatt den Kampf zu meiden und dann dafür in Ungnade zu fallen und aus der Armee entlassen zu werden, dem im ungleichen Kampf erschöpften Freund zu Hilfe geeilt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Erscheinen dieser frischen Armee das Schicksal der Kämpfe fast sofort entschieden und den Marschällen nicht nur den Sieg verschafft hätte, welchen Davoust dennoch errungen hat, sondern voraussichtlich auch das preußische Hauptquartier mit dem König den Franzosen in die Hände gegeben haben würde. Wir hätten als Ergebnis einen raschen Friedensschluß und — weder Tilsit noch das Großherzogtum Warschau wären zustande gekommen.

Im glühenden, vulkanischen Leben des nachrevolutionären Frankreich, in der ungebundenen Zeit der napoleonischen Kriege mußten starke Charaktere mit starken Gefühlen von Haß und Freundschaft entstehen und sich frei entwickeln. Die unnatürlichen Verhältnisse mit ihrer großen Leichtigkeit einer raschen Erhöhung über die Mitmenschen und des ebenso raschen Verlustes nicht nur der Lebensstellung, sondern auch des Lebens selbst mußten starken, unbezähmbaren Ehrgeiz und Mißgunst gegenüber den glücklichen Günstlingen des Schicksals erzeugen. Darum will ich mich nicht ausschließlich bei den Beispielen gerade aus diesem Zeitabschnitt aufhalten.

Um das große Gewicht der persönlichen Beziehungen von Menschen in Kriegszeiten nachzuweisen, führe ich noch ein Beispiel aus einer der monarchischen Armeen an, die einen festeren und regelmäßigeren Aufstieg in der militärischen Laufbahn begünstigte. Ich wähle absichtlich ein Ereignis aus dem deutsch-französischen Krieg von 1870, das sehr auffällig, sozusagen als Schulbeispiel, auf beiden Seiten der Kämpfenden allerhand persönliche Kränkungen und Eifersüchteleien, allerlei Verstimmungen und Vergehen gegen die militärische Disziplin vereinigt. Diese Episode ist die eigenartige Schlacht bei Spichern, die den Feldzug von 1870 eröffnet und die voll seltsamer Mißverständnisse und recht auffallender Irrtümer ist. Wenn man die Lage einer unparteiischen Analyse unterzieht, so schwankt die Schale des Sieges am ganzen 6. August 1870 so heftig und unsinnig auf und ab, als ob jede Stunde den Sieger die Niederlage ereilen könnte oder im nächsten Augenblick schon dem Besiegten der Stern des Sieges aufleuchten sollte.

Es kam zur Schlacht infolge eines ausdrücklichen Unge-

horsams des Führers der 1. deutschen Armee, des Generals Steinmetz. Dieser Ungehorsam wurde aber nicht durch eine Handlung des Feindes erzwungen, denn die Franzosen rührten sich nicht. Von Steinmetz, der „Löwe von Nachod“, der im Jahre 1866, in der Schlacht bei Nachod den Ruhmeskranz des Siegers erworben hatte, mochte nicht dulden, daß Moltke höher stand als er; in seinem eigenen Stab fühlte er sich von Intrigen umgeben, die er Moltke zuschrieb, und wollte das Vorrecht des Sieges nicht dem Führer der benachbarten 2. Armee überlassen, dem Prinzen Friedrich Karl, dem — wie Steinmetz sich einbildete — die Rolle des Siegers vorherbestimmt sein sollte.

Das sind die Zustände, die beim Beginn des Feldzugs in der 1. und 2. Armee herrschen. Oberst von Wartensleben aus dem Stabe des Generals Steinmetz schreibt über diese Zeit folgendermaßen: „Wir führen hier (im Stabe der 1. Armee) zwei Kriege: einen gegen die Franzosen, den zweiten gegen Steinmetz.“ Im Stabe der 2. Armee sagte man unverhohlen: „Wir fürchten weniger die Franzosen als Steinmetz.“ Andererseits schrieb Steinmetz selbst: „Friedrich Karl und ich sind wie zwei Kieselsteine, jede Reibung läßt Funken sprühen.“ Auf das Ergebnis derartiger Beziehungen brauchte man nicht lange zu warten.

Die Franzosen besetzten gleich am Anfang des Krieges die Grenzstadt Saarbrücken. Moltkes vorsichtige Konzentration verzögert das Erscheinen der 2. Armee an der Saar beträchtlich, während die 1. Armee des Generals Steinmetz schon zwei Drittel ihrer Stärke unweit des Flusses zusammengezogen hatte. Das Telegramm Moltkes befiehlt Steinmetz, auf die Ankunft der 2. Armee zu warten, und bei der Einteilung der Anmarschwege ist die Straße nach Saarbrücken mit Einschluß der Stadt selbst ausdrücklich der 2. Ar-

mee vorbehalten. Ja, sogar die Vorhut dieser Armee, das III. Korps, das diesen Weg benutzt, erscheint am Vorabend der Schlacht bei Spichern sozusagen vor Steinmetz' Nase.

Moltkes Befehle sind klar. Am 5. August um 6 Uhr morgens drahtet er an Steinmetz: „Erst wenn die 2. Armee sich bis an die Saar vorgeschoben hat, wird es für die 1. Armee an der Zeit sein, den Flußübergang zu forcieren. Eine Teiloffensive vereinzelter Einheiten müßte zu einer Niederlage führen.“ Am gleichen Tage mittags erreicht den wütenden Steinmetz ein zweites Telegramm. Es befiehlt, die Straße nach Saarbrücken vollständig für die Bewegungen der 2. Armee freizuhalten, und stellt ihm die Aufgabe, die linke Flanke der Franzosen zu umfassen, während die 2. Armee einen Frontalangriff unternehmen soll; es sieht die Möglichkeit zu einer solchen Aktion erst für den 9. August voraus und fügt ausdrücklich hinzu: „Seine Königliche Hoheit behält sich entschieden den Zeitpunkt für die Erteilung entsprechender Befehle zur Ausführung dieser Handlung vor.“

General Steinmetz sieht in diesen Befehlen nichts anderes als eine persönliche Kränkung. Also den Feind, den er hier gerade vor sich hat, soll Friedrich Karl besiegen, der Protegé des verhaßten Moltke? Nein, das wird Steinmetz nicht zulassen; nicht umsonst wird er der „Löwe von Nachod“ genannt. Schlau erteilt er den Befehl, der 2. Armee den Weg nach Saarbrücken abzuschneiden; durch eine ungenaue Formulierung dieses Befehls unterschiebt er seinen Untergebenen den Gedanken, den Flußübergang am folgenden Tage zu forcieren. Die Korpskommandeure begreifen sofort die Absicht ihres Vorgesetzten, und die 14. Division marschiert unter verschiedenen Vorwänden vor den Augen der erstaunten Kavallerie der 2. Armee auf die

Straße, die für die 2. Armee bestimmt war; sie überschreitet die Saar, treibt die französische Vorhut zurück und bricht ganz unerwartet den schweren und völlig unvorbereiteten Kampf bei Spichern vom Zaun.

Die Folgen der Entscheidungen Steinmetz' und seiner Untergebenen sind für eine so festgefügte Armee wie die preußische ganz ungewöhnlich und widersprechen vollständig den Überlieferungen und dem Geist strenger Disziplin im Heere der Hohenzollern. Bataillone, Batterien, ganze Brigaden greifen in den Kampf ein, chaotisch, in wirrem Durcheinander, durch keine feste Hand von oben gelenkt, nur von dem schönen, ritterlichen Gefühl beseelt, den Kameraden Hilfe zu leisten, die sich im Druck befinden. Mit vieler Mühe, beinahe zufällig wird der Oberbefehl während der Schlacht geregelt. Es kommt dazu, daß die gegen Abend auf einer Anhöhe zusammengekommenen drei Korpskommandeure beratschlagen müssen, wer von ihnen den Oberbefehl übernehmen soll, der rangälteste oder derjenige, dessen Truppen bereits in größter Zahl am Kampf beteiligt sind. Die Schlacht löst sich in einzelnen Episoden auf, reißt ab und verwickelt sich wieder unsystematisch; immer wieder behält der Feind das Übergewicht, ununterbrochen sind die tatsächlichen Vorbedingungen für einen völligen Sieg der französischen Waffen gegeben.

Aber auf der französischen Seite finden wir gleichfalls den Einfluß persönlicher Reibungen. Allerdings wird die Schlacht einheitlich befehligt, und zwar durch General Frossard, den Kommandeur des II. Korps, und die ihm unterstellten Divisionskommandeure zeigen in der Ausführung seiner Befehle keinen Augenblick der Unentschlossenheit. Doch unweit davon befinden sich zwei Divisionen eines anderen Korps, und noch etwas weiter, in St. Avold,

Marschall Bazaine selbst, der neuernannte Oberkommandierende, dem auch Frossard unterstellt ist. Verfolgt man die verschiedenen Etappen der Schlacht, so drängt sich einem unwillkürlich die Annahme auf, daß das Eingreifen der beiden Nachbardivisionen in den Kampf — von der dritten in St. Avold gar nicht zu reden — den 6. August völlig zugunsten der Franzosen entschieden hätte. Doch niemand rührt sich. Erst gegen Abend, schon kurz vor General Frossards Entschluß, sich aus der Schlacht zurückzuziehen, schickt ihm sein Vorgesetzter, Marschall Bazaine, auf Grund eines verzweifelten Telegramms von Frossard, der seine Kräfte dahinschwinden sieht, eine Division unter Führung des Generals Métman und eine Kavallerie-Brigade zur Verstärkung. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß an dieser sonderbaren Passivität der Kollegen und des Vorgesetzten General Frossards die Lehrsätze und Schulweisheiten vom Wert der Verteidigung und der befestigten Stellungen, die damals in der französischen Armee herrschten, den größten Anteil hatten. Nicht ohne Bedeutung war aber auch die Tatsache, daß General Frossard an den kaiserlichen Hof berufen worden war, um den Thronerben Napoleons III. zu erziehen. Das erweckte bei seinen Kollegen großen Neid; sie konnten ihm diese Erhöhung nicht verzeihen. Das bezeugen die verächtlichen Worte, die Marschall Bazaine während der Schlacht bei Spichern hinwarf: „Le maître d'école est dans le pétrin; qu'il se débrouille.“ Und dann noch eine andere Äußerung am gleichen Tage: „Drei Jahre lang studiert General Frossard die Stellungen bei Forbach und hält sie für ausgezeichnet geeignet zu einer Schlacht. Da hat er denn nun endlich seine Schlacht.“

Als ich das wirkliche Kriegsleben noch nicht kannte, habe ich manchmal über diese eigentümliche Schlacht und

über ihre möglichen Folgen für den weiteren Verlauf dieses Feldzugs nachgedacht. Auf der deutschen Seite sprang die strategische Unordnung und das Chaos in der Schlacht von Spichern in die Augen. Mir schien stets, etwas Tatkraft auf seiten des französischen Heeres hätte einen entscheidenden Sieg für Frankreich gezeitigt. Ich erinnerte mich an das saure, unfreundliche Urteil Moltkes über die Schlacht, das trotz abfälliger Einschätzung der Steinmetz'schen Leistung an diesem Tage doch die hohe moralische Bedeutung eines taktischen Sieges am Anfang des Feldzugs feststellt. Ich habe immer angenommen, alle sachlichen Umstände hätten dazu beigetragen, daß dieser große moralische Vorteil auf seiten der Franzosen wäre. Heute aber, nachdem ich so viele Kriegserfahrungen gesammelt habe, möchte ich meine kühne Vermutung beim Studium jener Schlacht noch bedeutend erweitern: Nimmt man an — was gar nicht schwer wäre —, der finstere Bazaine wäre ein Freund Frossard's gewesen, oder an der Spitze des Armeekorps hätte bei Spichern nicht der *maître d'école* des französischen Kronprinzen, sondern ein beliebiger General gestanden, so wäre Bazaine's Energie angeregt worden, den Ruhm des ersten Sieges für sich zu erwerben. Dann wären durch einen starken Vorstoß die zwei Drittel von Steinmetz' 1. Armee zurückgeworfen worden und hätten notwendigerweise mit den Bruchteilen der 2. Armee alle Anmarschwege für die 2. Armee verstopft; die Entwicklung des strategischen Planes von Moltke wäre aufgehalten und zweifellos genügend Zeit gewonnen worden, die verspätete französische Mobilmachung zu beenden. Vielleicht hätte dann der ganze Feldzug von 1870 anders ausgesehen und die durch einen ersten Sieg bei den Franzosen wachgerufene Tatkraft hätte ein Sedan, eine Belagerung und Übergabe von Paris verhindert. Viel-

leicht wären dann die Folgen von Sedan und diejenigen der Kapitulation von Paris für die ganze Welt nicht so niederdrückend und so schwer überwindbar gewesen.

In der Kriegsgeschichte könnte man eine Menge solcher Beispiele, eine Menge verschämter historischer Winkel finden; jener Winkel, in denen — um Steinmetz' Ausdruck zu gebrauchen — die Funken sichtbar sind, die durch die Reibung zweier verschieden gearteter Kieselsteine hervorgerufen werden. Der Einfluß solcher Reibungen auf den Kriegsverlauf ist unausbleiblich, und es wäre ein schwerer Fehler, wenn man sie nicht noch rechtzeitig vor Kriegsausbruch auszuschalten oder wenigstens unschädlich zu machen suchte. Für jeden Oberbefehlshaber sind aber persönliche Angelegenheiten eine Sonderbelastung, die auf seine Nerven drückt, an ihnen zerrt und weit mehr Zeit und Arbeit raubt, als sich das die Menschen gemeinhin vorstellen.

Ich will die geschichtlichen Beispiele nicht verlassen, ohne auch unseren vaterländischen Boden zu berühren.

Da denke ich immer an das Hauptquartier der polnischen Truppen von 1831. Der Oberkommandierende, General Skrzynecki, ist ein schwerfälliger Kopf und besitzt keine Spur davon, was über das taktische Niveau eines Truppenführers hinausragt, was Napoleon „l'art supérieure de la guerre“ nennt. Neben ihm haben wir den Generalstab. Auf der einen Seite den bissigen, galligen, zu allen unfreundlichen Stabschef Chrzanowski; auf der anderen Seite den explosiven, heißspornigen, rasch begreifenden und leidenschaftlich kämpferischen Generalquartiermeister Prądzyński. Wie sieht nun ihre Zusammenarbeit aus? Chrzanowski und Prądzyński sind zwei Kieselsteine, die Funken sprühen. Nur durch diese Funken wird es im stumpfen Kopfe Skrzyneckis heller, der dann aussieht wie eine Laus, die sich

vom Streit zweier ihr bei weitem überlegenen Talente nährt. Ein dumpfer Kopf, der bei der Arbeit denkwild ist, dessen Gedanken mit einem guten Koch beschäftigt sind und mit der Reklame für sich selbst durch Paraden und gute Diners.

Eine weniger verschämte Ecke der Kriegsgeschichte ist das persönliche Verhältnis der Obersten Feldherren zur Regierung und zu den Männern in dieser Regierung. Überall sind die Menschen eben bloß Menschen, und überall müssen Reibungen zwischen Kieselsteinen Funken geben. Vielleicht schämt sich die Geschichte dieser Funken deshalb weniger, weil es leichter ist, je nach Gunst die Schuld der einen oder der anderen Seite zuzuschieben. Eine Lebensgemeinschaft zwischen dem Obersten Feldherrn und der Regierung und ihren Männern ist unerläßlich. Sie beeinflußt unvermeidlich den Verlauf des Krieges wie auch die alltägliche Nervenverfassung des Oberbefehlshabers.

Um das zu veranschaulichen, gibt es ein schönes Beispiel im Verhältnis des Marschalls French, der zu Beginn des sogenannten Weltkrieges die englische Armee befehligte, zum Kriegsminister im englischen Kabinett, Lord Kitchener. Diese beiden Männer waren bereits durch die Geschehnisse des vergangenen südafrikanischen Krieges einander verbunden. Damals war Kitchener Frenchs Vorgesetzter und eine Zeitlang sogar Oberbefehlshaber. Weiter: als man Marschall French mitteilte, daß er zum Oberbefehlshaber des Heeres für den Fall einer Teilnahme am französisch-deutschen Krieg ausersehen sei, unternahm er bei der Regierung und bei Lord Kitchener selbst vergebliche Versuche, dieser möge das Oberkommando übernehmen, er selber wolle ihm dabei als sein Stabschef ein treuer Mitarbeiter sein.

Ich führe den englischen Text in der Übersetzung, ohne wörtliche Genauigkeit an, der mir vorliegt; darin kennzeichnet Marschall French sein Verhältnis zu Lord Kitchener: „Als Soldaten und Führer im Kriege habe ich ihn stets geschätzt und geachtet. Gegenüber seinen Eigenschaften als Staatsmann und Minister waren meine Gefühle und Empfindungen (feelings) niemals die gleichen. Ich bin bereit anzunehmen, daß unsere Meinungsverschiedenheiten — und sie waren erheblich und weitreichend — in gewisser Hinsicht an mir lagen; aber wenn es auch so gewesen sein mag, so waren unsere Beziehungen zueinander bis zu seinem tragischen Tode stets durch ein gegenseitiges Mißtrauen verdunkelt.“ Ich führe mit Absicht ein so langes Zitat hier an, da es Frenchens Großherzigkeit und die Feinheit seiner Empfindungen kennzeichnet, wo er die Reibungen zwischen ihm und Lord Kitchener erwähnt, die ihm wohl viel Nerven- und Kräftevergeudung gekostet haben müssen.

Die Mißverständnisse zwischen dem Oberbefehlshaber des englischen Feldheeres und dem Staatssekretär (Minister) für Kriegsangelegenheiten in der Regierung Seiner Königlichen Majestät fingen fast sogleich beim Beginn der Kriegshandlungen an. Am stärksten kamen sie jedoch im kritischen Augenblick der Übergabe von Antwerpen zur Geltung und haben bekanntlich in bedeutendem Maße die Interessen Englands während des Krieges gefährdet. Lord Kitchener war bei diesen Reibungen der angreifende und aktive Teil. Nach dem Sieg an der Marne und bei den Kämpfen an der Aisne waren die englischen Streitkräfte bereits in gemeinsamer Arbeit mit der französischen Armee eng verbunden und bildeten schon mehrere Wochen hindurch ein unzertrennliches Glied in der gesamten Kräfteverteilung der französisch-englischen Heere. Als die Ver-

teidigung Antwerpens durch die belgische Armee schwächer wurde und die ersten Anzeichen einer nahenden Katastrophe für die Festung bemerkbar wurden, begann Marschall Foch in Übereinstimmung mit den Weisungen seiner Regierung sich darum zu bemühen, daß die englischen Truppen nach Norden verlegt würden, um bei den kommenden Ereignissen näher sein und dem belgischen Heer Hilfe bieten zu können. Die diesbezüglichen Verhandlungen wurden von Marschall French mit dem Oberbefehlshaber der französischen Armee, dem späteren Marschall Joffre, geführt. Diese Besprechungen dauerten Lord Kitchener, der um das Schicksal Antwerpens und der Seeküste besorgt war, allzu lange. Er beginnt also einen Druck auszuüben, aber nicht nur auf Marschall French, was eine selbstverständliche Sache gewesen wäre, sondern er unternimmt auch hinter dem Rücken des Oberbefehlshabers Schritte in verschiedenen Richtungen. Immer wieder muß Marschall French — sozusagen hintenherum — erfahren, daß verschiedene vollendete Tatsachen bestehen und daß von Kitchener mehrere Forderungen im Widerspruch zum Stande der Verhandlungen mit General Joffre gestellt werden. Das bringt den Marschall French immer wieder in eine schiefe Lage, verringert unbedingt seine Autorität als Oberbefehlshaber des englischen Heeres und führt schließlich beim Fall Antwerpens zu einer großen Verwirrung in den Fragen der Armeeführung.

Gerade um Antwerpen beizustehen, hatte man die 7. englische Kavallerie-Division und Marineabteilungen unter General Rawlinson dorthin entsandt. Im Augenblick der Übergabe Antwerpens wußte General Rawlinson nicht mehr, wem er nun unterstände. Es war sogar von der Möglichkeit die Rede, diese Truppen nach England zurückzuziehen,

und der arme Rawlinson suchte seinen Vorgesetzten, dem er die Frage vorlegen könnte, was er jetzt zu tun hätte.

Diese confusion of ideas bezeugt ein Telegramm des Marschalls French an General Rawlinson; es lautet: „Ihr Drahtbericht Nr. 19 an Lord Kitchener, der mir gleichzeitig übermittelt wurde, ist empfangen worden. Ich kann wirklich nicht erkennen, ob Sie sich als meinen Befehlen unterstellt betrachten oder nicht. Wenn Sie jedoch der Meinung sind, daß dies der Fall ist, möchte ich Sie bitten, mir freundlichst Ihre Lage klar darzulegen; denn ich besitze keine Nachricht über die Notwendigkeit Ihrer Einschiffung (reembarkation) nach England noch über Ihre Absicht, dies auszuführen. Haazebrouck wird morgen früh durch das III. Korps besetzt werden. Ich bitte Sie, mir möglichst umgehend Antwort zu erteilen, da meine eigenen Pläne und diejenigen des Generals Joffre sehr davon abhängen und durch dieses Mißverständnis kompromittiert werden können.“

Ich will mich nicht mit einer gründlicheren Analyse der Kriegseignisse während der ersten Oktobertage 1914 befassen, die mit dem Fall Antwerpens verbunden waren, schon deshalb, weil ich diese militärischen Operationen niemals eingehender studiert habe. Daher möchte ich nur das Urteil des Marschalls French anführen, bei einer anderen Verwendung der Truppen Rawlinsons, mehr im Einklang mit den Plänen des englischen Oberbefehlshabers und den Absichten General Joffres, wäre eine wirksamere Verteidigung von Lille und sogar von Ostende und Zeebrügge zum mindesten möglich gewesen. Das hätte England, wie Marschall French mit Recht behauptet, vielerlei Sorgen (infinite trouble) vermeiden lassen.

Jeder, der auch nur ein wenig mit Kriegsoperationen

vertraut ist, wird zweifellos zugeben, daß die Lage der Abteilung, welche damals ein Siebentel der englischen Truppen bildete, nicht natürlich war und sich bedenklich gestaltete. Der Befehlshaber dieser Abteilung mußte mittels verschiedener dringender Drahtberichte verzweifelt nach einem Vorgesetzten suchen, der ihm hätte helfen und durch einen maßgebenden Befehl seine ernsten und beinahe hoffnungslosen Ungewißheiten zerstreuen können. Das geschah einzig und allein infolge einer unüberlegten und — ich möchte sagen: — böswilligen Einmischung eines Regierungsvertreters in die Zuständigkeit des Oberbefehlshabers der Armee.

Mit Recht sagt Marschall French, nachdem er einen ganzen Absatz seiner Erinnerungen dieser Episode gewidmet hat, er habe sich bei diesen Tatsachen so lange aufgehalten, um sein Vaterland zu warnen, wenn es in Zukunft wieder einmal in irgendwelche Kriegshandlungen verwickelt würde. „Die Niederlage von Sedan“, schreibt er, „war teilweise durch die Einmischung (interference) von Paris in die Angelegenheiten des Feldheeres hervorgerufen; und es ist mehr als wahrscheinlich, daß der amerikanische Freiheitskrieg mehrmals erheblich verlängert wurde, weil sich der Staatssekretär in Sachen des Befehlshabers im Felde einmischte.“

Ich kann nicht umhin, noch einen weiteren Fall aus dem Bereich der Beziehungen zwischen Marschall French und Lord Kitchener anzuführen, der außerordentlich bezeichnend ist, obwohl er der oberflächlichen Beurteilung belanglos erscheinen mag. Es ist mir, wie ich zugeben muß, unangenehm, eine noch frische historische Tatsache über einen der besten Soldaten der Welt anzuführen, als den man Lord Kitchener zweifellos ansprechen darf. Zu meiner

Rechtfertigung habe ich die gleiche Behauptung, die in dem oben angeführten Zitat aus den Tagebüchern des Marschalls French enthalten ist.

Infolge großer Meinungsverschiedenheiten kam Lord Kitchener, den Marschall French — wie er selbst berichtet — als den Vertreter der Regierung Seiner Majestät des Königs von England betrachtete, vor der Marneschlacht am 1. September nach Paris. Lord Kitchener erschien in Feldmarschallsuniform, nahm gleich im Anfang des Gesprächs den Ton eines Oberbefehlshabers an und kündigte seinen Besuch zur Inspektion des Feldheeres an. Mit aller Entschiedenheit trat der englische Botschafter dieser Absicht entgegen und faßte sofort einen Drahtbericht nach London ab, der sich diesem Plan widersetzte. Zwischen den beiden Generälen entspann sich ein lebhafter Meinungs austausch, nach welchem Lord Kitchener auf seine Absicht verzichtete, welche die Autorität des eigentlichen Oberbefehlshabers der englischen Streitkräfte, des Marschalls French, herabgesetzt hätte. An den anschließenden Verhandlungen mit der französischen Regierung beteiligte er sich in Zivilkleidung, also in seiner wirklichen Rolle eines Mitglieds des Londoner Kabinetts. Man kann sich leicht vorstellen, wie viele schwere Augenblicke und wieviel Nerven zermürbung Marschall French den persönlichen Reibungen mit Lord Kitchener zu verdanken hatte.

Wenn ich mich bei diesen Vorfällen aus der englischen Geschichte etwas länger aufgehalten habe, so tat ich es lediglich deshalb, weil mir die Möglichkeit solcher Reibungen gerade in England am wenigsten wahrscheinlich schien. Tatsächlich besitzt England, im Gegensatz zum ganzen Kontinent, einen hoch entwickelten Bürgersinn. Diese älteste Demokratie Europas, die ihre letzten Erschütterungen in

ferner Vergangenheit, zur Zeit Cromwells durchmachte, hat in ununterbrochenem Fortschritt eine so allgemein verbreitete und traditionell befestigte gegenseitige Achtung im öffentlichen Leben wie der Bürger untereinander ausgebildet, daß dort Höflichkeit selbst unter persönlichen Feinden Pflicht ist. Wenn also sogar in England die persönlichen Beziehungen zwischen den Obersten Feldherren und den Mitgliedern der Regierung so viel bedeuten können, um wieviel mehr muß es bei anderen, weniger beherrschten und rücksichtsloseren Völkern zutreffen!

Der Krieg bringt eine außerordentliche Anspannung der Kräfte, der Energie und der menschlichen Nerven mit sich, und es ist nicht verwunderlich, wenn verschiedene Gefühle und die seelische Anspannung des Menschen in diesen Zeiten viel stärker und krasser zum Vorschein kommen. Daher kenne ich auch nicht einen Krieg, bei dessen Studium ich nicht den Erscheinungen persönlicher Reibereien zwischen den Oberbefehlshabern und den Regierungsmitgliedern begegnet wäre. Wer kennt nicht den erbitterten und unermüdlichen Kampf, der zwischen Hindenburg, Ludendorff und dem Reichskanzler Bethmann Hollweg geführt wurde? General Ludendorff und Bethmann Hollweg haben sogar noch nach dem Kriege einander in scharfen und unfreundlichen Ausdrücken angegriffen. Im benachbarten Österreich führte man zwischen Wien und Teschen erbitterte Kämpfe und spann die verschiedensten Ränke. Bekanntlich gehörten zur österreichischen Tradition die Hofkriegsräte, die — auf die Autorität des Kaisers gestützt — von Wien aus die Kriegsgeschehnisse zu lenken oder doch wenigstens die Oberbefehlshaber zu belästigen suchten. Die Zeugnisse eines Erzherzogs Karl, Erzherzogs Albrecht und Feldmarschalls Conrad von Hötendorf lie-

fern eine Fülle von Tatsachen, die auf den Verlauf des Krieges viel stärkeren Einfluß ausgeübt haben als die Uneinigkeiten zwischen Marschall French und Lord Kitchener.

Das klassischste Beispiel aus dem letzten Geschichtsabschnitt war aber General Nivelle, der im Jahre 1917 während der großen Frühjahrsoffensive den scharfen Reibungen zwischen dem französischen Oberbefehlshaber und den Herren der damaligen Regierung zum Opfer fiel. Trotz der äußerst interessanten Einzelheiten dieser Meinungsverschiedenheiten möchte ich keine genauere Untersuchung dieser Dinge vornehmen, da ich befürchte, ich müßte mich auf allzu einseitige Dokumente stützen. Dennoch will ich diese Tatsache nicht gänzlich übergehen, sondern gewisse Einzelheiten entsprechend beleuchten.

Diese Reibereien waren so leidenschaftlich und so stark, daß sogar geringfügige Kleinigkeiten der in großem Maßstab geplanten Kriegshandlungen zum Gegenstand des Zwißtes wurden. Bei den Beratungen, die aus diesem Grunde zwischen den beiden Kabinetten — dem Pariser und dem Londoner — geführt wurden, hatte sich der englische Premierminister Lloyd George folgendermaßen geäußert: „Wir brauchen nicht die Einzelheiten zu kennen, die mehr diejenigen angehen, welche für die Führung der militärischen Handlungen verantwortlich sind. Wir ziehen es vor, daß die Generäle bei sich behalten, was die Durchführung ihrer Pläne anlangt. Wenn man solche Dinge zu Papier bringt, um sie dem Minister mitzuteilen, so kommt es selten vor, daß diese Einzelheiten den Ministern allein bekannt werden. Und es ist äußerst wichtig, daß diese Einzelheiten geheim bleiben. In England“, fügte der Herr Ministerpräsident stolz hinzu, „stellen wir nicht solche Fragen; übrigens ermutigen uns unsere Generäle auch niemals dazu.“

Wir verhalten uns ihnen gegenüber mit der Achtung, die sie verdienen, und halten uns von jeglicher zudringlichen Neugierde zurück.“

Mit wahrer Genugtuung führe ich diese Worte des englischen Premiers an und bezeuge zugleich einer solchen Regierung, die ihre Feldherren so einschätzt, alle Hochachtung.

Wenn man auch schwerlich behaupten kann, daß die starken Reibungen zwischen General Nivelle und der französischen Regierung der Anlaß und die einzige Ursache für den Ausbruch starker Unzufriedenheit und beinahe Empörungen im französischen Heer gewesen seien, so haben doch einige Autoren damit recht, daß die Unstimmigkeiten zwischen General Nivelle und der französischen Regierung zu diesen traurigen Erscheinungen erheblich beigetragen haben. Zahlreiche Kriegsräte, die in dieser Zeit einberufen wurden, endlose Debatten über diese Dinge im Parlament, die Abberufung Kommandierender Generäle während wichtiger Kriegshandlungen zu den Beratungen — all das mußte bei den Truppen das Vertrauen zur Heeresleitung und zur Regierung erschüttern und der Verbreitung verschiedener Märchen und Gerüchte eine Grundlage geben und dem Ansehen der Generäle wie der Regierung Abbruch tun.

Während persönliche Reibungen von Militärs untereinander während des Krieges zumeist neutralisiert und sogar völlig vermieden werden können, steht es mit den Gegensätzen zwischen den Männern, die während des Krieges die Staatspolitik verkörpern, und den Obersten Feldherren, welche die Wehrmacht ihres Landes führen und die wirklich wesentlichen Kriegshandlungen im Felde leiten, ganz anders. Reibungen sind meines Erachtens unvermeidlich, sind notwendig, sie entspringen aus dem Wesen der ge-

schichtlichen Tätigkeit, die Krieg heißt. Während des Krieges stehen oft Politik und Kriegführung im Gegensatz zu einander. Man glaube nicht, daß diese Gegensätze in irgendeinem Kriegsstadium irgendwie beseitigt werden könnten. Einen Gegensatz kann man beseitigen, aber immer nur durch einen Beschluß, der die Wünsche und Forderungen entweder der Politik oder der Kriegführung einschränkt.

Es ist also nicht verwunderlich, daß alle diejenigen, die sich mit der Kriegstheorie befaßt oder einen Krieg in führender Stellung miterlebt haben, über diese notwendigen Begleiterscheinungen des Krieges nie leicht zur Tagesordnung übergehen konnten.

Ich möchte einige Beispiele anführen, um diese Frage näher zu erläutern. Bei Kriegsbeginn 1914 hatte Frankreich aus politischen Gründen, auf die ich nicht eingehen möchte, seinen Truppen befohlen, bei der Verteidigung der Landesgrenzen und der Konzentration der Armeen sich um einige Kilometer von der Grenze zurückzuziehen, oft sogar dem gesunden Verstande der Kriegstaktik zuwider. In einem anderen Lande, in Deutschland, gab der Beginn des Seekrieges mit Unterseebooten zu schweren Reibungen Anlaß, bei denen auf der einen Seite der Reichskanzler mit seinen rein politischen Rücksichten, auf der anderen die militärische Führung mit ihren Forderungen aus der Natur der Kriegshandlungen stand. In Rußland wurde der Angriff auf Ostpreußen, der mit dem Zusammenbruch an den Masurischen Seen endete, gegen die Stimmen der Heeresleitung befohlen, welche Aufschub wünschte. Im Denken der russischen Regierung und des Großfürsten Nikolai gewannen damals politische Erwägungen über die rein militärischen die Oberhand.

Dieser grundsätzliche Widerspruch läßt sich deutlich bei

jedem wichtigeren Entschluß im Kriege spüren. Wenn man dabei die inneren Stimmungen im kriegführenden Volk, Land und Staat in Rechnung stellt und diese Erscheinungen mit dem politischen Bereich in Beziehung setzt, so muß man zugeben, daß es im Kriege fast keinen Schritt geben kann, bei dem nicht die Waagschalen mit den Aufschriften „Politik“ und „Kriegführung“ in ständigem Suchen nach Gleichgewicht bedenklich schwankten. Diese beiden Dinge sind nicht voneinander zu trennen und stehen doch leider so sehr im Gegensatz zueinander! Wie viele Zusammenbrüche und Niederlagen kennt die Kriegsgeschichte, die als Folgen einer undurchdachten Gleichsetzung dieser beiden Schalen auf der geschichtlichen Waage anzusehen sind!

Die Menschheit hat leider so viele ihrer Lebensfragen durch Kriege entschieden, daß dieses Problem häufig zum Gegenstand von Überlegungen und Betrachtungen vieler Denker, Staatsmänner und naturgemäß auch vieler großer Feldherren geworden ist. Jeder Oberste Feldherr fühlt im Kriege schon vom ersten Augenblick seiner Arbeit an die Last dieses Problems auf seinen Schultern. Ob er will oder nicht, ob er früher einmal darüber nachgedacht oder ob er sich leichtfertig über diese Frage hinweggesetzt hat, um sich auf die Einzelheiten der Technik zu beschränken — er muß sich mit dieser Fragestellung abgeben, muß sich mit der Lösung solcher Gegensätzlichkeiten plagen, täglich im Suchen nach Auswegen seine Nerven anspannen und fast Tag für Tag mit oder ohne Geschick seine technischen Berechnungen aufstellen, in die Zahlen, Zeichen und Hieroglyphen aus der Welt der Politik aufgenommen werden müssen. Umgekehrt wird jede Regierung und die Männer, die sie verkörpern, ob sie wollen oder nicht, ob sie nun verständig

oder leichtsinnig sind, bei ihren oft angstvoll aufgestellten politischen Berechnungen auf das Kommen der feurigen Zahlen, Zeichen und Hieroglyphen warten, die von Kriegshandlungen, vom Rauch der Schlachten, vom Blitzen und Donnern der Kanonen berichten, mit denen die Obersten Feldherren ihr und ihres Landes Schicksal schreiben. Bei solchen Gegensätzen und oft leidenschaftlichen Meinungsverschiedenheiten sind Reibungen — ich sage das noch einmal — unvermeidlich und notwendig; vor einer so großen Wahrheit des Kriegslebens darf man nicht feige die Augen schließen.

Diese Reibungen und Meinungsverschiedenheiten entstehen um so leichter, je vielfältiger sich die Kriegstechnik und auch das soziale und politische Leben entwickelt, und um so schwerer sind sie auch zu beseitigen.

Die Technik der Obersten Feldherren wird immer weniger verständlich, nicht nur für die Menschen, die mit dem Militär nichts zu tun haben, sondern sogar für die überwiegende Mehrheit der dem Feldherrn unterstellten Offiziere. Andererseits aber erfordert auch die politische Arbeit in leitenden Stellungen im Vergleich zu früher immer höhere Bildung und größere Erfahrung. Gerade darum kommt es so leicht zu Meinungsverschiedenheiten, wenn man in die Berechnung der militärischen Aktionen die politischen Zahlen und Zeichen einbeziehen muß, wie umgekehrt, wenn die Einflüsse der Kriegstätigkeit der Schlachtfelder auf das politische und soziale Leben sowie auf die internationalen Beziehungen in Rechnung gestellt werden müssen. Denn Dinge, die dem einen Teil offensichtlich sind, kommen dem anderen unverständlich vor, und ein für die einen sozusagen leicht lesbares Alphabet ist für die anderen eine chinesische Rätselschrift. Unter solchen Umständen wird das

Problem selbst bei gutem Willen unerhört verwickelt, ganz abgesehen davon, daß jeder schlechte Wille, jedes mangelnde Verständnis zu völliger Unstimmigkeit führen kann.

Bezeichnend war beispielsweise das eigentümliche Mißverständnis bei den Reibungen zwischen General Nivelle und der Pariser Regierung. Auf Grund der Mitteilung eines Abgeordneten, der sich eine Zeitlang im Hauptquartier einer der französischen Armeen aufgehalten hatte, beschuldigte man in Paris General Nivelle laut, er nähme auf die Verluste seiner Truppen durchaus keine Rücksicht. Der Angriff auf die befestigten Stellungen beim Fort Brimont sollte angeblich das Blut von 60 000 Menschen gekostet haben. Dabei berief man sich auf das Urteil eines Generals, der diesen Angriff geführt hatte. Man kann sich das Erstaunen und die Entrüstung des Generals Nivelle vorstellen. Er wußte, daß die zum Angriff gegen diese Stellung angesetzten Truppen nicht einmal an Kampfstärke die erwähnte Zahl erreichten. Bei einer Untersuchung zeigte es sich, daß der General, auf den man sich berief, die zahlenmäßige Stärke der Truppen, die den Sturm auf Brimont auszuführen hatten, auf ungefähr 60 000 Mann veranschlagt hatte; in diese Gesamtzahl hatte er vermutlich die allgemeine Stärke der Truppen (nach der Verpflegungsliste) einbezogen, die aber zuweilen doppelt so stark ist wie die Gefechtsstärke, welche den blutigen Verlusten ausgesetzt ist. Trotz dieses augenscheinlichen Unsinnns hatte das halbe Parlament und mit ihm wahrscheinlich die halbe Bevölkerung von Paris wenigstens eine ganze Woche hindurch hinter dem Rücken des Generals Nivelle diesen Unsinn für bare Münze genommen und über die Blutgier und brutale Rücksichtslosigkeit des Oberkommandierenden allerhand Klatsch verbreitet.

Mein Freund, der Verfasser der erwähnten Schrift, hat bei seiner Untersuchung des Problems den notwendigen Gegensatz zwischen Politik und Kriegsführung während des Krieges fast gar nicht berührt. Er geht, ohne sich bei der grundsätzlichen Seite der Frage aufzuhalten, zu der theoretischen Feststellung über, eine Gleichordnung der gesamten Kriegsarbeit sei notwendig und eine gesetzliche Methode zur Erreichung dieses Ziels zu versuchen. Indem er die „*réalité des choses*“ im Kriege richtig erfaßt, weiß er allzu gut, daß der entscheidende und wichtigste Teil der Kriegstätigkeit eines Staates oder Volkes auf dem Kriegsschauplatz liegt, dort, wo lediglich der Oberste Kriegsherr die Führung in der Hand behält und über das Schicksal des ganzen Landes entscheidet. Er zieht daraus den Schluß, daß somit der Feldherr Mitglied der Regierung sein müßte, welches vor dem ganzen Staat und Volk die Verantwortung für den Erfolg des Waffenkampfes trägt. Da er die Bedeutung der Kriegshandlungen für die politische Arbeit kennt, sucht er nach einer möglichst nahen Fühlung, einer möglichst vielfältigen Verbindung zwischen den Führern der politischen Arbeit und dem Manne, der das Schwert in Händen hält; indessen deutet er nur an, daß auch bei jeder rein militärischen Überlegung die politischen Fragen notwendig zu berücksichtigen sind. Er sucht nach einer rechtlichen Festlegung, nach einem gesetzlichen Zwang für beide Teile, denn in der Regierung will er die hauptsächlichsten politischen Persönlichkeiten mit dem Obersten Feldherrn verbunden wissen.

Eine solche Lösung erscheint mir grundsätzlich richtig, obgleich sie zweifellos manche moralische und technische Schwierigkeit zu überwinden hätte. Ich selber bin in meinen langjährigen Studien über den Krieg und seine Pro-

bleme in jedem geschichtlich erforschten Kriege auf diese Grundfrage mit ihren Widersprüchen gestoßen. Da ich im Laufe meines Lebens nicht nur Soldat war, sondern auch allerlei politische Aufgaben zu erfüllen hatte, so habe ich vielleicht eher als andere die ganze Gefahr der Lage, die Lächerlichkeit der Mißverständnisse und auch die Schwierigkeit einer Lösung jener zweifellos vorhandenen Gegensätze erkannt, die im Alltagsleben des Krieges gang und gäbe sind. In unseren Zeiten wird eine ruhige Betrachtung dieses Problems sehr durch die gewaltige Erfahrung erleichtert, welche die Menschheit auf diesem Gebiet während der Erschütterungen des ungeheuren, kürzlich beendeten Weltkrieges gesammelt hat. Diese Ereignisse waren von so riesigem Ausmaß, daß sie das Bewußtsein fast jeden Bürgers aus allen Staaten und Völkern Europas in die Bereiche des militärischen Lebens und der Kriegstätigkeit hineinzogen. Sie haben zweifellos eine breite Unterlage für das Verständnis dieser Grundfragen hinterlassen, einen viel weiteren und klareren Gesichtskreis und ein höheres Maß entsprechender Bildung geschaffen. Ich befürchte, daß es bei uns in Polen um diese Unterlage noch ziemlich schlecht bestellt ist.

Hier nämlich war die große Mehrheit der polnischen Bürger und Bürgerinnen nur ein unterwürfiger, erschrockener Haufen von Menschen, auf deren Rücken andere ihre Kriegsexperimente machten. Im ganzen Raum unseres Landes tanzten die Millionenarmeen der beiden Gegner mehrere Male ihren blutigen Kontertanz, wobei sie die Polen eher als Streu des Krieges, jedoch nicht als Mitwirkende einer Tragödie von geschichtlicher Bedeutung betrachteten.

Die technischen Schwierigkeiten der Lösung des Pro-

blems, die Miles\*) vorschlägt, beruhen meiner Meinung nach hauptsächlich darauf, daß der Oberste Feldherr in seiner Arbeit sehr oft keine Möglichkeit hat, mit den maßgebenden Staatsmännern in unmittelbarem Verkehr zu stehen. Miles will durch seinen Vorschlag gemeinsame Verantwortlichkeit erreichen und die Notwendigkeit schaffen, daß die Verantwortung für die gemeinsame Arbeit der Hauptvertreter des kriegführenden Volkes auch gemeinsam getragen wird, daß Ängste und Hoffnungen, Zweifel und Erwartungen auch gemeinsam erlebt werden. Das erleichtert die Aufklärung gewaltiger Widersprüche und verbindet die für das Schicksal des Krieges verantwortlichen Menschen mit den Banden gemeinsamen Tuns, die viel stärker sind als irgendwelche anderen Entscheidungen. Wenn jedoch einer der beiden Teile, und zwar die Hauptperson — der Oberste Feldherr — abwesend ist, so bedarf es in den Zeiten häufiger Schwankungen des Kriegsglücks sehr starker Nerven — nicht bei ihm, sondern beim anderen Teil, um die quälende Ungewißheit und die beunruhigenden Rätsel der Krisis zu ertragen. Man muß aber bedenken: alle krisenhaften Wendungen des Krieges oder der Schlachten erfordern von der Armee und vom Obersten Feldherrn eine so anstrengende Arbeit und eine so starke Nervenanspannung, daß er jene Augenblicke in engster Fühlung einzig und allein mit seinen nächsten Waffengefährten erleben muß.

Bei meinen kriegsgeschichtlichen Studien begegnete ich verschiedenen Versuchen zur Lösung dieser Fragestellung, wie in der Kriegsarbeit die politischen Forderungen mit den Aufgaben der eigentlichen Kriegführung zu verbind-

---

\*) Pseudonym des polnischen Militärschriftstellers und damaligen Obersten Taddäus Kutrzeba.

den wären. Die weitestgehende Entscheidung gibt ein fast unbedingtes Übergewicht dem politischen Teil, der über die von der militärischen Seite vorbereiteten Kriegshandlungen zu beschließen hat. Diese Lösung des Problems findet man nur dort, wo das kriegführende Land gleichzeitig auch einen großen innerpolitischen Kampf durchmacht, also bei allen mit Revolutionen verbundenen Kriegen. So gab die große französische Revolution allen ihren Feldherren Kommissare des Konvents bei, die gegenüber den Generälen eine unbedingte Machtstellung besaßen und nicht nur deren revolutionäre Rechtgläubigkeit kontrollierten, sondern auch in ihren militärischen Entschlüssen nach Beweisen von Verrat schnüffelten. Dasselbe Bild fanden wir bei unserem Gegner aus dem letzten Krieg. Auch hier waren Sowjetkommissare bei der Armee tätig, welche die militärischen „Speze“\*) überwachten, sich in jede Entscheidung mengten und sogar bei verschiedenen Zweifeln in Sachen der Kriegführung auf Grund der ihnen verliehenen Machtbefugnisse entschieden.

Mit der Untersuchung derartig außergewöhnlicher Verhältnisse will ich mich nicht aufhalten. Solche Regelungen tragen notwendigerweise die persönlichen Reibungen so tief in den Organismus der Armee und des Staates hinein, sie erweitern das Feld der Gegensätze zwischen Politik und Kriegführung derart, daß der ganze Aufbau nur durch außergewöhnliche Mittel — durch Schreckensherrschaft nämlich — aufrechterhalten werden kann. Meines Erachtens können nur außerordentliche Nervenanspannung und ganz ungewöhnliche Anstrengungen, wie revolutionäre Bewegungen sie in den Menschen wachrufen, zu der An-

---

\*) „Spez“ ist eine in Sowjetrußland gebräuchliche Abkürzung für einen Spezialisten.

nahme berechtigen, daß unter solchen Umständen irgendwelche Siegesaussichten vorhanden wären. In allen anderen Organisationen, denen wir begegnen, bestand niemals ein so weitgehendes Übergewicht des einen Elements über das andere.

Geschichtlich von längster Dauer war das monarchische System, bei dem die ganze Last der Entscheidung über das gegenseitige Verhältnis von Politik und Technik in Kriegzeiten auf den Schultern des Königs, Kaisers oder Fürsten ruhte. Das bedeutet, alle Gegensätzlichkeiten konnten in jedem Kriegsabschnitt durch einen Menschen entschieden werden. In diesem Falle war es ganz gleichgültig, ob der Herrscher „von Gottes Gnaden“ persönlich die Entscheidung traf oder ob er sie irgendwelchen anderen Händen anvertraute, und wären es selbst die eines Günstlings oder einer ganzen Körperschaft.

Das letzte Wort der Entscheidung, das durch seine Unterschrift bekräftigt wurde, hing doch von ihm ab. Ebenso lag es auch — vielleicht nur mit Ausnahme von England — bis in die letzte Zeit hinein bei den konstitutionellen Monarchien, wo der Kriegszustand gewöhnlich besondere Gesetzesbestimmungen mit sich brachte und in die Hand des Monarchen außerordentliche Machtvollkommenheiten und Handlungsfreiheiten gab.

Auf diese einfachste Entscheidung treffen wir auch in der ältesten und zugleich stärksten Demokratie der Geschichte: in der römischen Republik. Rom war zweifellos im Vergleich zur damaligen Welt ein sehr demokratischer Staat. In vieler Hinsicht überholt es mit seinen Einrichtungen und mit seinem demokratischen Geist das neuzeitliche Leben. Die ununterbrochenen heftigen Streitigkeiten zwischen Plebs und Patriziern, die bis zum Zeitalter der Cäsaren

stets der Plebs den Sieg brachten, übertreffen an Spannkraft und Stärke — vielleicht mit Ausnahme der revolutionären Zeiten — alles, was wir in modernen Demokratien von Partekämpfen und sozialem Ringen kennen. Und dennoch, diesen inneren Kämpfen zum Trotz, wächst die Macht der Ewigen Stadt und zwingt immer weiter und breiter Städte und Stämme, Länder und Völker unter ihre Gewalt. Ohne daß die inneren Kämpfe aufhören, kämpft Rom überdies ununterbrochen nach außen. Die römische Republik hat in der Weltgeschichte eine ganze Epoche geschaffen. Der Einfluß ihrer Zivilisation ist noch heute lebendig. In den römischen Einrichtungen muß eine ungewöhnliche Kraft lebendig gewesen sein, und in ihrem Kriegerrecht ein außerordentlicher Ausgleich zwischen politischer Weisheit und der Macht der Feldherren im Heere, daß man so gewaltige Ergebnisse erzielen konnte.

Die Kriege wurden dort zumeist durch die Konsuln befehligt, welche zugleich die höchsten Zivilbeamten der Republik waren. Man vereinigte hier also wiederum alle notwendigen Gegensätzlichkeiten der Kriegsaufgabe, alle Vorstöße der Politik auf das Gebiet des Schlachtfelds in einer Person. Das System der römischen Art, zu handeln, beleuchten aber am schärfsten die Augenblicke besonders großer Gefahr. In solchen Fällen setzte man einen „dictator“ ein, dem gegenüber alle demokratischen Einschränkungen völlig beseitigt waren, die für die Konsuln noch galten. Zur Ausübung seiner unbeschränkten Gewalt gewährte man ihm ein halbes Jahr Frist. Und obwohl die Geschichte Roms, wie ich nochmals wiederhole, das Bild leidenschaftlich geführter Kämpfe und inneren Ringens bietet, obwohl die sozialen Reibungen häufig so tief waren, daß sie fast Bürgerkriegen glichen, kennt die Geschichte Roms bis zur Zeit

des beginnenden Cäsarismus weder einen Staatsstreich der „Diktatoren“ noch irgendwelche Zweifel oder Befürchtungen, ein so unumschränkter Gewalthaber der Republik würde nach Ablauf der festgesetzten halbjährigen Frist nicht seiner so ausgebreiteten Machtvollkommenheit entsagen. Diese außerordentliche Kraft des Bürgersinns in der römischen Republik hat auch unvergleichlich sympathische Vorbilder solcher „Diktatoren“ überliefert. Wer von den Schwärmern, die von einer starken Demokratie träumen, kennt nicht den Namen des Cincinnatus, der nach der Bezahlung einer hohen Geldbuße für die Ausschreitungen seines Sohnes im Bürgerkrieg von seinem Pfluge abberufen wurde, um als „Diktator“ das bedrohte Vaterland zu verteidigen. Nach Ablauf seiner halbjährigen Amtszeit und nach siegreicher Überwindung der Gefahr kehrte er ruhig an die unterbrochene Arbeit der Bestellung seiner Felder zurück.

Wenn Miles bei seinem Versuch, das Problem Politik und Kriegführung zu lösen, die Vertreter beider Kriegselemente in einer Einrichtung einander näherzubringen sucht, so könnte man demgegenüber sagen: die stärkste Demokratie der Welt, die römische, führte in Augenblicken drohender Gefahr diese Annäherung so weit, daß sie in einem Kopf Platz fand. Diese beiden Faktoren, die bei einer Gefahr für den Staat tätig sind, einander nahezubringen, ist also so notwendig, daß man unter diesen Umständen nur die Frage stellen kann, ob der Kopf des betreffenden Menschen bei dem inneren Streit nicht bersten, ob sein Herz den Druck der Gefahr aushalten, ob die Nerven imstande sein werden, bei den schwankenden und stets zweifelhaften Zufällen des Kriegsglücks alles das zu ununterbrochenen Willensleistungen harmonisch zusammenzufassen.

Die monarchische Verfassung wie diejenige der römischen Republik führten also, wie wir sehen, zu der gleichen Entscheidung. In beiden Fällen überließ man die Politik und das Schwert, die so oft miteinander im Widerspruch und Streit sind, einem Kopf, einer Hand und einem Willen. Der grundsätzliche Unterschied lag nur darin, daß man in Rom in Augenblicken der Gefahr einen geeigneten Mann suchte, während die Monarchien auf den Glückszufall der Geburt eines solchen Menschen für den Thron warten mußten. In der Geschichte großer Monarchien werden wir an den Fundamenten ihrer Größe stets den Zufall der Geburt eines entsprechenden Menschen auf dem Thron finden. Die Geschichte benennt diese Männer nicht nur in ihrem eigenen Lande, sondern im Begriff der ganzen Menschheit die Großen. Sie sind gleichzeitig Staatsmänner von größerem Ausmaß und schaffen oft Marksteine auf dem Gebiet der Kriegskunst. Die uns benachbarten Mächte, die Polen teilen, kennen solche großen Männer. Peter der Große in Rußland, Friedrich der Große in Preußen waren derartige Große, welche die Probleme der inneren und äußeren Politik mit den höchst sachlichen Aufgaben des Krieges in ihrem Kopf verbanden. Und was soll man erst von einem der Größten dieser Art sagen, vom großen Napoleon, dem Kaiser der Franzosen? In blitzartigen Siegen zerbrach er jahrhundertalte Einrichtungen der Menschen wie schwache Strohhalme, machte den Erfolg seiner Schlachten den politischen Zielen nutzbar und machte sich umgekehrt den Sieg durch die schlaue Klugheit des großen Staatsmannes leichter.

Obwohl solche ganz einfachen Lösungen immer die Menschen angezogen haben und in kritischen Zeiten der Geschichte auch unfehlbar die Menschen anziehen werden, so

ist doch schwerlich anzunehmen, die Systeme Roms würden ohne römische Seelen, die monarchischen Systeme ohne Monarchen beim Versuch zur Verwirklichung nicht auf unüberwindliche Hindernisse stoßen. Übrigens bietet das heutige soziale und politische Leben, die Technik der menschlichen Lebensführung, um es noch einmal zu betonen, so viele Probleme und erfordert soviel Arbeit, daß es heutzutage schwer wäre, die Gesetze und Verordnungen in eine so einfache und unkomplizierte Fassung zu gießen.

Ich glaube jedoch, daß mir viele recht geben werden, wenn ich diesen Grundsatz, den ich aus meinen Studien über den Krieg gewonnen habe, hier zum Ausdruck bringe.

Jeder Krieg erweckt bei allen Menschen so viele Zweifel und Befürchtungen, daß die weit überwiegende Mehrzahl sich bei seinem Ausbruch gegenüber der Größe des Problems ratlos und hilflos fühlt. In einem solchen Zustand suchen die Menschen, wie bei jeder großen Erschütterung, bewußt oder unbewußt nach einem Menschen oder einer kleinen Menschengruppe, bei denen sie mit Recht oder Unrecht Kraft und Geistesstärke, Fähigkeit und Geschick vermuten, die das Durchschnittsmaß des betreffenden Volkes oder der betreffenden Staatsbürger weit überragen. Ist es also schwer anzunehmen, daß die einfachste römische Lösung, einen Mann zu wählen, durchführbar wäre, so würde die neuzeitliche Regelung zweifellos mehrere oder ein Dutzend Menschen ergeben, auf deren Köpfen, Herzen und Nerven die ganze Last der Kriegsaufgaben ruhen muß. Unter diesen Männern würde, wie Miles richtig beweist, die Hauptlast auf denjenigen entfallen, welcher der Oberste Kriegsherr sein soll. Wenn sich nun der Leser freundlichst an alle von mir angeführten Beispiele von Reibungen und Zwistigkeiten und ihren Folgen

im Kriege erinnern wollte, so wird er vielleicht mit Miles zu der Überzeugung gelangen, daß der Wille aller diese Wenigen zu einer möglichst engen und möglichst einigen Zusammenarbeit zwingen müßte. So werden die günstigsten Vorbedingungen für die Aufrechterhaltung der Autorität der politischen Macht und die größtmögliche Vereinfachung in den Berechnungen der politischen und militärischen Tätigkeit des Obersten Feldherrn geschaffen. Seine Arbeit aber ist, wie Miles richtig behauptet, für das Schicksal des Krieges ausschlaggebend, denn letzten Endes fällt die Entscheidung nirgends anders als auf den Schlachtfeldern.

Einer der großen Kriegstheoretiker, von der Goltz, behauptet bei einem Vergleich der menschlichen Leistungen in den verschiedenen Staatsstellungen, die Leistung des Obersten Feldherrn im Kriege sei die schwerste und erfordere am meisten Geistes-, Willens- und Nervenanspannung. Abgesehen von den Grundsätzen der Gesetze oder Rechte befindet er sich im Mittelpunkt der großen Kriegsmaschine, und jedes Rad und jedes Rädchen steht in der einen oder anderen Weise mit ihm in Berührung und ist in seinem richtigen Gang vom Erfolg seiner Arbeit unmittelbar abhängig. Daraus wäre also die Folgerung zu ziehen: je weniger diese Unzahl von Rädern die Nerven des Obersten Feldherrn berührt, desto weniger unnötige Stöße und böse Reibungen würden entstehen, und seine Arbeit könnte um so ungestörter geleistet werden. Immer, wenn ich über die große Erkenntnis von der Goltz' nachdachte und wenn ich sie mit den vielen schamhaft vergessenen Winkeln der Kriegsgeschichte verglich, von der ich eingangs schrieb, erschien vor meinen Augen die traurige Gestalt eines der Obersten Feldherren eines großen Reichs: Kuropatkin. Alle vorher dargelegten Ausführungen und Gedanken kann man,

wie mir scheint, am besten am Beispiel der Tätigkeit Kuropatkins in dem Augenblick erläutern, als er in der Entscheidungsschlacht gegen die Japaner bei Liaoyang am letzten Tage der Kämpfe über sein und seines Landes Schicksal entschied.

Der Lebenslauf des russischen Generals Kuropatkin war ungewöhnlich; er arbeitete als Stabschef unter dem erfolgreichen, begabten und kühnen General Skobelew, der in der Meinung der russischen Welt im Türkenkrieg und in den Feldzügen von Turkestan zum Nationalhelden wurde. General Kuropatkin wurde ganz plötzlich und unerwartet Kriegsminister und dadurch über alle Generäle erhöht, die in langen Dienstjahren ihren Berufsweg durchmachten. Damit hatte er in der großen Petersburger Gesellschaft als ein Emporkömmling, der seine Stellung vor allem seinen Fähigkeiten und seiner Arbeit zu verdanken hatte, Unzufriedenheit erweckt. Er war ein Gegner der aggressiven Politik gegenüber Japan und widersetzte sich den Expansionsplänen Rußlands im Fernen Osten. Träger jener Ostpolitik war Admiral Alexejew, der — wie man erzählte — zur linken Hand mit dem Hof verwandt war und sich im Osten ein fast selbständiges Fürstentum voll Pracht und Verschwendung geschaffen hatte. Alexejew war voller Geringschätzung für alle Völker des Ostens einschließlich Japans. Er war von einem ganzen Haufen unsicherer Menschen, Geschäftemachern, unsauberen Bank-, Wald-, Eisenbahn- und Hafenspekulanten umgeben. Als es Alexejew dann schließlich zum Kriegsausbruch gebracht hatte, wurde er als Oberbefehlshaber im Osten in den ersten Schlachten von den Japanern schmählich geschlagen. Als Oberkommandierenden der russischen Streitkräfte zu Lande sandte man ihm also General Kuropatkin zu Hilfe, dem aber der

Statthalter des Fernen Ostens, Admiral Alexejew, als Oberbefehlshaber über Heer und Marine übergeordnet war. Alexejew hatte sich damals vor seiner Flotte in Port Arthur glücklich nach Mukden, der entlegenen Hauptstadt der Mandschurei, zurückgezogen.

Ich kenne nicht die Beweggründe, die Kuropatkin veranlaßten, seinen Posten anzunehmen. Vielleicht wurde er dazu gezwungen. Jedenfalls traf er gewisse Vorsichtsmaßnahmen und wählte zu seinem Stabschef General Sacharow, dessen Bruder Kuropatkin selbst auf dem Posten als Kriegsminister in Petersburg ersetzen sollte.

Seit Kuropatkin im Hauptquartier in Liaoyang eintraf, entspann sich ein heftiger, verbissener Kampf zwischen Liaoyang und Mukden. Dieser Kampf spielte sich auf dem Hintergrund der Angelegenheit von Port Arthur ab. General Kuropatkin war entschlossen, sich in keine große Schlacht verwickeln zu lassen, bevor er nicht über eine genügende Truppenzahl verfügte; zum Sammelplatz der Armeekorps, die aus Rußland anlangten, bestimmte er Liaoyang. Admiral Alexejew dagegen drängte in seiner Unterschätzung des Gegners ununterbrochen darauf, daß der Weg nach Port Arthur freigemacht würde, und schätzte Kuropatkins Vorsicht beinahe als Feigheit ein. Wenn die Reibungen zwischen Steinmetz, Moltke und Prinz Friedrich Karl Funken gaben, so war hier durch diese Reibereien schon ein ganzer Brand entstanden; er beleuchtete grell all den Klatsch und Hohn, die Anwürfe und Sticheleien und allerlei Demütigungen, die man sich gegenüber dem Emporkömmling Kuropatkin ungehindert gestattete. Es war Brauch geworden, daß man die Truppentransporte in Charbin oder Mukden anhielt, um von Kuropatkin unabhängige Einheiten zu bilden, wodurch der General zu erniedrigendem Kuhhandel

gezwungen wurde. Es war auch Gewohnheit geworden, hinter Kuropatkins Rücken böswillig in St. Petersburg zu arbeiten, um die Autorität des Generals zu untergraben, der den höchsten militärischen Posten im Staat aufgegeben hatte, um die Führung im Felde zu übernehmen. Petersburg ließ Kuropatkin in der fernen Mandschurei fühlen, daß seine Zeiten als Regierungsmitglied vorüber waren und daß er als ein Emporkömmling sich damit abfinden mußte, im Hauptzentrum des Reiches ganz ohne Einfluß und Bedeutung zu sein.

Aus verschiedenen kurzen Bemerkungen, die in zahlreichen Erinnerungen und Tagebüchern jener Zeit verstreut sind, ist ersichtlich, daß Kuropatkin unter diesen tausendfachen Nadelstichen und Kränkungen außerordentlich litt, die er während mehrerer Monate vor der Schlacht bei Liaoyang über sich ergehen lassen mußte.

Das zerrte an seinen Nerven und hemmte ihn oft in seiner Arbeit. Als ich den amtlichen Briefwechsel zwischen Kuropatkin und Alexejew aus jenen Zeiten durchlas, fiel mir auf, wie der ausgeglichene, ruhige und durch eine gewisse Überlegenheit gekennzeichnete Ton der Korrespondenz allmählich weniger beherrscht, verstimmt und bissig wird. In einem solchen gereizten Nervenzustand nahm Kuropatkin die erste Schlacht, die Schlacht bei Liaoyang an, die eine Kraftprobe der beiden Gegner war. Eine sonderbare Schlacht! Zunächst griffen die Japaner mit bewunderungswürdigem Mut und Tapferkeit, mit ihrer Todesverachtung die schon vorher vorbereiteten Stellungen bei Liaoyang an. An ihre Überlegenheit über den Feind gewöhnt, nahmen die Truppen keine übertriebenen Vorsichtsmaßnahmen vor; sie rückten schneller vorwärts, um den Feind in gewaltigem Ansturm zu überwinden. Nach einigen Ta-

gen der Kämpfe leuchtete der erste Siegesstrahl über Kuropatkins sorgenerfülltem Kopf auf. Blutüberströmt, manchmal dezimiert, blieben die japanischen Bataillone und Divisionen kraftlos vor den russischen Stellungen liegen, ohne irgendwo einen größeren Vorteil oder einen Durchbruch durch die feindlichen Stellungen erreicht zu haben. Kuropatkin gibt den Befehl zum Gegenangriff. Er sendet fast triumphierende Telegramme über den Sieg nach St. Petersburg.

Bei dieser Sachlage ereignet sich ein unerwarteter Vorfall, der Kuropatkins Pläne einigermaßen stört, der ihm aber wie absichtlich neue Umstände beinahe in die Hände spielt, um den Gegner leichter zu überwinden. Am äußersten rechten Flügel der Japaner hat General Kuroki, der Befehlshaber der 1. japanischen Armee, eine lebhafte Eisenbahnbewegung nach Norden, auf Mukden zu wahrgenommen und sie als Anzeichen für einen russischen Rückzug aufgefaßt. Er entschließt sich zu einem besonders kühnen Schritt: er wirft dreieinhalb Divisionen, die er in Reserve hatte, über die einzige verfügbare Brücke auf die andere Seite des Flusses, um die scheinbar im Rückzug begriffene russische Armee in der Flanke anzugreifen.

Auf die erste Nachricht von diesem Vorfall hin entschließt sich Kuropatkin, ohne über die Stärke der Truppen Kurokis Näheres zu wissen, zu einem Frontwechsel und versammelt gegen den neuen Angreifer das Gros seiner Armee, nämlich viereinhalb Armeekorps, um Kuroki zu erdrücken und wieder über den Fluß zurückzuwerfen. Das war der letzte Abschnitt der Schlacht bei Liaoyang.

Kuroki bemerkte bald, daß von einer Verfolgung, wie er das geträumt hatte, keine Rede sein konnte; er geriet in eine bedrängte Lage und ging fast ganz zur Verteidigung

über, die er nur ab und zu durch Gegenangriffe unterbrach. Als ich die Geschehnisse dieses Kampfes studierte, war ich auf den letzten Tag der Kämpfe am neugierigsten. An diesem Tage verlor Kuropatkin mit jedem Augenblick mehr von seiner Selbstsicherheit. Aus einem vor kurzem noch siegreichen Feldherrn wurde allmählich ein moralisch gebrochener Mann. Einer der schönen Aussprüche Napoleons besagt: *le chef doit avoir une tête froide*, der Führer muß einen kühlen Kopf behalten, um die Vorfälle richtig und ruhig zu beurteilen, sich nicht durch dieses oder jenes Mißgeschick aus der Fassung bringen zu lassen und bei der Berechnung der Teilsiege nicht die Nerven zu verlieren. Für eine solche *tête froide d'un chef* müssen die Nerven ruhig sein, so daß sie allzu starke Eindrücke, allzu leicht gefaßte Urteile über die vorgehenden Ereignisse nicht zulassen. Diese *tête froide*, diese ruhigen Nerven hat Kuropatkin am letzten Tage der Schlacht nicht bewiesen. Er hat den und jenen Fehlschlag überschätzt; sein feiner, gebildeter Geist vermochte die Geschehnisse nicht miteinander zu verbinden. Die Augen des Feldherrn bemerkten nicht, daß der Feind ermattete und seine Gegenangriffe völlig einstellte. Der Verstand vergaß, die eigenen Kräfte in Rechnung zu stellen, von denen er noch für den folgenden Tag in genügendem Maße besaß. Kuroki hielt sich nur mit großer Mühe. Das beweist seine heldenhafte (zur 2. Division gehörige) 15. Brigade, die an der heißesten Stelle des Kampfes ausharrte und am nächsten Tage, als sie aus ihrer Stellung zurückgezogen wurde, nicht einmal mehr imstande war, den Reis für sich abzukochen! General John Hamilton, der englische Attaché bei Kurokis Armee, erzählt in seinen bewundernswerten Memoiren über den Japanischen Krieg, man hätte einige Schwadronen Kavallerie besonders

dafür abkommandieren müssen, um den im Kampf erschöpften Kameraden von der 15. Brigade das Essen zu bereiten. Der gleiche Augenzeuge berichtet: als er an diesem Tage den Hügel betrat, von dem aus Kurokis Stab die Schlacht beobachtete, sei ihm fast körperlich der Haß und die Abneigung der Japaner gegen den Ausländer fühlbar geworden, der ihre Niederlage und ihren Zusammenbruch mit ansehen sollte.

Wenn man Kuropatkins Berichte und Befehle an diesem letzten Tage der Schlacht verfolgt, möchte es einem scheinen, als ob droben beim allerhöchsten Richter große Waagschalen hingen und auf und nieder schwankten, auf denen russische und japanische Schwerter zum Abwägen lagen. Die Waagschalen schwanken heftig hin und her, als ob sie sich ins Gleichgewicht stellen wollten. Es fehlt nur noch ein letztes Gewicht auf der einen oder der anderen Schale. In die japanische Waagschale kann nichts mehr hinzugelegt werden. Und in die russische kann nichts mehr fallen als Kuropatkins letztes Wort; und dieses letzte Wort fiel: Zurück! Kuropatkin hatte den Rückzug angeordnet.

Der deutsche Große Generalstab beschließt in seiner Analyse der Schlacht seinen Bericht mit folgender Darstellung: dieses sei der wichtigste Kampf im ganzen Kriege gewesen, denn er hätte die russische Moral gründlich zerbrochen und den Japanern bis zum Kriegsende ein starkes sittliches Übergewicht und eine gewaltige Selbstsicherheit gegeben, die sie vor der Schlacht bei Liaoyang nicht besessen hätten.

Wem das nicht glaubhaft scheinen will, den würde ohne Zweifel das Studium der folgenden Schlacht überzeugen, der sogenannten Schlacht bei Scha-he. Kuropatkin leitet diesen Kampf mit zitternder Hand. Die Angst diktiert ihm

bereits seine Befehle. Es genügt, die Bewegungen des rechten Flügels zu beobachten, wo die russischen Offiziere selbst meinten, sie bewegten sich zwei Schritte vorwärts und einen oder zwei zurück. Es genügt nachzulesen, wie viele Warnungen, wie viele Mahnungen zur Unentschlossenheit und Vorsicht zu dem um die Entscheidung kämpfenden linken Flügel gesandt wurden, wo eine unbedeutende japanische Reserve-Brigade drei Tage lang die ganze Armee des Generals Stackelberg in Schach hielt. Es scheint, als ob der Geist von Liaoyang drohend die Stellung dieser Brigade bewachte und den Gegner mit flammendem Schwert selbst dann noch bedrohte, nachdem die Brigade bereits ihre Stellung geräumt hat.

General Kuropatkins Nerven waren zerrüttet. Einer seiner Freunde beschreibt die Veränderung, die nach der Schlacht bei Liaoyang mit ihm vorgegangen war: Kuropatkin begrüßte ihn mit einem gütigen, gleichsam verschämten Lächeln. Sein Gesicht zeigte eine merkliche Altersschlaffheit. Im Vergleich zur Petersburger Zeit waren seine Bewegungen unsicher und nervös. Er beklagte sich immerfort über die Petersburger Intrigen, und eine gewisse Freude kam bei ihm nur zum Ausdruck, als er Alexejews Abreise nach Rußland erwähnte.

Die tatsächlichen Umstände der Kämpfe bei Liaoyang gaben meines Erachtens fast die Sicherheit eines russischen Sieges. Nur Kuropatkins Nerven, die man vor der Schlacht so nutzlos und niederträchtig aus allen Richtungen hin und her gezerzt hatte, konnten nicht standhalten. Rußland hat für die zerrütteten Nerven seines Obersten Feldherrn in der Schlacht bei Liaoyang teuer bezahlen müssen. Die ganze Ostpolitik, die Eisenbahnlinien und Häfen sind verloren gegangen. Nach dem verlorenen Krieg kamen als Folgen

der Niederlagen Revolutionen und Unruhen und zugleich eine Schwächung der Staatsautorität in der ganzen Welt. So viel und zuweilen noch mehr können die Nerven des Obersten Feldherrn bedeuten, dieses vielleicht kostbarste Gut im Kriege.

Nachdem ich alles durchgelesen habe, was ich zur Unterstützung der Behauptungen von Miles geschrieben habe, indem ich diejenigen Gesichtspunkte des Kriegslebens behandelte, die Miles nicht berühren wollte und die ich die schamhaft vergessenen Winkel der Geschichte nannte, sah ich in meiner Phantasie viele bekannte, freudig lächelnde Gesichter. Also überall, außer im alten Rom, immer dasselbe. Worum handelt es sich denn? Wie es überall war, wird es auch bei uns sein; wir wollen nicht schlechter als die ganze Welt sein. — Habe ich diesen Eindruck hinterlassen, so würde ich es bedauerlich finden; habe ich aber jemand belehrt und aufgeklärt, so bin ich dafür dankbar.



**Der Oberste Feldherr  
in Theorie und Praxis**

*Die Vorlesung „Der Oberste Feldherr in Theorie und Praxis“ wurde im Warschauer Colosseum-Saal am 21. März 1926 mittags gehalten, also zwei Monate vor dem Staatsstreich. Wie die damalige Presse berichtet, war der Saal überfüllt. Dreitausend Menschen bildeten die Zuhörerschaft. Eine große Menschenmenge, die im Saal keinen Platz gefunden hatte, mußte sich damit begnügen, dem vorbeifahrenden Marschall auf der Straße eine Kundgebung zu bereiten.*

## L

Das Thema, das ich für diese Vorlesung gewählt habe, lautet: „Der Oberste Feldherr in Theorie und Praxis“. In den ersten Worten will ich etwas abtun, was mich in meinen Ausführungen hindern könnte, mich selber. Wenn ich vom Obersten Feldherrn spreche, so will ich nicht über mich selber sprechen; denn ich bin nur einer von sehr vielen Obersten Feldherren, die es in der Welt gegeben hat. Ich halte es nicht für möglich, eine Theorie über den Obersten Feldherrn allein auf Grund meiner Praxis und meiner Handlungen aufzustellen. Ich werde das also, wenn von mir die Rede sein wird, deutlich unterstreichen.

Ich spreche über die Obersten Feldherren im allgemeinen und über ihre Betätigung. Was ich zweitens über die in Polen angenommenen Sitten und Bräuche zu sagen habe, ist durchaus nicht so gemeint, als ob ich den Krieg wünschte und Sie zum Kriege ermutigen wollte.

Die Erscheinung des Obersten Feldherrn ist mit der Erscheinung des Krieges stets eng verbunden: ohne Krieg gibt es keinen Obersten Feldherrn, und kein Krieg kann des Obersten Feldherrn entbehren. Das sind historische Tatsachen, die bei den wildesten Völkerstämmen ebensogut erwiesen sind wie in Polen. Man darf nicht den Krieg vom Obersten Feldherrn und nicht den Obersten Feldherrn vom Krieg trennen. Beide sind dermaßen unzertrennlich, daß es — ich wiederhole es — keine Kriegsgeschichte ohne

Obersten Feldherrn und keinen Obersten Feldherrn ohne Krieg gibt.

Der Oberste Feldherr ist, wie sein Begriff besagt, mit der Führung, mit der Heeresleitung verbunden. Er steht unter dem Gebot, zu führen, und Führen heißt Befehlen. Ein Oberster Feldherr ohne Führerschaft und Befehl ist kein Oberster Feldherr. Das Beiwort „Oberster“ spricht nur vom Umfang der Führerschaft, es bekundet, daß er persönlich alles anführt, was zum Heer gehört und was mit der Waffe in der Hand auf den Schlachtfeldern kämpft.

Wo wir auch immer die Auffassung antreffen, man könne nur über kleine Einheiten persönlich kommandieren, und je höher die Führerschaft reiche, desto unpersönlicher werde sie, müssen wir diese Meinung als einen Irrtum bezeichnen, der uns leider in Polen oft entgegentritt.

Die Führerschaft im Kriege ist etwas anderes als irgendeine andere Führerschaft, die Gehorsam fordert. Es gibt nämlich noch eine Erscheinung, die vom Kriege und vom Befehl im Kriege unzertrennlich ist. Das ist der Befehl, der den Keim des Todes in sich birgt. Wollte man gefühlvoll die Erscheinung des Todes aus dem militärischen Befehligen ausscheiden, so beginge man eine Sünde gegen das Grauen des Krieges und gegen den Obersten Feldherrn, der kühn und mutig die mit dem Tode verbundene Befehlsgewalt auf sich nehmen muß.

Die Erscheinung des Todes ist für die Menschen allgemein, denn die Menschen sind sterblich. Aber kein Befehl reicht so tief ins Innere der Menschenseele wie der Befehl im Kriege, denn er fordert den Tod. Darum ist es unmöglich, irgendeine Unterwerfung oder einen Gehorsam mit der Unterwerfung zu vergleichen, die vom Soldaten verlangt wird. Die Erscheinung des Todes schwebt über der Gestalt

des Soldaten als sein unzertrennlicher Kamerad. Der Soldat legt seinen Fahneneid ab, daß er als rechter Soldat leben und sterben will; sterben muß er auf Befehl seines Führers. Ich wiederhole daher nochmals: der Befehl im Kriege, der zum Obersten Feldherrn gehört, hat in keiner anderen Befehlsgewalt seinesgleichen. Dies stimmt mit einer Erklärung überein, die ich einmal in einer meiner Vorlesungen in Wilno gegeben habe, wenn ich sage: nur der ist ein guter Feldherr, der selber dem Soldaten seine Seele gibt, wenn er bis tief in die menschliche Seele, nach dem Leben greift und vom Soldaten verlangt, er solle ihm seine Seele geben.

Wenn ich die verschiedenen Todesarten, die es auf der Welt gibt, miteinander vergleiche, so komme ich zu dem Ergebnis, daß der Soldatentod ganz anderer Natur ist. Wenn ein Bankier sein Vermögen verliert und im Zusammenbruch nach dem Revolver greift, wenn ein Mädchen aus unglücklicher Liebe von der Brücke in die Weichsel springt oder ihre Hand nach Gift ausstreckt, so gehorchen diese ihrem eigenen Willen, sie fliehen vor dem Leben und seiner Bürde.

Der Soldat aber stirbt für andere, niemals für sich selbst, er wirft seinen gesunden Körper dem Moloch Krieg in den Rachen. Tausend Tode, die ihn verfolgen, Tode auf dem Schlachtfeld, Tode in den Krankenhäusern an Wunden und Leiden hängen mit nichts anderem zusammen als mit der Befehlsgewalt des Obersten Feldherrn. Darum sage ich es nochmals: der Gehorsam gegenüber dem Obersten Feldherrn ist anderer Art als die Gefolgschaft in irgendeinem anderen Lebensbereich.

Ich gehe nun zu einer anderen Kennzeichnung des Obersten Feldherrn über: er muß in seine Berechnungen die

Kraft des ganzen Staates einsetzen, dessen Vertreter er auf dem Schlachtfeld ist, muß seine Kräfte und seine Schwächen berechnen.

Die schwierigste Aufgabe des Feldherrn ist es, die sittliche Kraft des ganzen Landes zu berechnen. Wie viele unglückselige Feldherren haben den Krieg verlieren müssen, weil sie sich, ihrem eigenen Gewissen und kühlen Berechnungen zum Trotz, bemühen mußten, den Sieg zu erkämpfen, um nur Erfolge zu erzielen und mit ihnen Herzen und Geister zu befriedigen. Der Oberste Feldherr muß jedoch auch ununterbrochen den anderen Staat, gegen den er Krieg führt, in seine Rechnung einbeziehen. Um den Sieg zu erringen, muß er die Schwächen des anderen Teils zu entdecken suchen, um ihn an diesen schwachen Stellen zu treffen. Er muß die Augenblicke ausfindig machen, in denen der gegnerische Staat schwächer wird, um ihm dann den Sieg abzurufen.

Meine Herren, gegen eine solche Art von Führung durch Befehl, der bis an die Seele, bis an Leben und Tod reicht, gegen eine Führung, welche die Kräfte des ganzen Staates und auch des Gegners im Kriege abwägen muß, vermag niemand etwas auszurichten. Das Gesetz des Krieges ist nämlich außergewöhnlich und erfordert außergewöhnliche Rechte und Vollmachten.

In Polen, das den Krieg genau kennen müßte, da es ihn länger als andere Staaten auf seinem eigenen Grund und Boden erlebt hat — und dies erst vor so kurzer Zeit —, sollte wohl Verständnis dafür bestehen, welche ungewöhnlichen Anstrengungen der Krieg erfordert und welches Ausnahmerecht deshalb damals über Polen verhängt war.

Nun muß ich auch den Seelenzustand des Obersten Feldherrn in Betracht ziehen. Alle, die darüber nachzudenken

suchten, haben die Notwendigkeit betont, daß er Verantwortungsgefühl besitzt und jene Seelenqual kennt, die ein Mensch fühlen muß, wenn er die Last des Krieges, die Aufgabe, den Sieg über den Feind zu erzwingen, auf seinen Schultern trägt.

Denn im Kriege werden die Schicksale von Volk und Staat letzten Endes dort entschieden, wo der Oberste Feldherr wirkt. Wenn wir in der Geschichte die Staaten aufzählen, die gestürzt, als solche für immer verschwunden sind, so werden wir als letzte Ursache ihres Falles stets verlorene Kriege finden. Wenn wir große Umwälzungen beobachten, welche Staaten durchmachten, so werden wir als ihre Ursache immer Kriegerscheinungen feststellen. Von Sieg oder Niederlage auf den Schlachtfeldern hängen schließlich nicht nur so große Dinge wie der Staat ab, sondern auch Ministerien und Regierungen.

Zur Beurteilung der Wirksamkeit eines Obersten Feldherrn muß man also in erster Reihe seine verstärkte Verantwortlichkeit berücksichtigen. Von diesem Gesichtspunkt aus meint einer der großen Kriegsphilosophen, von der Goltz, die schwerste seelische Arbeit und die schwerste Pflicht, die einem Menschen auferlegt werden kann, sei der Oberbefehl im Kriege.

Seine gesamte Tätigkeit hängt mit dem Ausnahmezustand zusammen, der während des Krieges herrscht und der bedingungslos alle verpflichtet, ob sie es wollen oder nicht, und der andererseits auch die außerordentlichen Vorrechte denen zugute kommen läßt, die in einer solchen Zeit die Menschen regieren. In Verbindung damit wird der Oberste Feldherr während des Krieges zum Brennpunkt aller Blicke und aller Neugierde, gleichviel ob von Freund oder Feind. Er ist ununterbrochen Gegenstand des Gesprächs und des all-

gemeinen Interesses. Jeder scheint es zu fühlen, daß am stärksten von ihm der Sieg und das Schicksal der Ausnahmerechte abhängt.

Der Oberste Feldherr ist ein Mensch, der seine Nerven nach außen offen halten muß. Jeder Blick, jede Neugierde, jede Frage und jede Kriegerscheinung rühren an seine Nerven, und Feind wie Freund spielen jeden Ton darauf wie auf der eigenen Laute. Er ist gleichsam öffentlicher Besitz. Wenn es den Leuten schwerfällt, sich zu Entscheidungen und Beschlüssen aufzuraffen, die mit ihrem persönlichen Schicksal zusammenhängen, wie groß muß dann erst die Qual sein, über die Schicksale tausender von Menschen zu entscheiden, und das muß der Oberste Feldherr jeden Augenblick tun. Bei der Überlegung, wie der Oberste Feldherr beschaffen sein muß, stellt darum der gleiche von der Goltz — die verschiedenen Feldherrn recht eigenartig vergleichend — fest, daß es nur eine Eigenschaft gebe, die den Obersten Feldherrn ausmache.

Wie viele ganz verschiedene Typen finden wir in der Galerie der Feldherren der Welt! Es gab blonde und dunkle, große und kleine von Gestalt, magere und beleibte, solche, denen das Lachen leicht über die Lippen kam, und solche, die düster dreinschauten; es gab auch solche, die gern beim Pokulieren sich selber vergaßen, und solche, die niemals Alkohol tranken; manche hatten bei Frauen Glück, und anderen war dieses Glück abhold; einige liebten das Kartenspiel und betrogen sogar beim Spiel, andere nahmen niemals eine Karte in die Hand. Es gibt keine Grenzen in der Verschiedenheit der Charaktere und der menschlichen Empfindungen, wenn man die Gestalten der großen Feldherren aufzählt, welche die Geschichte überliefert. Es gibt nur eine Tatsache, sagt von der Goltz, die alle Kriegs-

gestalten verbindet und kennzeichnet: ein guter Feldherr muß auf die Menschen Eindruck machen, muß sie mitreißen können; wenn er das nicht kann, vermag er kein guter Feldherr zu sein. Ohne diese innere Eigenschaft, die ihm die Macht des Befehlens gibt, wird er niemals so tief ins Innere der Seele greifen können, um ohne Hemmungen Gehorsam bis in den Tod zu fordern.

## II.

Ich habe die Hauptmerkmale der Führerschaft aufgezählt: die Notwendigkeit der Stetigkeit im Befehl und ständige Berechnungen der Kräfte des eigenen Staates wie auch des Gegners. Fügen wir die riesige Last der Verantwortung hinzu, welche den Obersten Feldherrn verzehrt, der wie in einem Kurzschluß lebt, fügen wir weiter hinzu, daß er nicht nur verstehen muß, Feuerbrände zu entfachen, sondern auch in dieser Feuersbrunst — wie ein Salamander — unversehrt zu bleiben, so werden wir die Wahrheit in ihrer ganzen Schwere über die Oberste Führung im Kriege in den Hauptzügen zusammengefaßt haben. Die Kriegswissenschaft beleuchtet die Wahrheit immer so und übermittelt sie in dieser Gestalt.

Doch ich will auch die Kehrseite der Wissenschaft berühren. Jede Theorie hat ihre Übertreibungen, in der einen oder der anderen Richtung, auf der Plus- oder der Minusseite. Um Ihnen die Sache begreiflicher zu machen, wie solche Übertreibungen entstehen und wie sie sich auswirken, will ich Ihnen Beispiele theoretischer Übertreibungen aus einem anderen Gebiet anführen.

Ich habe kürzlich mit jemand gesprochen, der Theorien über die Tugend der Offenherzigkeit aufstellte. Als ich ihm

vorhielt, die Theorie der rücksichtslosen Wahrheit sei nicht aufrechtzuerhalten, stieß ich auf lebhaften Widerspruch. Ich behauptete, obwohl ich grundsätzlich wahrheitsliebend sei, könne ich doch unmöglich übersehen, daß — um mit Goethes tiefen Worten zu sprechen — „alle Theorie grau ist“ und daß das Leben die Lüge erfordert. Wir lügen doch unseren unglückseligen Kindern ständig etwas vor, weil wir fürchten, ihre schwachen Köpfchen und zarten Körper würden die schwere Last der Wahrheit nicht ertragen. Um einen Kranken zu retten und seine seelische Kraft aufrechtzuerhalten, lügen ihm die Ärzte systematisch etwas über seinen Gesundheitszustand vor. Ich spreche schon gar nicht von Diplomaten, die aus Rücksichten der Repräsentation, wie das Sprichwort sagt, „die Zunge nur zum Lügen haben“. Ich denke auch nicht an die Politiker, die ihre Urteile von einer Volksversammlung zur anderen wechseln und sich andauernd etwas vorlügen.

Die Übertreibung der Wahrheitsliebe erinnert mich an eine andere übertriebene Tugend, mit der ich einst in England in einer Gruppe russischer Tolstojaner in Berührung kam. Sie theoretisierten über die Unmöglichkeit, sich dem Bösen zu widersetzen. Ich werde nie das schallende Gelächter aller vergessen, als eine Dame, die diese Tugend übertrieb, von einem ihrer Widersacher offenherzig gefragt wurde, ob sie auch bei der allgemein bekannten Tätigkeit, gewisse schwarze Tierchen mit ihren reizenden, zarten Fingern zu fangen, ihrem Grundsatz treu bleibe, dem Übel nicht zu widerstehen . . . Ich wohnte zwei sehr langwierigen Sitzungen bei, in denen diese Vertreter des Grundsatzes, sich dem Bösen nicht zu widersetzen, sehr ernsthaft einen Fall erörterten, den sie sich ausgedacht hatten.

Es verhielt sich folgendermaßen: auf einem Schiff ist

irgendein Wahnsinniger im Besitz einer Höllenmaschine, mit der er auf hoher See den Dampfer zum Sinken bringen will. Auf dem Schiff befinden sich nur Frauen und Kinder, was den Fall noch weiter kompliziert. Zwei Abende hindurch wurde nun darüber diskutiert, ob man sich dem Bösen widersetzen dürfe und die Fahrgäste versammeln, um die Höllenmaschine vom Schiff zu entfernen, natürlich selbst auf Kosten des Wahnsinnigen. Solange ich anwesend war, konnte die Frage nicht gelöst werden, und der Vorsitzende dieser Fanatiker vertagte die Diskussion auf eine dritte Sitzung. Grau ist alle Theorie, aber noch in ihrer Übertreibung haben wir den Abglanz des Lebens.

Es sei mir gestattet, endlich noch an eine Übertreibung zu erinnern, die mit Kriegerserscheinungen zusammenhängt und die uns zeigt, wie leicht die Menschen zu Verzerrungen gelangen und wie schwer sie unter solchen Umständen denken. Als im Jahre 1904 der Krieg zwischen Rußland und Japan ausbrach, arbeitete ich unter theoretischen Übertreibern von Fach, nämlich unter Sozialisten. Der erste Aufruf, der zu diesem Krieg erschienen war, lautete: Zwei Bourgeoisien kämpfen miteinander, was geht das uns Proletarier an? Als ich darauf hinwies, daß gerade das polnische Proletariat gezwungen sein würde, auf den Schlachtfeldern zu sterben, denn es würde zweifellos mobilisiert werden, da wichen die Übertreiber der Theorie von ihrem Standpunkt nicht ab. Ich erinnere mich, daß ich den Fanatikern darauf wütend mit einer anderen theoretischen Übertreibung antwortete, die sich auf den Genossen Katajama bezog, den damals weltbekannten Vertreter der japanischen Sozialisten. Dieser Genosse, der augenscheinlich darüber wütend war, daß sein Vaterland überfallen worden war, stellte in öffentlichen Versammlungen überall laut fest,

Japan müsse man den Krieg verzeihen. Es führe den Krieg so billig, daß keiner der Kapitalisten daran viel verdienen würde. Ich hatte ihn gern, diesen Genossen Katajama; denn tatsächlich mußte jeder Sozialist stolz darauf sein, wenn er es während eines Krieges bewirken konnte, daß der Krieg, der doch so teuer und kostspielig ist, den Kapitalisten keinen Nutzen brächte und das aus menschlichem Blut fließende Gold nicht ihre Taschen füllte.

Ich wäre auf die polnischen Sozialisten stolz, wenn sie im unglücklichen Falle eines Krieges in unserem Lande sich so ruhig und offen wie Katajama ihres Volkes rühmen könnten.

Wie es in jeder Theorie unerläßliche Übertreibungen der Wahrheit gibt, so kommen auch in der Theorie über den Obersten Feldherrn Übertreibungen vor, die leider zuweilen häufig sind.

Ich will selbstverständlich mit der polnischen Übertreibung beginnen. Zu den am häufigsten wiederholten gehört es, die Aufgaben der beiden Personen zu betrachten, die während des Krieges in Widerstreit miteinander geraten könnten. Diese beiden Wesen sind der Ministerpräsident und der Oberste Feldherr . . . Die Übertreibung der polnischen Politiker geht systematisch darauf hinaus, dem Ministerpräsidenten das Recht der Führerschaft im Kriege einzuräumen, und zwar in einem so komischen Ausmaß, daß es scheinen könnte, es wäre am besten, wenn es gar keinen Obersten Feldherrn gäbe und an seiner Stelle der Premier den Krieg zu führen hätte. Aus der berechtigten Forderung und dem durchaus angebrachten Grundsatz, daß der Oberste Feldherr mit der Regierung seines Staates ständig zusammenarbeiten muß, zieht man die übertriebene Folgerung, der Ministerpräsident, der übrigens kein Ver-

ständnis für die Kriegführung besitzt und oft nicht einmal sich selbst beherrschen kann, solle das Recht haben, über den Obersten Feldherrn im Kriege zu befehligen und dessen Kriegsarbeit zu leiten. Wenn diese Gepflogenheit in Polen durchgehen und diese Übertreibung der Politiker zur Tatsache werden sollte, dann könnte angesichts der Unkenntnis des Premierministers in militärischen Dingen die Notwendigkeit entstehen, ihm in der Person eines entfernten Veters, der gerade Leutnant ist, oder eines ausrangierten Generals einen fachmännischen Berater beizugeben, damit er so die ihm gestellten Aufgaben erfüllen könne.

In diesem Falle würde wohl, nach der polnischen Praxis, die Tauglichkeit des Feldherrn gegenüber seinen Untergebenen durch ein Ehrengericht unter dem Vorsitz des Ministerpräsidenten festgestellt.

Aus der vernünftigen Notwendigkeit einer Zusammenarbeit zwischen Regierung und Oberstem Feldherrn — von dem auch manchmal der Ministerrat und gerade auch der Ministerpräsident abhängt, denn eine verlorene Schlacht genügt, daß die Empörung nicht nur den Obersten Feldherrn, sondern auch die Regierung hinwegfegt — hat man die übertriebenen Schlüsse gezogen, der Premier müßte ein ständiger Mithberater des Obersten Feldherrn in allen seinen Arbeiten sein. Aus der Praxis will ich nur mitteilen, wenn ich mit jemand zusammen überlegen sollte, wie ich zu befehlen habe, würde ich lieber gar nicht befehlen als solche Dummheiten machen.

Es gibt noch eine andere Übertreibung. Bekannt ist die durchaus richtige Theorie, daß für den Krieg das Heer nicht alles ist, sondern daß die Armee ihre Kraft aus dem ganzen Staate schöpft.

Bekanntlich hängt das Heer von vielen rein wirtschaft-

lichen Arbeiten ab, die das Volk ausführen muß. Die Lasten, die ihm in Kriegszeiten auferlegt werden, sind viel größer, und seine Leiden sind deshalb auch viel schmerzlicher. Wollten wir auf eine Schale die Leiden des Obersten Feldherrn und auf die andere den Schmerz der Mütter legen, die ihre Söhne verloren haben, so würden wir zu dem Ergebnis kommen, daß die Leiden des Feldherrn geringer sind. Wollte man aber damit zum Ausdruck bringen, der Vertreter dieser Leiden und dieser Lasten der Volksgemeinschaft sei niemals der Oberste Feldherr, sondern die Sejm-Kommission, die sich ihm entgegenstellt, so ist diese Auffassung völlig übertrieben.

### III.

Eine Übertreibung der Theorie vom Obersten Feldherrn nach der positiven Seite liegt in der Idee des Diktators, die bei uns recht volkstümlich ist. Sie besagt: wenn eine Tätigkeit so außergewöhnlich ist wie die Kriegsarbeit, so muß dem Manne, der die Last des Krieges auf seine Schultern lädt, auch ein Sondervorrecht eingeräumt werden. Ich will nicht leugnen, daß die Geschichte Beispiele für die Anwendung dieser Theorie im Leben gibt. Ich berufe mich in diesem Zusammenhang gern auf das Beispiel der stärksten Demokratie, die es auf der Welt gegeben hat: auf Rom. Es wählte für die Zeit schwieriger Kriege Diktatoren und gab ihnen Sondervorrechte, wie sie die Welt später niemand mehr erteilt hat. Die Diktatur war auf die Dauer eines halben Jahres begrenzt, und als Zeichen der Regierungsgewalt und des Rechts, die Todesstrafe zu verhängen, trugen nicht sechs, sondern zwölf Liktores die Rutenbündel mit dem Beil; das sollte bekunden, daß es keine Sondervorrechte ohne Strafe gäbe.

Wenn ich dieses — zweifellos schöne — Vorkommnis feststelle, daß im Augenblick der Gefahr ein Mann gesucht und mit außergewöhnlicher Macht ausgestattet wird, so muß ich zugeben, daß man sich dafür nur auf das römische Beispiel und schwerlich auf andere berufen kann. Es gab zwar große unumschränkte Herrscher; aber sie besaßen im Krieg und im Frieden die gleiche Macht, denn sie verkörperten den Staat in ihrer Person. Man muß auch feststellen, daß Gehorsam und Unterwerfung im Laufe der Zeiten großen Wandlungen unterworfen waren, daß die Möglichkeit, sich Gehorsam zu verschaffen, heute nicht mehr so groß ist wie einstmals.

Andererseits muß hervorgehoben werden, daß die täglich wachsende Verwicklung des Lebens, die Anzahl der Entscheidungen, die man auf allen Lebensgebieten fällen muß, die Kräfte eines Menschen beträchtlich übersteigen.

Angesichts dieser Tatsache wäre es mir unmöglich, für diese Übertreibung der Theorie vom Obersten Feldherrn zu stimmen. Denn heute verlangt der Krieg die Ingangsetzung einer solchen Maschinerie, die so verschiedenartigen Gesetzen unterworfen ist, daß ihre Bedienung durchaus keine so einfache Sache ist wie zur Zeit des alten Rom. Die Unzahl der Gesetze, denen Millionen Menschen unterliegen und die man ununterbrochen regeln muß, bedingt so viele geringfügige Handlungen, daß sie, im Ganzen genommen, zu zahlreich und mannigfaltig sind, als daß ein Gehirn sie schnell zusammenfassen könnte.

Darum bemühte ich mich auch, meine Theorie in eine Richtung zu bringen, die eine ständige und planmäßige Zusammenarbeit des Obersten Feldherrn mit der Regierung fordert, welche mit ihm zusammen den Krieg führt.

Dabei ist es völlig unmöglich, mit irgend jemand gemein-

sam über den Krieg zu beraten, den der Feldherr zu führen hat, Befehle gemeinsam zu geben und vielleicht gemeinsam, wie es die Stilisten lieben, am Stil des Obersten Feldherrn herumzubessern. Es ist unmöglich, die Macht mit irgend jemand auf dem Kampfplatz zu teilen, der anderen Gesetzen untertan ist, welche zuweilen selbst dem Leben Einhalt gebieten. Es ist aber auch unmöglich, die Kriegsarbeit anders als unter eine möglichst kleine Anzahl von Menschen zu verteilen, wodurch die regelrechte Kriegführung sehr erleichtert wird. Denn je persönlicher eine Arbeit ist, um so stärker ist sie in ihrer Wirkung; je fester sich starke Persönlichkeiten zu gemeinsamem Tun die Hand reichen, desto sicherer ist das Volk, das einen Krieg führen muß, und desto günstiger ist es für die Arbeit am Siege.

Wenn ich nun zum Obersten Feldherrn in der Praxis übergehe, so wähle ich als Beispiel eine der schwersten Tätigkeiten, die ich in der Geschichte kenne, nämlich die Wirksamkeit des polnischen Obersten Feldherrn, dessen Würde ich innehatte. Ich wähle sie mit Absicht, um Polen zu warnen, um Polen zu sagen: es muß sich zu seinem Obersten Feldherrn anders verhalten, als es bisher Gewohnheit war.

Der Krieg, den ich von 1918 bis Ende 1920 in Polen führte, gehörte zu den außergewöhnlichen Kriegen; denn er wurde ohne irgendwelche Vorbereitung geführt, ohne Vorbedacht, ohne irgendwelche Arbeit von irgendeiner Seite — auch mich selbst nicht ausgeschlossen —, weil gleichzeitig mit der Entstehung des Staates der Krieg ausbrach.

Ein solcher Krieg erforderte ununterbrochen neue Augenblicksschöpfungen einer Organisation, die sich ständig mit dem Wachsen der Kräfte wandelte, mit einer immer-

währenden, fast täglichen Erweiterung der Kampfmittel. Denn der Krieg hatte beinahe an einem Nullpunkt begonnen. Nach der Theorie sind solche Kriege von vornherein zur Niederlage verurteilt. Ich führte den Krieg, ohne daß ich ein Anrecht auf die Behauptung gehabt hätte, meine Untergebenen zu kennen. Aus den zerschlagenen Erobererstaaten kamen mir nämlich Militärs zugelaufen, die ich niemals im Leben gesehen hatte und aus denen ich mir ständig meine Helfer aus dem Stegreif heraussuchen mußte.

Wie ich Ihnen bereits sagte, meine Herren, muß jeder oberste Heeresleiter seine Nerven offen liegen haben; er muß jedem Dummkopf oder Schlaukopf erlauben, nach Herzenslust darauf zu trommeln, denn er steht im Brennpunkt der Kriegesarbeit. Auch ich mußte dieses Los ertragen, und zwar unter so schweren und niederträchtigen Umständen, wie sie die Kriegsgeschichte ein zweites Mal nicht kennt. Ich spreche nicht von der Niedertracht des offenen Verrats, da man mich für ausländisches Geld bekämpfte. Ich spreche nicht von der Schmutzflut der Verleumdungen, die man mir öffentlich entgeschleuderte und die selbst meine Familie und meine persönlichen Angelegenheiten betrafen. Ich spreche nicht von den Schurkereien in der Presse, die meine Freunde mit solcher Verbissenheit bekämpfte, als wären sie Volksfeinde. Ich spreche auch nicht von den Hunderten niederträchtiger Flugschriften, die man unter den Soldaten an der Front frech verteilte.

Ich spreche nicht von der Hilfe, die mir die Schlechtgesinnten gönnten, welche in der großen Volksvertretung, dem gesetzgebenden Sejm, Unterstützung fanden. Ich will nur von der Mühe der Befehlerteilung sprechen, als ich in meinem Stab eine Menge fremder Menschen hatte, die alle Papiere durchschnüffelten. Infolge der Mängel und der

völlig fehlenden Kriegsbereitschaft Polens war ich ununterbrochen gezwungen, unter ganz unnatürlichen Bedingungen zu arbeiten. Von den geringfügigsten Dingen, die nicht zum Pflichtenkreis des Obersten Feldherrn gehören, bis zu den wichtigsten und schwierigsten Entschlüssen, von denen der Staat in seinen Fugen erzitterte, mußte ich nach allem greifen. In den meisten Fällen hatte ich meinen Kopf als das einzige Geheimnis zu verteidigen, das nicht offenkundig gemacht worden war. Wenn ich an diese Zeiten zurückdenke, so sage ich immer, meine Seele mußte immer wieder in kleine Stücke auseinanderbersten und sich dann wieder zu einem Ganzen sammeln, um den Sieg davonzutragen.

Die polnische Praxis gegenüber dem Obersten Feldherrn ist eine der erbärmlichsten, die ich kenne. Daher, meine Herren, habe ich General Żeligowski, dem gegenwärtigen Kriegsminister, als er sich an mich mit dem Vorschlag wandte, ich solle in der Armee eine Stellung bekleiden, die an die Arbeit des Obersten Feldherrn während des Krieges erinnern sollte, die Antwort gegeben, ich wolle nicht ein zweites Mal die Erfahrungen wiederholen, die ich in den Jahren von 1918 bis 1920 machen mußte. Ich stellte eine Bedingung, die durch die polnische Staatsraison geboten war: die Zurückziehung der Gesetze und Erlasse, welche dem Begriff des Obersten Feldherrn ins Gesicht schlugen. Dieses Gesetz wird jetzt von niemand mehr verteidigt; es wurde vor zwei Jahren beantragt und fällt durch seine Dummheit und Bosheit in sich zusammen. Um aber zu betonen, daß die Tatsache der Beleidigung des Obersten Feldherrn weiter bestehen bleibt, wurde die Bedingung, die ich gestellt hatte, nicht berücksichtigt. Das Gesetz wurde nicht zurückgezogen. Eben darum habe ich mich

zurückgezogen, nachdem ich als Oberster Feldherr Polens solche traurigen Erfahrungen gemacht hatte. Ich hatte bei den siegreichen Fahnen ausgeharrt und mir selber gelobt, ein zweites Mal diese Erniedrigung nicht mehr zu ertragen. Denn eine Kriegsarbeit unter solchen Umständen zu erdulden, wäre meine Seele nicht fähig.

Mit um so ruhigerem Gewissen habe ich das Recht, Polen zu warnen. Denn es ist ein gefährliches Spiel mit dem Feuer, wenn man so mit dem Sicherheitsanker spielt, den der Oberste Feldherr während des Krieges darstellt. Polen wird vielleicht nicht immer über hervorragende Begabungen verfügen können. Für den Posten des Obersten Feldherrn stelle Polen also Gesetze auf, die nicht für besondere Talente berechnet, sondern durchschnittlichen Fähigkeiten angepaßt sind, welche weniger geeignet sind, die Last der Führung zu tragen.

Wenn ich die polnische Praxis gegenüber dem Obersten Feldherrn zum Thema gewählt habe, so nicht deshalb, weil ich Sie zwingen wollte, die einfachen Wahrheiten über die Führung und über den Obersten Feldherrn zu vergessen, der bei Kriegsausbruch das Schicksal seines Staates auf den Schultern trägt, sondern einzig und allein darum, weil mich die theoretischen Übertreibungen mit Staunen erfüllen, die man in Polen dem Krieg gegenüber hegt.

Sieben lange Jahre hat der Krieg unseren Boden durchackert; sieben lange Jahre haben Polinnen und Polen über das Wesen des Krieges nachdenken können, über alle die Erscheinungen, die mit dem Obersten Feldherrn und seiner Arbeit unzertrennlich verbunden sind; sieben lange Jahre war der Krieg, von dem es im Gebet heißt: „Vor Feuer, Hunger und Krieg bewahre uns, Herr!“, der Lehrmeister Polens und der Polen.

Wenn ich über die so eigenartige Geschichte unseres Staates und unseres Volkes nachdenke, wenn ich mich in Gedanken in jene längst vergangenen Zeiten zurückversetze, da Polen als Staat von der Weltkarte getilgt war, sehe ich die Geschichte, die große Meisterin des Lebens, wie sie sachte dahinschreitet, ihre Erfahrungen sammelnd, alle Schrecken der Welt und all ihre Freuden. Wenn sie wie einst vor dem Zusammenbruch der Republik jetzt durch unser Land, durch unsere Siedlungen ebenso still vorübergeht, die Menschen musternd und alle Klugheiten und auch alle Dummheiten einsammelnd, so muß sie — glaube ich — manchmal viele Wahrheiten übergehen. So viel vom Krieg zu erleben und so wenig davon zu begreifen! Gottes Milde ist doch anscheinend unergründlich, und darum blitzen aus den schönen Augen der Geschichte vielleicht irreführende, aber für mich dennoch freudvolle Lichter.

Erlauben Sie mir, meine Damen und Herren, den ständigen Warnungen, die Polen erhält, die Polen beim Nachdenken über das tägliche Leben gewinnt, meine Warnung hinzuzufügen: die Kriegsarbeit, die Tätigkeit des Obersten Feldherrn nicht geringzuschätzen und mit dem Schicksal der Republik nicht so grausam zu spielen!

# Demokratie und Wehrmacht

*Die Vorlesung „Demokratie und Wehrmacht“ wurde von Josef Pilsudski im Jahre 1925 im Sozialpolitischen Klub in Warschau gehalten.*

Wenn ich in einem Klub eine Rede halte, so ist mir bewußt, daß die Klubs ihre Heimat haben. Sie stammen aus einem großen Volk, wo sie der Überfluß an Kraft gezeugt hat. Als England seine Klubs bildete, tat es das wie aus Überfluß, um eines Übermaßes willen, nach der notwendigen Arbeit des Alltags.

Ein Klub ist Luxus. Fern von allem alltäglichen Einerlei versammeln sich Freunde ungefähr des gleichen Lebensalters, Liebhaber gewisser Ideen zu einer Unterhaltung, um in Ruhe, abseits vom Utilitarismus gewisse Fragen zu erörtern, wie man einen Diamant anzufassen pflegt. Sie tun dieses unter Vermeidung aller Disharmonien, die das Grau des Alltagslebens, seine Kämpfe und widerstreitenden Interessen notwendig erzeugen.

Darum will ich ebenfalls, während ich in einem Klub eine Ansprache halte, Ihnen ein reines Problem vorlegen, gleichsam als ob ich einen Diamant Ihren Händen anvertraute, damit er uns seine Leuchtkraft offenbare.

Einzelne seiner Lichter werden für mich sichtbar sein, für Sie vielleicht andere. Dieser durch die Schleifkunst bearbeitete Stein ist Luxus; er verschenkt Farben, das weiße Licht, die Farbe des Alltags, verschwindet, und man kann aus ihm mannigfaltige andere Farben aussondern . . .

Und da ich über eine schwerwiegende geschichtliche Frage spreche — Demokratie und Wehrmacht, Macht der Frei-

heit, die Wirkung des Befehls und Befehlslosigkeit — da ich über dieses Problem spreche, das sich an der Menschheit mit Strömen vergossenen Blutes rächte, wähle ich die Farben in Übereinstimmung mit dem Wunsch, Mißklänge zu vermeiden. Ich nehme das Blau des Himmels, die Farbe der Ewigkeit, die gleichgültig für alle menschliche Qual ist, — und eine zweite Farbe, das Grün, das die Farbe des Lebens, der Hoffnung, der menschlichen Torheit und der menschlichen Sehnsucht ist.

Ich untersuche diese Frage unter Vermeidung der Lebensmißklänge. Das Himmelsblau gibt Ewigkeit. Menschliche Ewigkeit ist relativ, aber sie besteht als Begriff. Eins der Hauptworte im Titel meines Vortrags — Wehrmacht — hat einen in der Geschichte wohl am ehesten ewigen Inhalt. Findet nicht der Altertumsforscher, wenn er Hieroglyphen enträtselt und alte Zeichnungen entdeckt, stets wieder die Gestalt des mit Speer und Pfeil bewaffneten Kriegers, welcher den Krieg mit sich trägt. Eine Anzahl Krieger mit ihrem Führer an der Spitze führt die Geschichte der Menschheit. Solange wir Geschichte erforschen, finden wir überall Militär. In dieser unserer relativen Ewigkeit — ist Militär überall, ist Militär Notwendigkeit. Das Auge des Ethnographen findet, indem es in die Tiefen der Urwaldwelt eindringt, Krieger und Führer an der Wiege der Menschheit. Auch das Kind wird, wenn es seine Äuglein neugierig in Bücher steckt und klopfenden Herzens über die Schicksale von „Tigerklaue“ und „Adlerfeder“ liest, dort überall Krieger und ihre Führer antreffen. Bisher hat die Menschheit ihren Entwicklungsgang mit Blut gezeichnet, und wir begegneten bisher überall dem ewigen Dasein der Soldaten und des Militärs.

Dieses ewige Bestehen des Militärs hinterläßt in der Ge-

schichte Ablagerungen, welche auch heute ihren Druck ausüben.

Die Geschichte der Wehrmacht — das ist die Geschichte des Befehls. Der Befehl ist das Leben des Militärs, ein Befehl, der von einem Menschen zum anderen geht, der zu dieser und keiner anderen Tätigkeit oder Arbeit zwingt. Das ist das ewige Leben des Militärs — Befehl und Muß, welches an einen Befehl gebunden ist. Und der Befehl trifft am tiefsten da, wo er nicht allein nach Lebensbetätigung trachtet, sondern da, wo er das Sein verneint und auf das Leben selbst zielt. Befehl und Gehorsam, Gebot und Muß — das ist die Atmosphäre, in dem sich das Leben des Kriegers abspielt. Der Befehl kommt von einem Menschen, er kleidet sich in keine Abstraktionen. Die Verkörperung eines Befehls kann man praktisch in einem Menschen finden, der unsersgleichen ist, — sogar in einem, den die anderen verachten, und dennoch behält der Befehl seine Wirksamkeit.

Gibt es einen größeren Widerspruch, als wenn man dies alles mit der Demokratie vergleicht? Wehrmacht und Demokratie zusammenzureimen — gibt es Schwierigeres?

Eine ewige Fragestellung. Für solche Fragen ist ein Jahrhundert nur ein Augenblick.

In der langen Vergangenheit, in jener bedingten Ewigkeit des Menschen, werden uns auch andere Gebiete offenbar, nicht allein die des Soldaten, welcher Waffen trägt, und nicht allein die, welche immer Betätigung der Kraft waren. Der Gang der Menschheit zerzt aus jenen dämmerungsgrauen und so leicht der Vergessenheit anheimfallenden Zeiten tote Gestalten hervor, welche jetzt vor uns erscheinen wie nackte Gerippe, die vom Glanz ehemaligen Lebens zeugen. Die Menschheit hat einen mächtigen Ab-

schnitt ihres Erdendaseins unter der Herrschaft der Könige und Kaiser gelebt. Könige, Kaiser, Imperatoren waren für alle — für die Wehrmacht wie auch für jene, die vom Militär geschützt wurden — die Quelle der Macht, des Müssens und des Gebots. Die Macht des Müssens und des Gebots bestand nicht allein für jene, die Ritter waren, welche das Kleid der königlichen Gefolgschaft trugen. Es bestand auch ein Zwang für jene, die zu Hause zurückblieben. Der Zwang der Könige, Kaiser und Imperatoren. Und während eine Hälfte des Hermelinmantels das Militär schützte, blieb unter der anderen das alles, was nicht zum Militär gehörte. Es bestand eine bürgerliche Gleichheit gegenüber dem Gebot und dem Muß. Eine gewaltige geschichtliche Leistung, von der heute nur noch ein ferner Widerhall geistert, vollbrachten Stämme und Völker gerade unter dieser und keiner anderen Gestalt, welche nicht den Widerspruch des Lebens, sondern seine Einheit verkörperte.

Während der Gang der Menschheit bisher durch Kriege gekennzeichnet ist, muß man als die deutlichste Farbe, mit der die Buchstaben der Geschichte niedergeschrieben worden sind, die Farbe des roten, von Soldaten vergossenen Blutes bezeichnen. Neben dieser Farbe finden wir den Glanz der goldenen Krone und den Purpur des königlichen Mantels. Ihnen zu Hilfe gesellte sich das Blau des Himmels, die ganze Symbolik, zu der die Menschheit fähig war in ihrem Willen, das vergossene Blut zu heiligen. Der Himmel verlieh Kraft und sittlichen Inhalt so manchen Geboten, die zuweilen ruchlos und ungeheuerlich waren.

Und lange Zeit hat die Menschheit nicht gewagt, mit frevlerischer Hand nach Kronen zu greifen. Und wir finden nicht allein im Frühlicht der Geschichte, im Heiligtum altersgrauer Urwälder, sondern auch in mühsam zu entzif-

fernden alten Büchern die Einheit von Muß und Gebot, was Militär und nicht allein Militär betrifft.

Es kamen die Zeiten der sogenannten Demokratie. Für das Leben der Menschheit sind sie nichts als ein Augenblick, eine so kurze und kurzfristige Zeitspanne, daß nur niedere menschliche Vermessenheit hier imstande ist, von der Erreichung eines Gipfels zu reden. In den Windungen der Seele ist die Aufschichtung der ferneren Jahrhunderte noch so stark zu spüren, daß dasjenige, was wir Demokratie nennen, uns manchmal nur als die Oberfläche des Lebens anmutet — als ein Rock, den wir für festliche Tage antun.

In Kampf und Blut wurde die Demokratie geboren, in Blutströmen und Gewittern.

Und wenn wir, durch einen siebenjährigen Krieg ermüdet, davon redeten, daß wir so vieles durchgemacht hatten, so möge man jene Erschütterung und jene Krise bedenken, die unsere Väter erlebt haben. Wenn im Jahre 1789 ein Kind zur Welt kam, so starb jenes einstige Kind, nachdem es erwachsen war und während die Krise vorbeiging, für einen Kaiser. Ein ganzes Geschlecht kannte kein anderes Leben als ständigen Gewittersturm — es führte ungezählte Kriege, damit etwas, was den Namen Demokratie trägt, auf der Welt entstehen konnte.

Wenn ich die Bücher jener Zeiten durchblättere, finde ich neue Töne, und zwar den Staat der Vernunft, den Staat der Wahlen, den Staat der Gleichberechtigung und der gleichen Pflichten, und ich finde Losungen *égalité, liberté*, Freiheit vom Befehl, Freiheit vom Zwang, die Rechtsgleichheit eines jeden Menschen. Und das alles wurde mit Gewalt und grausamer Begeisterung ins Leben gesetzt.

Hatte man damals den Lebenskern der Wehrmacht, des Befehls und Muß, erschüttert? Wollte man ihn vernich-

ten, als man mit hundertfachen Opfern den Siegeszug des Verstandes und der Demokratie kennzeichnete und Throne zersplitterten und ein stolzer Hofstaat sich vor den Marschällen der siegreichen Demokratie verbeugte? Hatte man damals jenes Muß gebrochen, versuchte man die Kraft des Befehls zu erschüttern, suchte man nach dem Reich des Verstandes, welches dem Bürger-Soldaten die gleichen Rechte gewähren sollte?

Gewiß. Man ließ sich nicht durch diese Schranken aufhalten. Man gab der Wehrmacht das Recht der Wahl derer, denen sie gehorchen sollte. Für die großen Republikaner war es eine Unmöglichkeit, vor dieser Schranke haltzumachen. Für den größten der großen Republikaner, Danton, für den dünnen Robespierre wäre es eine nicht auszuwendende Sache gewesen, dieses Recht Mitbürgern, Menschen, die ihnen gleich waren, zu versagen.

Der Versuch wurde gemacht. Wahlen wurden in der Armee angekündigt. Die Kompanie wählte ihren Anführer, die Kompanieführer — den Bataillonschef, diese wieder den Regimentskommandeur und so weiter bis zu den höchsten Chargen. Und die Wahl jener Wertvollsten, jener, die das Gehirn und die Seele der Wehrmacht sind, die als Adler das Heer im Kampf anführen, mit blutigen Blicken und der Macht ihrer Schwingen die Gewitter züchtigen und dem Symbol der Demokratie den Sockel unter die Füße setzen — überließ man der höchsten, auserlesenen Führerschaft der Demokratie. Die Häupter der großen Feldherren gab man in ihre Hände; denn mit ihren Köpfen bezahlten die Feldherren für ihre Niederlagen. Kraft tat der Demokratie not in Anbetracht der Verschwörung der ganzen Welt. Im Kampf, im Ringen, in denen die Demokratie lebte, suchte man den Mann, der die Waffen zu gebrauchen wußte, der

sie verteidigen wollte, der die singenden Kohorten der Bürger, mit den Klängen der Marseillaise auf den Lippen, in den Kampf zu führen berufen war.

Jedoch dauerten diese Versuche nur kurze Zeit. Schon bald darauf traten der wackere Carnot, der Organisator der demokratischen Streitmacht, und alle Referenten des blutigen Konvents zurück. Die Demokratie wich vor diesem Problem zurück, bestürzt über ihre Hilflosigkeit, wandte sie sich von ihm ab und überließ dem Militär die überlieferten, aus altersgrauer Vergangenheit stammenden Vorschriften, hieß es, wie ehemals die Last des persönlichen Befehlens und Müssens, des Gebots und des Gehorsams tragen.

Das Problem wurde im ersten Kampf nicht gelöst. Den Widerspruch hinterließ man den Nachfolgern.

Das Problem blieb bestehen. Es besteht auch heute in seiner ganzen Ausdehnung. Und nur derjenige, der es nicht sehen will, sieht es nicht.

Nun will ich vor Ihren Augen das Grün des modernen demokratischen Lebens entfalten.

Ist einer der Herren einem Kleiderzwang unterworfen? Ich sehe das nicht. Jeder kann sich eine Kleidung wählen, wie es ihm gefällt. Dafür ist er doch ein freier Demokrat. Und den Soldaten, dieses Kind des Müssens und des Gebots, hat man in Gebote eingeknüpft, er ist der Sklave des Uniformknopfes. Kann einer der Herren Demokraten in der Wahl seiner Gattin beschränkt werden? Hat einer von den Herren deswegen außer den Verwandten jemand befragt? Doch es gibt in dieser demokratischen Welt Männer, die verpflichtet sind, das zu tun, und in ihren Lebensvorschriften steht für sie die Verpflichtung, irgend jemand — vielleicht sogar einem Dummkopf —

das Recht einzuräumen, mit seinem Kopfnicken die Wahl ihrer Lebensgefährtin, ihre Eheschließung zu bestätigen. Die Herren wählen ungezwungen ihre Mahlzeiten, doch wir haben einige hunderttausend Menschen, die essen müssen, was man ihnen vorsetzt. Während der freie demokratische Bürger auf den Spazierwegen unter Bäumen lustwandelt und seinen Bekannten mit diesem oder jenem Gruß begegnet, besteht neben ihm ein Mensch, der all dieser menschlichen und demokratischen Rechte entkleidet ist, der angeschrien werden kann, wenn er seinen Finger auf unvorschriftsmäßige Weise an den Mützenschirm legt. Und wollen Sie einmal einen Blick ins Kaserneninnere tun, wenn der frisch in Uniform gesteckte Bürger der freien Demokratie sich vorbereitet auszugehen? Sie werden da eine kindliche Angst vor ganz alltäglichen Dingen feststellen, vor jeder Bewegung, die er ausführen muß. Er hat Angst, ob er sich auf der Straße so benehmen wird, wie es einem Soldaten geziemt. Wenn Sie, meine Herren, diesen Widerspruch weiter verfolgen wollen, dann sehen Sie sich das Dorf an, wenn irgendein Flegel, beweint von seiner Mutter und selbst wie ein Kind heulend, zum Militär eingezogen wird. Der arme Mathias oder Bartek muß die schönen Mädchen, das ungebundene Leben verlassen und geht irgendwohin auf zwei Jahre in Dienst — er entäußert sich der goldenen Bürgerfreiheit, der herrlichen Ungebundenheit seiner Bewegungen. Man heißt ihn akrobatische Kunststücke vollbringen, während er weiß, daß inzwischen ein anderer Bartek frei bei den Mädchen bleiben kann — und selbst zum Abgeordneten gewählt werden könnte.

Das sind die alltäglichen Widersprüche zwischen Demokratie und Wehrmacht. Es liegt keine Übertreibung in dem, was ich soeben gesagt habe.

Im Augenblick der großen Kämpfe um die Demokratie ist man vor dem Problem zurückgewichen.

Das brüderliche Frankreich versuchte es zu lösen. Es wollte aus dem Soldaten einen Bürgersoldaten machen. Es schrak vor der Aufgabe zurück. Nachdem in Frankreich von nun an dieses Problem in einem Meer von Blut entschieden wurde, nachdem mehr als ein halbes Jahrhundert Kämpfe und Revolutionen dauerten, gekennzeichnet durch Aufstände einer jeden Generation, finden wir nach dem Zurückweichen der Demokratie vor dem Problem stets dasselbe: die Kinder des Gebots und die Kinder der Freiheit stehen in großen Umwälzungen wider einander. Die Kinder des Gebots verteidigen ihr Dasein, verteidigen das Wesen des Gebots, und daneben kämpfen die Kinder der Freiheit ihren Kampf.

In demselben großen Frankreich, das so viel für die Menschheit getan hat und solchen Zauber durch sein Tun ausübt, finden wir bei dem scheinbar endgültigen Sieg der Demokratie und des Parlamentarismus, welcher ihr Ausdruck ist, die Niederlage und den Zusammenbruch der Kinder des Gebots. Im Jahre 1870, in den Tagen des Mißgeschicks Frankreichs, wurden die Kinder des Gebots überwältigt, und lange brannte die Scham in ihren Herzen; aber auf ihrer Niederlage baute sich neues Leben auf, ein neuer Zeitabschnitt der Demokratie. Und während die Demokratie so viele Jahre hindurch redete, brannten die Kinder des Gebots, die Armee, die große Schweigerin, in Scham.

Aber glauben Sie denn, daß auch heute, da die Kinder des Gebots in der Herrlichkeit der Siege zu wandeln begonnen hatten, das Problem der Demokratie und der Wehrmacht anders aussieht als nach der Niederlage?

Und nun will ich Ihnen noch ein Beispiel aus einem

Lande geben, das ein Ideal der Demokratie ist, und zwar aus der kleinen Schweiz.

Ein Vorbild, unerreichbar, eine kleine Perle, durch Gott für ein demokratisches Experiment geweiht, ein Vorbild, wo die Volksherrschaft zur Wirklichkeit geworden ist, wo selbst ein Erlaß zum Bau einer Brücke durch Abstimmung erfolgen muß, wo die Menschen zwei Drittel ihres Lebens abstimmen und wählen und wo niemand ein individuelles Gebot und ein Muß ertragen würde.

Was geschieht denn dort mit dem Militär? Die Schweiz besitzt Militär. Sie hat es undemokratisch angekleidet. Ich werde niemals den Eindruck vergessen, den ich in Genf erlebte. Als ich mich mit einem meiner Bekannten auf dem dortigen Bahnhof befand, kam mir ein preußisch gekleideter Herr in des „Königs Rock“ zu Gesicht, er trug eine, fast möchte man sagen, Galauniform mit eingeschnittener Taille und kam mit elastischem Soldatenschritt daher. — „Wer ist das?“ fragte ich. — „Das ist ein Universitätsprofessor und Oberst der Schweizer Armee, der sich zu seinen Übungen begibt. Der Oberstrang ist in der Schweiz die höchste militärische Würde.“ Ich war erstaunt. Später, als ich Staatschef wurde, sandte die Schweiz ihren Gesandten nach Polen. Ich sehe noch in Gedanken den Augenblick seines Empfanges; es tritt ein Oberst in Uniform ein und pflanzt sich vor mir stramm auf! Da gedachte ich jenes Eindrucks aus Genf und meines damaligen Staunens.

Hat man also jenes Problem dort in der kleinen Schweiz gelöst? Sollte sich da der Bürger und Soldat dermaßen im demokratischen Leben verschmolzen haben, daß keine Gegensätze mehr bestanden? Ist es nicht einfach eine Folge davon, daß die Schweiz keine Kriege führt, daß ein Befehl dort nur für einen halben Tag gilt und der Soldat für die

andere Hälfte des Tages frei ist und zu seinem militärischen Vorgesetzten „Bon jour, monsieur!“ sagen kann?

Ich will nicht den Wert der Schweizer Wehrmacht verkleinern. Sie fördert wahre Wunder von Leistung. Wo könnte eine andere Armee wie die schweizerische im Laufe eines Tages sich ganz auf ihre Beine stellen? Während der Übungen holt sie wahre Wunder der Kraft und Leistungsfähigkeit aus sich heraus. Hat also vielleicht dort das Problem der krassen Gegensätzlichkeiten eine Lösung gefunden? Vielleicht werden wir auf diese Weise eine Beruhigung und einen Frieden zwischen den Kindern des Gebots und denen der Freiheit finden?

Wenn ich dieses Problem vor Ihnen ausbreite, so tue ich es, weil seine Rätselhaftigkeit und seine Schwierigkeiten mich seit jeher gelockt haben. Gott hat in meine Brust die Elemente der Kraft und die Macht des Befehlens gelegt. Er gab mir im Keim, im Gefühl die Liebe zur Macht und Kraft. Gleichzeitig aber bin ich durch ein langes Leben lang Schulter an Schulter mit Kämpfern der Demokratie gegangen. Deswegen habe ich dieses Problem gesucht. Ich suchte nach einer Lösung, ich wich nicht vor Lichtbrechungen zurück, die Ultraviolett geben und mit Ultraviolett blenden. Ich wollte kein Sklave sein, sondern suchte die Freiheit; ich war ein Kind der Freiheit, und ihretwegen suchte ich nach Macht. Aber Macht fand ich nirgends ohne Kraft des Gebots und des Müssens. Und in diesem ewigen Problem, in diesem Gegensatz zwischen Demokratie und Wehrmacht wurde ich lange erzogen. Ich nahm dieses Problem in meine Hände, ohne Scham oder Unwillen zu fühlen, denn ich war ein Kind der Freiheit. Aber den Widerspruch zwischen Gebot und Freiheit habe ich bis jetzt nicht zu lösen vermocht.

Ich gebe diesem Problem eine Fassung und überreiche es Ihnen wie einen Edelstein. Es bleibt der Versuch, eine Entscheidung zu finden.

Während ich tausendmal die Geschichte dieses Problems in Gedanken überprüfte und die schrillen Widersprüche nicht lösen konnte, suchte ich nach dem Symbol, nach der unerforschlichen Macht des Symbols, welche den Menschen Gehorsam stärker aufzwingt als die gewöhnliche Macht eines Befehls.

Die Symbolik der menschlichen Seele, — wie ist sie doch tief! Wieviel Wahrheit steckt in dem zynischen Ausspruch des großen Feldherrn Napoleon: „Gebt mir einen Knopf, und ich werde die Menschen zwingen, für diesen Knopf zu leben und zu sterben.“

Das Geheimnis des Symbols aus dem ewigen Himmel: finden wir nicht in ihm die Lösung des Mißklangs, die Aufhebung oder Linderung des Problems?

Als man einst die königliche Gewalt mit Purpur und Gold schmückte, die menschliche Nichtigkeit unter diesen Farben verbarg, holte man selbst das Symbol der Ewigkeit vom Himmel herab, damit die Nichtigkeit nicht störend wirkte. Die Macht dieses Symbols war so groß, daß unter dem Schutz des königlichen Hermelinmantels die Menschheit Jahrhunderte gelebt hat. Als der preußische Offizier mit Stolz „seines Königs Rock“ antat, war auch ihm die Macht des Symbols eingeprägt.

Findet die Demokratie kein Symbol? Besitzt sie nur aufgeknöpfte Westen und lose flatternde Halstücher und die ungezähmte Freiheit, jede Autorität zu besudeln? Ich rate den Kindern der Freiheit, darüber nachzudenken.

Das Recht ist überall das Symbol der Demokratie, von ihren Anfängen an. Sie will einen Ersatz der Macht geben,

indem sie als Symbol auf das über dem Volk aufgerichtete Recht weist. Das Recht beseitigt die persönliche Lage, beseitigt Persönlichkeiten, das deutliche menschliche Gesicht und verleiht ihnen niemals einen Schein der Ewigkeit, es macht sie stets nur zu Repräsentanten einer Sache, zwingt sie, den Wählern zu gehorchen, kleidet sie in ein abstraktes Symbol. Das Recht legt den königlichen Hermelin an. Man setzt ihm die goldene Krone auf. Heute aber ist es ein Fehler der Demokratie, daß sie ihre Richter nur in eine unscheinbare schwarze Toga kleidet.

Ist der kalte Glanz des Rechts imstande, zu erwärmen und zu trösten? Führt es Gebot und Muß mit sich? Läßt es nicht allzu weit reichende Ausnahmen zu? Ist die Demokratie nicht mit sich selbst im Widerspruch, wenn sie sagt: „Unser König ist das Recht“ und zugleich die Sünden der kleinen Könige in Sünden des Rechts verwandelt? Ist das ein ausreichendes Symbol?

Suchen wir noch weiter. Bestehen andere Symbole, die in der Geschichte als Mörtel und Bindemittel für den Bau der Demokratie verwandt wurden? Wenn man von der Wehrmacht spricht, wird ein Symbol sichtbar. Wenn die Königsgewalt ins Wanken gerät, wenn ein neuer Zeitabschnitt beginnt, bleibt anstatt der Symbole, die vom Himmel ihren Anfang nehmen, ein Ersatz der Tugend übrig: die Ehre. Die Ehre — das ist der Gott des Soldaten, der ihm das Gebot bringt. Sie hat eine solche Stoßkraft, daß sie den Tod hervorrufen kann. Hütet Euch, Ihr Herren Demokraten, das Ehrgefühl anzutasten! Der letzte Mörtel birst, die letzte Fessel zerreißt! Ehre ist Macht. Und alle mit ihr verbundenen Sitten und selbst Lächerlichkeiten sind den Heloten der Demokratie, den Kindern des Gebots, den Soldaten und ihren Führern eine Verschönerung des Lebens.

### Recht und Ehre, Ehre und Recht.

Wenn ich das Leben betrachte und das Grün des Lebens, die Farbe der menschlichen Hoffnung, beschaue, wenn ich nach diesen Dingen forsche, die die Macht des Symbols besitzen, finde ich, ohne die gestellte Frage lösen zu können, in Ungewißheit zwischen Liebe zur Macht und Liebe zur Freiheit nichts als Recht und Ehre.

Recht und Ehre, Ehre und Recht. — Vielleicht kann das ein ausreichendes Bindemittel sein. Man muß sie leben lassen. Wenn diese Blumen zu leben beginnen — weicht auch die Fragestellung in ihrer ganzen Rücksichtslosigkeit in die Zukunft. Der Himmel läßt dann andere Pflanzen auf der Erde wachsen . . . und uns wird schon der Rasen decken.

Während ich zwischen der Liebe zur Kraft und Macht und zwischen der ohnmächtigen Kraft der Freiheit zweifelnd stehen bleibe, vermag ich die Frage nicht zu lösen. Ich gebe sie in Ihre Hände als einen Edelstein. Dieses Problem ist eine der schwersten Menschheitsfragen, die vom Leben der Reflexe lebt, ein Problem, das die Menschen anzufassen fürchten, denn sie ziehen dem Edelstein der Wahrheit den Glanz und Flitter des Scheins vor.

Aber das Problem lebt unter uns und offenbart sein Bestehen in sozialen Reibungen und kündigt drohend diesem oder jenem Vernichtung an: den Kindern der Freiheit oder den Kindern des Gebots, der Demokratie oder der Wehrmacht. —

# Zur Aussprache

- a = nasales o, wie das franz. on.  
c = wie das deutsche Z.  
é oder ei = innige Verschmelzung von tss mit j.  
ch = wie in ach.  
cz = wie das deutsche tsch.  
dz = enge Verbindung von d und s.  
dź oder dzi = innige Verschmelzung von ds und j.  
dż = wie dsch.  
e = offenes, kurzes e oder kurzes ä.  
ę = nasales ä, wie das franz. in.  
ki = k mit j innig verschmolzen.  
ł = wie uo.  
mi = innige Verschmelzung von m mit j.  
ń = innige Verschmelzung von n mit j, wie im Spanischen ñ.  
o = offenes, kurzes o.  
ó = kurzes, geschlossenes u.  
pi = p mit j innig verschmolzen.  
s = das stimmlose ss wie in Ross.  
ś oder si = wie ssi.  
sz = wie das deutsche sch.  
wi = w mit j innig verschmolzen.  
y = wie ein kurzes ü, aber näher einem i.  
z = das stimmhafte s in Rose.  
ż und rz = wie in Logis, Journal.  
ź oder zi = wie sj.

# Register

- | A                                     | B                                         |
|---------------------------------------|-------------------------------------------|
| Aachen 280                            | Balkan-Krieg 28                           |
| Adrianopel 35, 59                     | Baranowicze 240                           |
| Afiun-Karahissar 24                   | Bastuny 239, 241                          |
| Aisne 304                             | Batory, Stefan, König von Polen 169       |
| Albanischer Aufstand 31               | Bazaine, franz. Marschall 37, 300 bis 301 |
| Albrecht, Erzherzog 309               | Berg, Nicolas 65                          |
| Alexander II., Zar von Rußland 63, 69 | Bernadotte, Marschall 293, 295            |
| Alexejew, russ. Admiral 326—328, 332  | Bethmann Hollweg 309                      |
| Allianz (Heilige) 79                  | Biala 112, 129                            |
| Amerika 177                           | Bialystok 103                             |
| Antwerpen 304—306                     |                                           |
| Auerstädt 293, 295                    |                                           |
| Augustów 68—69, 71, 98, 101           |                                           |
| Austerlitz 28, 43, 226                |                                           |
| Awejda, Oskar 65, 71                  |                                           |

*Bieniakonie* 241, 248  
*Bieniowski* 22  
*Biernacki, Oberst* 239  
*Bobiatyński, Major* 240  
*Bobrowski* 113, 124  
*Bodzentyń* 103  
*Bolesław der Kühne, König von Polen* 166  
*Bolesław der Tapfere, König von Polen* 166  
*Bolschewisten* 224, 226, 230, 232, 240 bis 241  
*Bosak-Hauke, poln. General* 157  
*Botha, Burengeneral* 11  
*Briand, franz. Minister* 246  
*Brimont (Fort)* 315  
*Brunner, russ. General* 110—112, 122  
*Brześć* 69, 102, 126, 129, 136, 224, 240, 261, 274  
*Brzozowski, Major* 237  
*Buller, engl. General* 11  
*Burenkrieg* 52, 146

## C

*Callier, poln. Oberst* 149  
*Carnot* 363  
*Cäsaren* 320, 322  
*Charbin* 327  
*Chinesen* 228  
*Chmieliński, Zygmunt* 151, 157  
*Chocim* 169  
*Chodkiewicz, Hetman von Polen* 170  
*Chrzanowski, Stabschef aus der Revolution* 1830 244, 302  
*Cichorski (s. Zameczek-Cichorski)* 118  
*Cinnatus* 322  
*Ciołkowo* 103  
*Clausewitz* 260, 279  
*Cromwell* 309  
*Cuneo* 74  
*Czachowski* 118, 150, 152  
*Czarniecki, Hetman von Polen* 170  
*Czengier, russ. Oberst* 130

## D

*Dąbrowski, Jarosław, Leiter des Aufstandes von 1863* 70, 73, 88—89, 91, 93, 123—124  
*Dąb-Wielki* 244, 245  
*Danilowski* 104, 113, 124  
*Danton* 362  
*Davoust, Marschall* 43, 293, 295  
*Dęblin* 100  
*Deskur* 103  
*Deutschland* 79  
*Diebitsch, russ. General* 245

*Douaumont* 246  
*Drądzewo* 152  
*Dschemal-Bey* 26, 48—49  
*Dziewulski, Oberst* 241

## E

*Erlach, schweiz. Major* 84

## F

*Fenzi Bey* 26  
*Figeti* 103  
*Foch, franz. Marschall* 305  
*French, engl. Marschall* 303—308, 310  
*Friedland* 28, 43  
*Friedrich der Große, König von Preußen* 171, 323  
*Friedrich Karl, Prinz von Preußen* 297—298, 327  
*Frossard, franz. General* 299—301

## G

*Galizien* 20, 79, 147, 156  
*Garwolin* 69  
*Genua, poln. Offiziersschule* 74  
*Gesket, Sergius* 65, 104, 109, 111  
*Getschenkla* 46  
*Goethe* 344  
*Goltz v. d.* 225, 342  
*Grochowiska* 138  
*Grodno* 226, 228—229, 231—232, 240  
*Großer Generalstab (deutscher)* 256 331

## H

*Haazebrouck* 306  
*Haller, poln. General* 241  
*Hamilton, John, engl. General* 330  
*Hei-kau-tei* 45  
*Henrys, franz. General* 234  
*Hindenburg, Feldmarschall* 283 bis 286, 309  
*Hohenlinden* 295  
*Hohenzollern* 299  
*Hötzendorf von, Conrad, Feldmarschall* 309

## I

*Ignacewo* 150  
*Italien* 79, 174  
*Ismid* 46—47

## J

*Jagiellonen, poln. Königsdynastie* 166 bis 167

Janów 128  
 Japan 326, 345—346  
 Jedlnia 103, 123  
 Jena 28, 293  
 Jeziorański, Antoni 74, 98, 114, 117,  
 122, 135, 150  
 Joffre, franz. Marschall 305—306  
 Josua 275  
 Jungtürken 57

## K

Kalisz 68—69, 71, 74, 91, 98, 100 bis  
 101, 117, 122, 128  
 Kampinosforste 98  
 Karl, Erzherzog 309  
 Kasimir der Große, König von Polen  
 165  
 Kasprzycki, T., Brigade-General 228,  
 238  
 Katajama 345—346  
 Katharina II., Zarin von Rußland 171  
 Kawekami, jap. Oberstleutnant 247  
 Kielce 68—69, 98, 105, 130  
 Kirk-Kilisse 18, 24, 32, 35, 59  
 Kitchener, Lord 303—308, 310  
 Kluck von, deutscher General 279  
 bis 283, 286—287  
 Kobylanka 150  
 Kodeń 102—103  
 Kommune (Pariser) 70  
 Kongreßpolen 20—21, 67—68, 72, 76,  
 79, 87—89, 92, 99—101, 106, 110,  
 138, 147  
 Kononowicz 118  
 Konstantin, russ. Großfürst, Statthal-  
 ter von Polen 108, 124  
 Konstantinopel 36  
 Konvent 319  
 Koprüli 20  
 Kościuszko 245  
 Koschana 20  
 Kowatschew, bulgarischer General 21  
 Krakau 20, 68, 71, 74, 101, 103, 110,  
 116  
 Krimfeldzug 69  
 Kruk-Heydenreich 151—152  
 Kuhl von, Stabschef der Armee von  
 Kluck 282  
 Kuroki, japan. General 14, 37, 329  
 bis 331  
 Kuropatkin, russ. General 14, 18, 28,  
 37, 221, 246—248, 325—332  
 Kurowski, Apolinary 74, 98, 114, 116,  
 121, 135  
 Kutrzeba, Taddäus, s. „Miles“, Oberst,  
 jetzt General 290, 318

## L

Ladysmith 11  
 Langiewicz 20, 66, 74, 81, 92—93, 98,  
 103, 114, 116—117, 119, 121, 131,  
 133, 136—139  
 Lasocki 236  
 Łęczycza 77  
 Lemberg 222—224, 231, 232  
 Leśna 240  
 Letten 228  
 Lewandowski, Walery 74, 114—115,  
 131, 135—136, 139  
 LiaoYang 12, 14, 18, 37, 326—328, 331  
 bis 332  
 Lida 169, 223, 226, 228—229, 235—236,  
 238—241  
 Ligny 42  
 Limanowski, Boleslaw 66  
 Litauen 92, 229  
 Lloyd George 246, 310  
 Łokietek, Władysław, König von Po-  
 len 165  
 Łomazy 103  
 Łomża 68  
 London 73, 79, 308  
 Lubartów 101  
 Łubieński 245  
 Lublin 67, 69, 71, 100, 105, 115—116,  
 121, 128, 149  
 Ludendorff 284—285, 309  
 Lüle-Burgas 18, 24, 26, 29, 35—36, 55  
 Łunna 240  
 Lüttich 73

## M

Machmud-Muchtar-Pascha 23—27, 34,  
 48—50, 55  
 Maciejowice 245  
 Mackiewicz, Oberst 238  
 Majewski, Karol 65  
 Mamajew, russ. General 112  
 Mandschujama 12, 42  
 Mandschurei 327—328  
 Marczewski 104, 113  
 Marengo 295  
 Maria Theresia, Kaiserin von Öster-  
 reich 171  
 Maritza 20  
 Marne 282, 286—287  
 Marneschlacht 286, 304, 308  
 Masowien 68, 71, 101, 105, 149  
 Masurische Seen 312  
 Mazedonien 20—21  
 Mazumaga 14  
 Mechmed-Ai-Bey 26  
 Mereczanka 230  
 Mętman, franz. General 300

Michalowice 103  
 Mickiewicz, Adam 242  
 Miechów 121, 134—135  
 Mielecki 117  
 Mierostawski 93, 114, 117, 133, 139  
 Miles, s. General Kutrzeba 290, 318,  
 322, 324—325, 333  
 Milutin, russischer Minister 174  
 Mińsk 226, 236, 240  
 Modlin 89—90, 92, 100  
 Moltke, Feldmarschall 297—298, 301,  
 327  
 Mosty 225  
 Mukden 18, 246—248, 327, 329  
 Mystkowski, Ignacy 151

## N

Nachod 297  
 Naliboker, Forste 225  
 Napoleon I. 10, 28, 42—43, 146, 228,  
 243—244, 246, 274, 293—295, 302,  
 323, 330, 368  
 Napoleon III. 23, 300  
 Nationales Zentralkomitee (National-  
 regierung des Aufstandes von 1863)  
 70—72, 75—77, 79—81, 84, 88, 95  
 bis 96, 98, 114, 145, 147, 177  
 Nazim-Pascha 59  
 Nencki 102—103  
 Njemen 225  
 Nikolai Nikolajewitsch, Großfürst von  
 Rußland 312  
 Nikolaus I., Zar von Rußland 69  
 Nivelle, franz. General 245—246, 310  
 bis 311, 315  
 Nizam 26  
 Nowa Wieś 152

## O

Oborski, Ludwik 152  
 Oise 282  
 Ojców 122, 134  
 Okasaki 12, 14, 42  
 Olita 225  
 Olkusz 116  
 Opatów 157  
 Ostende 306  
 Österreich 79—80, 309  
 Ostpreußen 312  
 Ostrołęka 245  
 Oxiński, Józef 74, 91, 98, 114  
 Oyama, japan. General 246

## P

Pacta conventa 168  
 Paderewski, J. I. 233

Padlewski, Zygmunt, Führer des Auf-  
 standes von 1863 70, 73, 92—93, 97  
 bis 98, 104, 114, 116—118, 123, 131,  
 137, 139—140, 155  
 Paris 73—74, 79, 114, 233, 241, 246,  
 282, 287, 301—302, 307, 315  
 Pawlischtschew, Nicolas 65  
 Pawłowo 248  
 Peter der Große, Zar von Rußland  
 323  
 Petersburg 327—329  
 Petra 18, 24, 29  
 Piasten, poln. Königsdynastie 165  
 Pinsk 135  
 Piotrkow 68  
 Plock 68—69, 71, 98, 100—101, 103,  
 113, 116, 122—123, 125, 136, 151  
 Poddapięta 288  
 Podlasie 67, 71, 74, 98, 101, 103, 114  
 bis 115, 122, 127, 135  
 Poniatowski, Stanislaw August, König  
 von Polen 172  
 Port Arthur 327  
 Posen 147, 155—156  
 Powązki 88  
 Prądzyński, poln. General 244—245,  
 302  
 Preußen 79—80, 174, 293  
 Prittwitz von, deutscher General 284  
 Pruzany 135  
 Przyborowski, Walery 65—66, 104,  
 108, 111

## R

Radom 67, 69, 100, 121, 123  
 Raduń 226  
 Radziwiłł 241  
 Radzymin 101  
 Radzyn 103  
 Ramsay, engl. General 107—111  
 Rawa 74, 98, 135  
 Rawlinson, engl. General 305—306  
 Rembertow 261, 263, 265, 274  
 Rennenkampf, russ. General 284  
 Revolution, französische 246  
 Ribot 246  
 Robespierre 362  
 Rogaliński 103  
 Rogiński, Roman 74, 112, 122, 135  
 Rom 320—321, 323—324, 348—349  
 Różanka 226, 229  
 Rudnikiforst 226, 230  
 Rudzki, Bronisław 128  
 Rußland 245, 345  
 Rydz-Smigły, Generalinspektor der  
 poln. Wehrmacht 236—237, 239

## S

- Saar 297—299  
 Saarbrücken 297—298  
 Sacharow, russ. General, Stabschef von Kuropatkin 327  
 Samsonow, russ. General 284—285  
 Sandepu 221  
 Sandomir 20, 67, 71, 74, 81, 101, 103, 110, 116, 148, 150—151  
 Sankei-Seki-Sau 43  
 Scha-he 14, 43, 331  
 Schweiz 366  
 Sedan 302, 307  
 Seine 282—283  
 Sia-Effendi 26  
 Siedlce 68, 98, 115  
 Siemiatycze 135  
 Sienkiewicz, Henryk 288  
 Sierakowski 174—176  
 Sipinghai 18  
 Skobelew, russ. General 326  
 Skrzybowce 235, 238—239, 241  
 Skrzynecki, poln. General 244—245, 302  
 Slonim 223, 236, 240  
 Słowacki, Julius 22, 27, 242  
 Smigly, siehe Rydz-Smigly  
 Sobieski, Jan, König von Polen 169  
 Soleczniki 248  
 Sosnkowski, K., jetzt Divisionsgeneral 229  
 Spichern 296, 298—301  
 Spionskopp 11  
 Stachiewicz, J., Oberst, später Brigadegeneral 228  
 Stackelberg, russ. General 332  
 Staden, russ. General 129, 136  
 St. Avold 299—300  
 St. Helena 244  
 Steinmetz, preuß. General 297—298, 301—302, 327  
 Strunziza 20  
 Strzelec 23, 51  
 Süliolu 47  
 Suraż 101, 103  
 Suwałki-Regiment 236, 239, 241  
 Szaniawski 103  
 Szeptycki, Graf, poln. General 229, 234, 236  
 Szwarcze, Bronislaw 71, 78  
 Szydłowicz 103, 116

## T

- Taczanowski, poln. General 150  
 Thorencroft, engl. Oberst aus dem Burenkrieg 11

- Tilsit 295  
 Timurhau-Erikler 29, 32, 34  
 Tokarzewski, poln. Oberst, später General 229  
 Tolstojaner 344  
 Trąpczyński, Józef 151—152  
 Traugott, Romuald, poln. General, Leiter des Aufstandes von 1863 154, 156—157  
 Tripoliskrieg 31  
 Tschataltscha 18, 25—26, 30, 36  
 Turkestan 326

## V

- Verdun 246

## W

- Wąchock 116  
 Wagram 28  
 Wartensleben von, preuß. Oberst 297  
 Warschau 20, 68, 70, 81, 88—89, 92 bis 93, 95—96, 98, 100, 104, 113, 115, 123 bis 126, 130, 142, 148, 261  
 Warschau, Großherzogtum 295  
 Warta 91  
 Waterloo 244, 293  
 Waza, Königsdynastie in Polen 168  
 Węgrów 122  
 Weimar 293  
 Wellington 293  
 Wielopolski, Konstanty, Markgraf 108  
 Wien 169, 309  
 Wilno 222—226, 228—229, 232—234, 236, 239, 241—243, 248  
 Wisła 18, 24  
 Witos 290  
 Władysław IV., König von Polen 169  
 Wojciechowski, Stanisław, Minister des Innern, später Staatspräsident 234, 241  
 Wolkowysk 223  
 Woskrzenice 135  
 Wyspiański, Stanisław 227

## Y

- Young 152

## Z

- Zamartynów, Übungsfeld bei Lemberg 45  
 Zameczek-Cichorski 103, 118  
 Zamość 92, 100  
 Zawistowski 240  
 Zdanowicz 121  
 Zdzięcioł 240  
 Zeebrügge 288  
 Zeligowski, poln. General 352  
 Zyrmuny 239  
 Żyżyn 151

**Auch Frankreichs Frontkämpfer fordern Verständigung!**

**Fernand de Brinon**

# **Frankreich / Deutschland**

**1918 — 1934**

Aus dem Französischen übertragen von Albert Koerber.

Mit einem Vorwort von Professor Grimm, Essen (Ruhr).

In Ganzleinen gebunden 3,20 RM.

Frankreich — Deutschland — die beiden Namen und Begriffe, die durch Jahrhunderte die Geschichte Europas bestimmen, deren Verhältnis seit 1918 vor allem die Geschichte der Nachkriegszeit bildet. Unendlich viel ist darüber bereits geschrieben worden, aber noch nichts, das an Klarheit, Sachkenntnis und „praktischem, verstehendem Realismus“ — wie Sir Samuel Hoare dieser Tage vor dem Unterhaus sagte — an das neue Buch Fernand de Brinons heranreichen könnte.

Fernand de Brinon, im Kriege Frontsoldat und Informationsoffizier des Großen Hauptquartiers, nachher Schriftsteller und Journalist, ist der breiteren deutschen Öffentlichkeit durch seine Unterredung bekannt geworden, die er im November 1933 mit dem Führer Adolf Hitler hatte. Der Verfasser ist zweifellos durch diese Unterredung auf das stärkste beeindruckt worden. Das spiegelt sich nicht nur aus den Aufsätzen, die er seinerzeit in der französischen Presse veröffentlichte, sondern das kommt auch in dem Ton seines Buches zum Ausdruck, der von hier ab wärmer, persönlicher wird, ohne allerdings an Unvoreingenommenheit zu verlieren. . . .

Die Kapitel „Ist Hitler ein Träumer?“ und „Entwurf für die deutsch-französische Regelung“ gehören zu den interessantesten des ganzen Buches. Sie erheben das Buch zum Standardwerk des Verhältnisses Frankreich — Deutschland.

. . . . Alles in allem ein Buch, dessen Gewicht nicht einmal rein politisch ist, das beispielsweise die wirtschaftlichen Zusammenhänge ebensowenig außer acht läßt. Aber ein Buch, das ganz allgemein notwendig ist und das einmal geschrieben werden mußte, von einem französischen Patrioten geschrieben werden mußte, so, wie es geschrieben worden ist und nun vorliegt . . . .

National-Zeitung, Essen. 14. Juli 1935.

Lieferung kann durch jede gute Buchhandlung erfolgen.  
Verlangen Sie dort oder beim Verlag den Sonderprospekt.

